

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg**

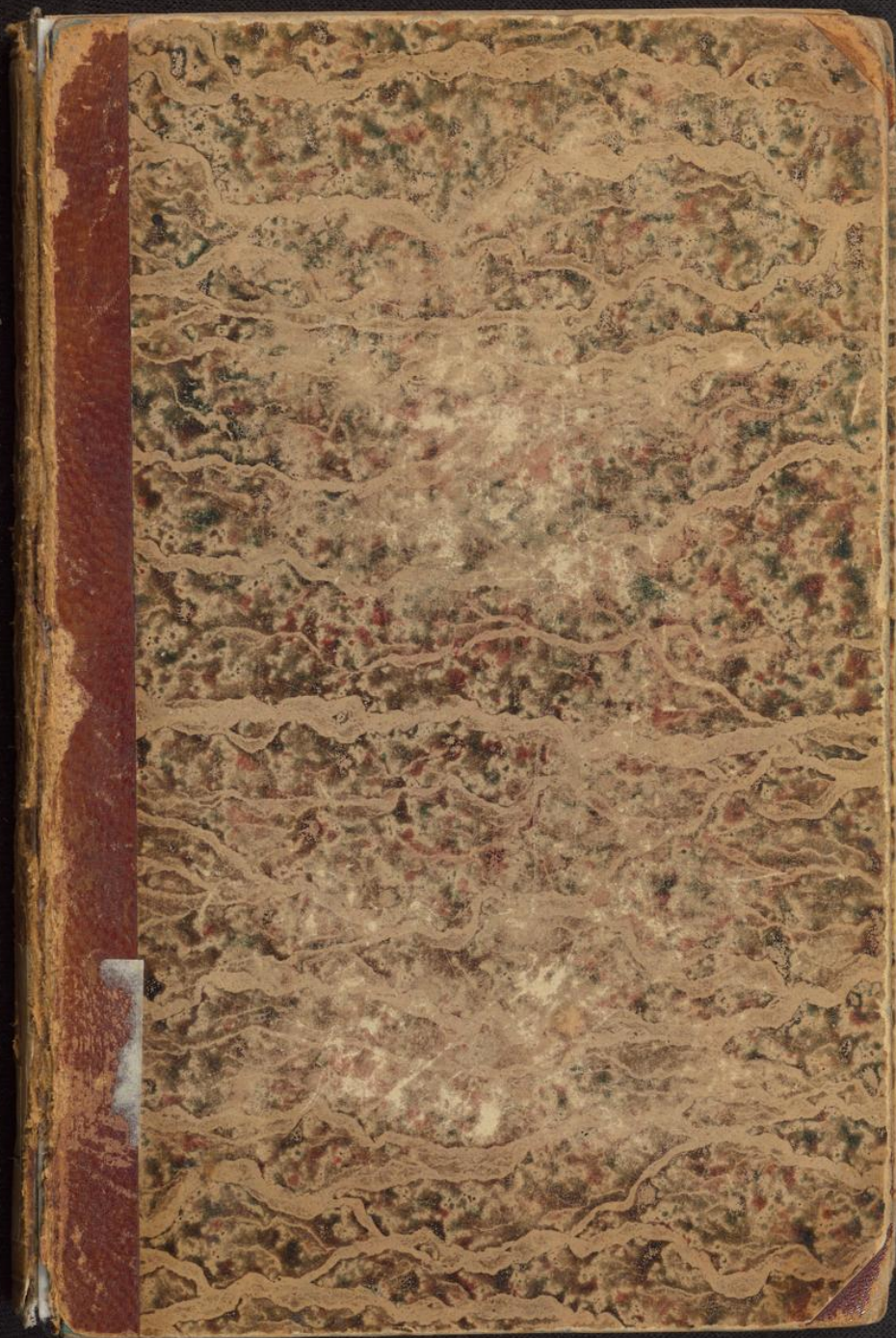
ein Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

Das Landschaftliche und Geschichtliche enthaltend

**Schwab, Gustav**

**Stuttgart, 1840**

[urn:nbn:de:bsz:31-140716](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-140716)



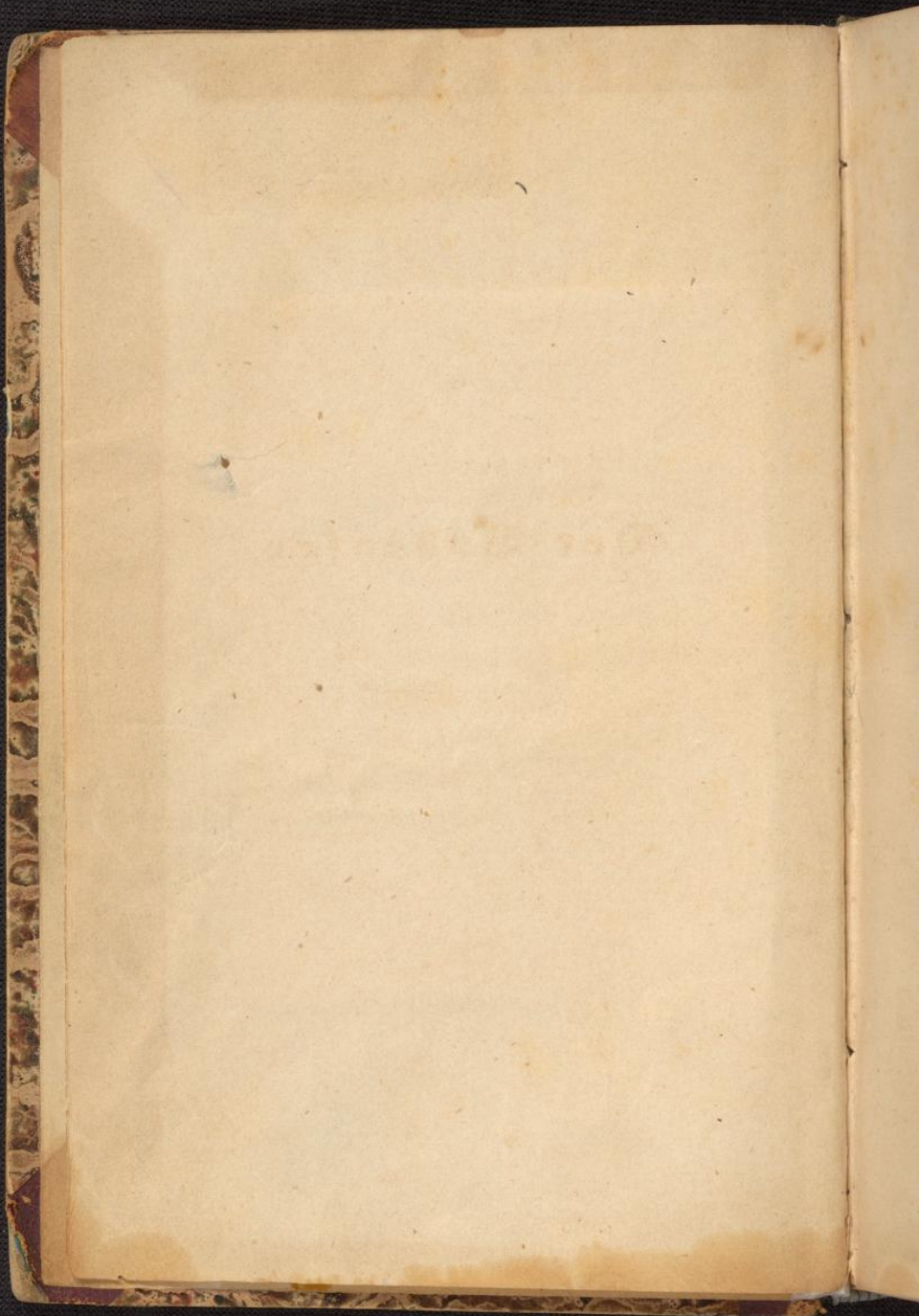
056 A 480, 1-2



## Leihregel.

---

1. Das Buch ist zu schonen.  
Unreine Hände, Befeuchten der Finger, Einbiegen der Blätter, Bleistiftstriche, Einschreibungen sind zu vermeiden.
  2. Wenn in der Wohnung des Entleihers eine ansteckende Krankheit ausbricht, ist dies anzuzeigen und das Buch (behufs Desinfektion, beziehungsweise Vernichtung) zurückzustellen.
  3. Beschädigte oder verlorene Bücher sind zu ersetzen.
  4. Weiterverleihen ist untersagt.
  5. Der Entleiher verpflichtet sich zur rechtzeitigen Rückgabe. Sollten durch seine Schuld Verzögerungen eintreten, so trägt er die Kosten der Abholung durch einen Boten.
-



2491

# Der Bodensee

von

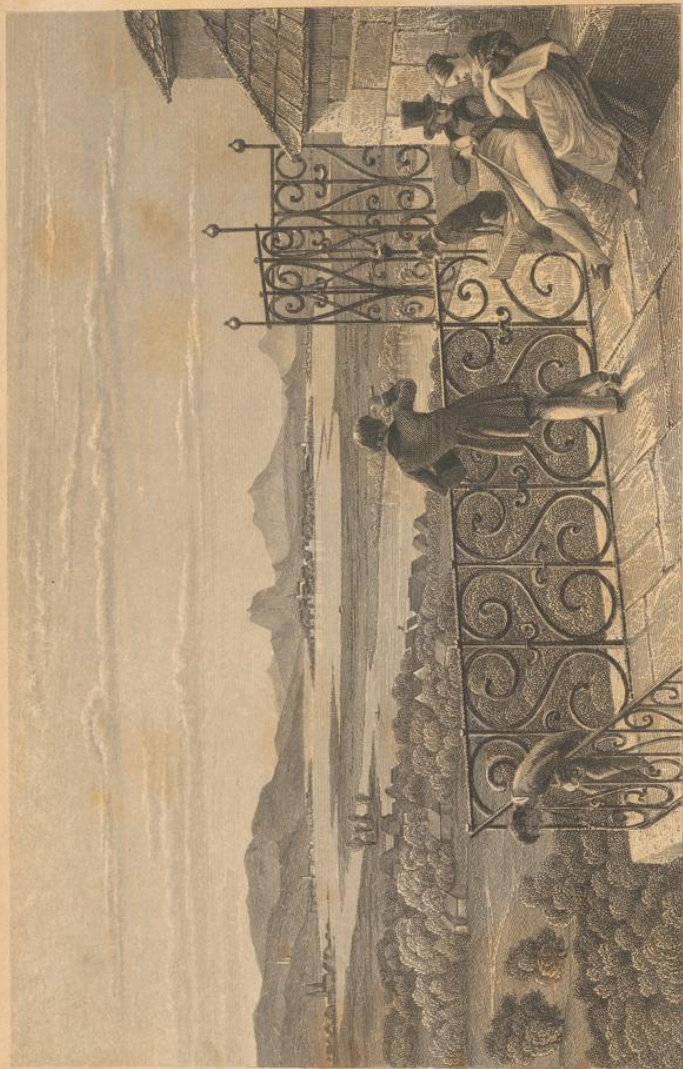
Gustav Schwab.

*Original 1/2 1/2*

66 28

Der Koblenzer

Geistliche



G. Frommel & H. Wörcklis sculp.

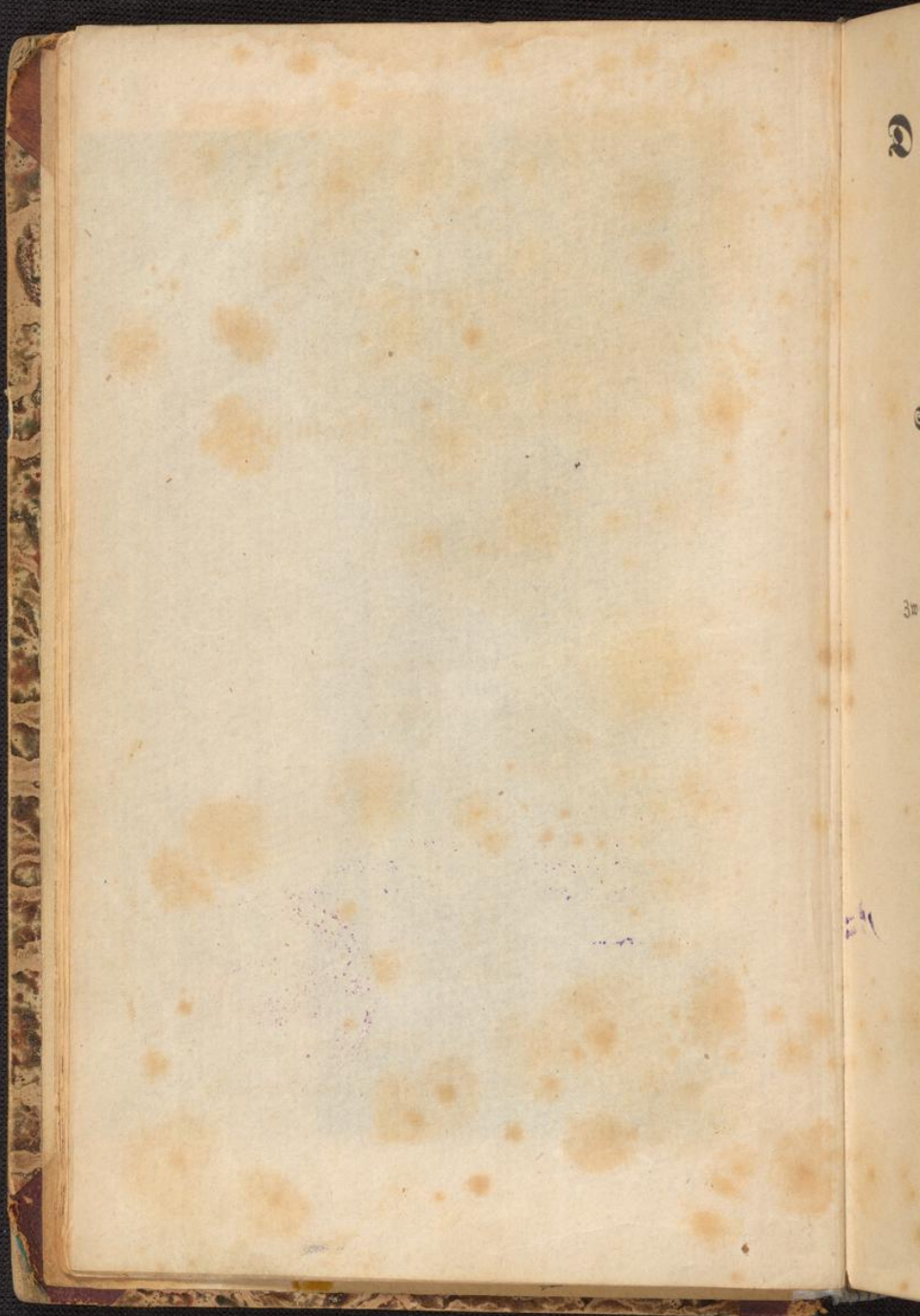
AUSSICHT VON DORN IN KONSTANZ  
ÜBER DIE INSEL REICHENAU UND DAS HEGAU.



Landesbibliothek  
Karlruhe

*Original of H. W. Müller*

AUFSICHERUNG VON IRONEN IN GÖNNSTÄHNEN  
ÜBER DIE IRONEN REICHERAU UND DAS HEGAU.



4

# Der Bodensee

nebst

## dem Rheinthale

von

St. Luziensteig bis Rheinegg.

Von

Gustav Schwab.

Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit zwei Stahlstichen und zwei Karten.

Erste Abtheilung,

das Landschaftliche und Geschichtliche enthaltend.

Um sorgfältigste Behandlung des  
Werkes wird dringend ersucht!  
Bei Beschädigung oder Be-  
schmutzung wird Schadenersatz  
erfordert.



Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1840.

7. 2. XI 2817

1956 Cg 1564

056 A 480, i



287.

## V o r r e d e .

### Erste Auflage.

Schüchtern und im lebhaften Gefühle seiner vielfältigen Unvollkommenheiten übergebe ich diesen zweiten Versuch eines Reisehandbuches, nachdem ein erster \* mit unverdienter Güte aufgenommen worden, dem Publikum. Die Aufgabe war diesmal viel umfassender und durch die Menge der Quellen und Hülfsmittel, deren Benützung, ohne daß ich sie hier namentlich aufführe, nicht verkant werden wird, mehr erschwert als erleichtert, so daß mir oft der Muth während der Ausarbeitung sinken wollte. Nur die thätige Unterstützung theilnehmender Freunde erleichterte mir das Werk, und die unermüdlche Sorgfalt eines mit den Seegegenden in jeder Hinsicht vertrauten, liebevollen Beförderers dieser Arbeit hinderte, wenn es auch nicht zur vollen Reise durch sie gebracht werden konnte, doch sein gänzlches Mißlingen. Herzlichen Dank Jedem für jede Bemühung, und zum voraus für jede künftige Mittheilung oder Berichtigung, die alle gewissenhaft nachgetragen werden sollen.

\* Die Neckarseite der schwäbischen Alb. Stuttg. Metzler 1823.

Die Eintheilung des Werkes, in welchem der geschichtliche Theil von dem topographischen getrennt erscheint, ist durch die zusammenhängende Reihenfolge von Begebenheiten, die durch die siebenzehn Jahrhunderte zu erzählen waren, in welchen die Weltgeschichte auf diesem Schauplatze gespielt hat, nothwendig geworden. Der landschaftliche Theil und die Zugabe von Gedichten sollten den heitern Rahmen zu jenem ernstern Bilde abgeben. Uebrigens erleichtert ein vollständiges Register für Namen und Sachen den Gebrauch des Ganzen. Möge das Buch den Lesern etwas mehr gewähren, als bloß vorübergehende Unterhaltung, für welche dasselbe vielleicht nicht genug berechnet worden ist.

Stuttgart den 18. Oktober 1826.

Gustav Schwab.

## V o r w o r t.

### Zweite Auflage.

Das Publikum hat über die Zweckmäßigkeit dieses Handbuchs günstiger geurtheilt, als der Verfasser. Die erste Auflage desselben ist seit einiger Zeit vergriffen, und ein Theil seines Inhalts in andere topographische Schriften, Reisebücher und Wegweiser übergegangen. Zu mehrerer Bequemlichkeit, besonders reisender Leser, ist nun diese zweite, nach Bedürfniß in vielen Artikeln umgearbeitete oder erweiterte und nach Möglichkeit verbesserte Auflage in zwei Bändchen abgetheilt worden, und die Verlags-handlung hat das Buch aufs Anständigste ausgestattet. Da die Kritik dem Verf. verdacht hat, daß er die Quellen und Hülfsmittel seiner Arbeit beim ersten Erscheinen des Werkes nicht namhaft gemacht, so holt er diese Versäumniß hier nach, und theilt aus seinen Kollektaneen in alphabetischer Ordnung die Namen der Hauptschriftsteller mit, welche bei seiner ursprünglichen und bei der erneuerten Arbeit theils zu Grunde liegen, theils zu Rathe gezogen worden sind. Ihr Verzeichniß lautet, wie folgt: Agathias, Ammian, Aufonius, Ildephons v. Arr (Geschichte des Klosters St. Gallen), Beatus Rhenanus (Germania), Bucelinus (Rhaetia und Constantia), Cluver (Germania und Videliccia), Crusius (Annalen), Ebel (Gebirgsvölker der Schweiz), Ekehard, Junior (de cas. Mon. S. Galli bei Goldast), Konr. a Fabario (Casus), Käsi (Staats- und Erdbeschreibung der Schweiz), St. Gallen (Handschriften der das. Bibl.), Geographische Lexica von Schwaben, Württemberg und der Schweiz, von Röder, Korfinsky und Lindner,



Fäßlin und Marcus Luz, Gluz-Blozheim (Handbuch), Gmelin (Flora Bad.), Goldast (Script. rer. Alemannic). J. Grimm (deutsche Mythologie), Guler von Wined, Hartmann (Bodensee), Hermannus Contractus (Chron. Augiense ed. Uffermann), Hoffmann, (Erdball der Deutschen), Horaz, Hüllmann (deutsches Städtewesen), Kuchmeister (Cas. bei Arr), J. v. Laßberg (Liedersaal und eine Menge schriftlicher und mündlicher Notizen), Manesse, v. Memminger (statist. und topogr. Schriften, vorn. württemb. Jahrbücher), Merian (Theatr. Europ.), Neugart (Episcop. Constant.), Niebuhr (Röm. Gesch.), v. Pahl (Herda), Peutingers Tafel, v. Pfister (Gesch. von Schwaben), Plinius d. Aelt., Ptolemäus, Ratbert (de or. M. S. G.), v. Raumer (Geschichte der Hohenstaufen), Regino (Chron. bei Sattler), Utr. Reichenthaler (Besch. des Konzils in Costenz), Royko (Gesch. der R. Vers. zu Kostniz), Sattler (allg. Gesch. Württembergs), Schleh (Besch. der Herrsch. unterhalb St. Luziensteig), Schönhuth (Reichenau, Hohentwiel, Högau), Schübler (Msept.) Schwäb. Journal (Heilbr. 1801), Schwäb. Chronik, Schultheiß (Mittheilungen aus seiner Konstanzer Chronik), Sidonius Apollinaris, Stumpf (Schweizerchronik), Tschudi (Schweizerhistorie), Vadian (Beschreibung des obern Bodensees), Correspondenzblatt des landwirthschaftl. Vereins, Walafrid Strabo (de vita B. Galli; de vita St. Othmari). Wanderungen am Bodensee (Konst. 1819), Wegelin (Thesaurus), Weingartner Archiv (Manuscript von Pfister). —

Möge, bei vermehrtem Verkehr auf dem Bodensee und immer fleißigerem Besuche seiner herrlichen Ufer sammt der Umgegend, die Erneuerung dieses Werkes sich nicht als überflüssig erweisen.

Gomaringen bei Tübingen,

August 1839.

Der Verfasser.

# Inhalt.

## Erste Abtheilung.

	Seite
<b>I. Landschaftliches</b>	1
1. Entferntere Ueberblicke über den See und das Gebirge am schwäbischen Ufer	3
Heiligenberg	4
Die Waldburg	9
Hohentwiel	10
2. Ueberichten und Landschaften unmittelbar am See	13
Konstanz	13
Die Insel Maynau	15
Die Insel Reichenau	17
Das Schweizerufer am Untersee	19
Der Ueberlinger See	20
Das schwäbische Ufer von Meersburg bis Lindau	24
Lindau	26
Bregenz	28
Der St. Gebhardsberg	29
Fahrt über den Bodensee	30
Das Schweizerufer des Obersees	34
3. Das Rheintal	41
Das Schweizerufer des Rheins	42
Das rechte Ufer des Rheins	48
<b>II. Geschichtliches</b>	55
<b>I. Erste Nachrichten vom Bodensee und der Gegend. —</b>	
Die Römer am See. 58 vor Chr. — 268 n. Chr.	57
<b>II. Die Alemannen am See. Nach Chr. 268 — 500.</b>	68
<b>III. Die Franken. Das Christenthum. Nach Chr. 500 — 800.</b>	77
<b>IV. Der Bodensee unter den Karolingern. Nach Chr. 800 — 900.</b>	95
Geisteskultur am See	99
<b>V. Der Bodensee unter dem salsischen und dem sächsischen Hause.</b>	
Nach Chr. 900 — 1050	106
1. Bischof Salomo von Konstanz	106
2. Herzog Burkhard und seine Nachfolger	114
3. Die Herzogin Hadewig	117
4. Die Hermannen und Ernst von Schwaben	120
5. Kaiser Heinrich III.	123

## VIII

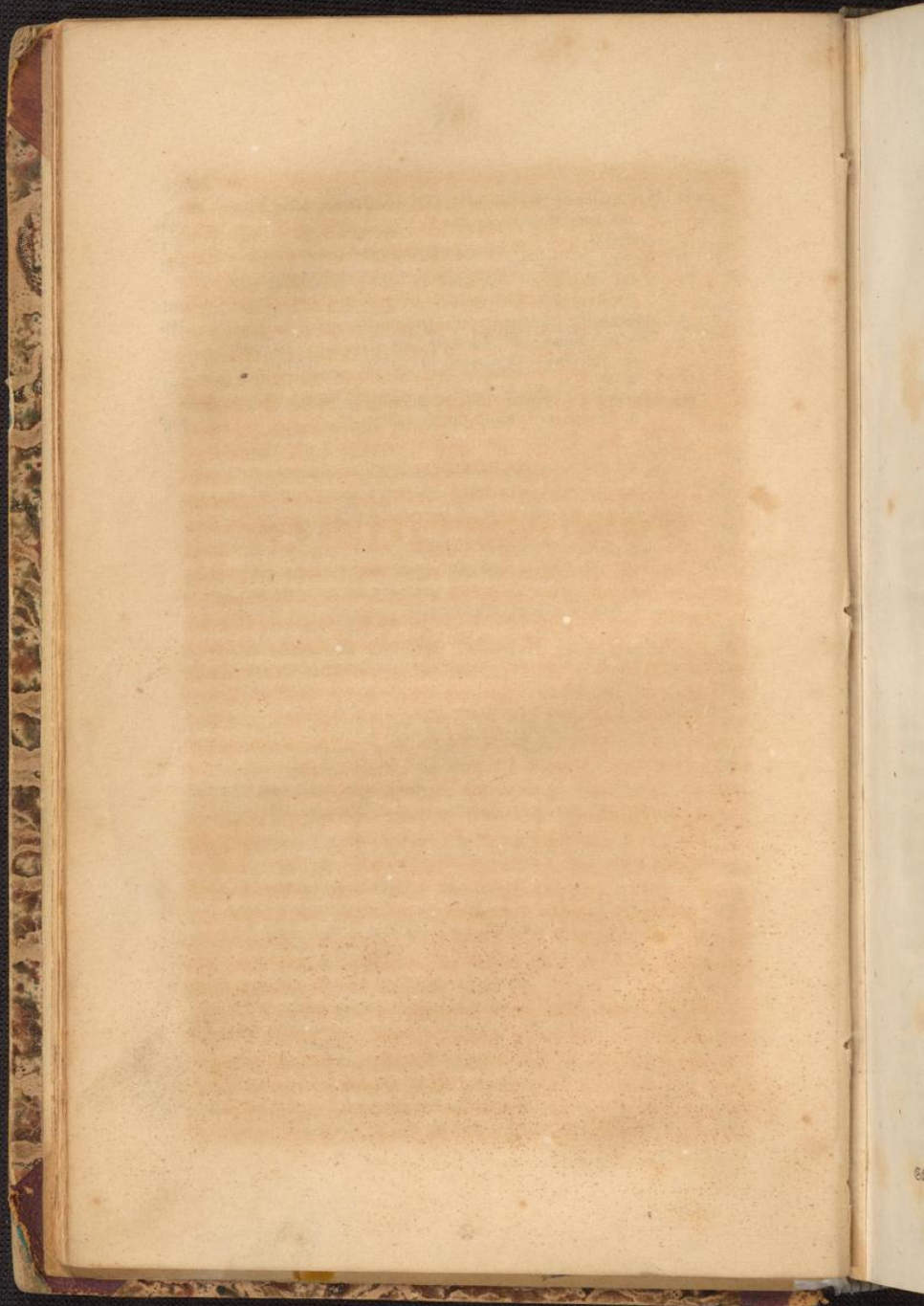
	Seite
6. Rudolph, Herzog von Schwaben und Gegenkönig; Heinrich IV. Kaiser	124
7. Kultur in den Klöstern	127
8. Wessen; und Gibelinenfehde am See	129
<b>VI. Der Bodensee unter den Hohenstaufen. Nach Chr. 1150 bis 1267</b>	131
1. Barbarossa am See	131
2. Der Adel am See und im Rheinthal. Klöster. Städte	133
3. Heinrich VI. 1190 bis 1197	136
4. Die Freierren von Sar im Rheinthal	136
5. Otto IV. und Friedrich II. vor Konstanz (1212)	138
6. Händel am Bodensee	140
7. Konradin am See.	141
8. Burgen und Säger	143
<b>VII. Das Seegebiet unter Rudolph von Habsburg und seinem Sohn. Nach Chr. 1268 bis 1300</b>	158
1. Rudolph als Graf	168
2. Kaiser Rudolph	170
3. Graf Wilhelm von Montfort, Abt von St. Gallen	171
4. Albrecht, Rudolphs Sohn, am See	173
<b>VIII. Das vierzehnte Jahrhundert.</b>	
Kampf und Sieg des Bürgerthums am See. Nach Chr. 1300 bis 1414	175
1. Die Fehde um das Reich. Ludwig der Baiern am See	175
2. Die Bischofsfehde von Konstanz	176
3. Die Städte	179
4. Kaiser Karl VI.	180
5. Zerfall der Häuser Montfort und Werdenberg	182
6. Freiheitsregungen in der Stadt St. Gallen	184
7. Der Appenzeller Krieg und Sieg	186
8. Rudolph von Werdenberg	188
<b>IX. Die Kirchenversammlung zu Konstanz. Nach Chr. 1414 bis 1418</b>	193
1. Pappst Johann XXIII. und Friedrich von Oestreich	193
2. Johann Hus	202
3. Hieronymus von Prag	266
4. Die Pappswahl	208
<b>X. Schweizer; und Schwabenkriege. Nach Chr. 1417 bis 1499</b>	212
1. Der Schweizerkrieg	212
2. Die alten Geschlechter	216
3. Das neue Kloster Norschach. Noth III	218
4. Der Schwabenkrieg. 1496 bis 1499	220
<b>XI. Das Reformationsjahrhundert am See und im Rheinthal</b>	227
1. Der Bauernkrieg	227
2. Die Reformation in St. Gallen, Lindau und Konstanz	239
3. Konstanz verliert seine Reichsfreiheit	244
4. Blick auf Sitten und Kultur am See	248
5. Das Rheinthal. — Die Familien Hohenembö u. Hohenfar	250

IX

---

	Seite
XII. Das siebzehnte Jahrhundert, oder der dreißigjährige Krieg und seine Folgen am See	254
1. Vorspiele	254
2. Anfang des Krieges	256
3. Erster Besuch der Schweden am See. Belagerung von Konstanz und Ueberlingen	261
4. Hohentwiel, Wiederhold und Ueberlingen	266
5. Zweiter Besuch der Schweden am See. — Eroberung von Bregenz, Belagerung von Lindau. — Seekrieg. — Friede.	275
XIII. Rückblick auf Burgen und Geschlechter am Bodensee und im Nibelthal. Vom 14. Jahrhundert an	283

---



I.  
Landschaftliches.

Schwab, Bodensee.

1

1  
Geschichte

1.

aber  
Bren  
noch  
Sü  
get  
der  
von  
zieh  
fort,  
einer  
laufe  
in ein  
wäre  
und  
unma

Reg  
fürde  
punkt  
heiner  
sich er  
man  
von d  
und e  
wo m  
aus

## 1. Entferntere Ueberblicke über den See und das Gebirge am schwäbischen Ufer.

Der Reisende, der eine volle Tagfahrt durch die fruchtbaren, aber einformigen und nur selten und schwach auf- und absteigenden Kornebenen Oberschwabens verloren hat, sehnt sich nach einer Abwechslung. Er wäre schon sehr zufrieden, wenn nur eine mäßige Hügelkette am Horizonte vor seinen Augen aufstiege, wenn ihn ein gewundenes Wiesenthal aufnähme, wenn er sich an einem rauschenden Waldbach in den Schatten der Uferbäume lagern könnte: aber von allem dem wird er nichts gewahr; die wechselflose Landstrasse zieht ihren langen Faden durch die offenen Felder weithin sichtbar fort, und wenn sie auch eine kleine Höhe hinanstiegt, deren Gipfel einen neuen Anblick verspricht: so fängt oben das alte Feld an fortzulaufen, wie man es unten verlassen hat: wenn sie sich auch einmal in einen Wald verliert, so taucht sie nach wenigen Viertelstunden wieder auf zur gewohnten, bald ebenen, bald ausgebauchten Fläche, und am nahen Horizonte zieht sich immer die nämliche krumme, unmalerische Linie hin, hinter der nichts Besseres erwartet wird.

Wir führen hier den Wanderer absichtlich den langweiligsten Weg, der etwa zwischen Sigmaringen und Pfullendorf zu suchen ist, der aber auch ganz unerwartet zu dem herrlichsten Standpunkte führt, auf welchem es mit einem Male wie Schuppen von seinen Augen fällt, und der weite Ausblick in das gelobte Land sich eröffnet, dessen Schilderung wir diese Blätter widmen. Wenn man nämlich von Pfullendorf noch eine höchst unerfreuliche Strecke von drei Stunden allmählig bergan führenden Weges zurückgelegt und einige unbedeutende Weiler durchwandert hat, stellt sich endlich, wo man aus einem Waldsaume heraustritt, ein wohlerhaltenes, aus vielen Stockwerken hoch und ins Gebirge aufgebautes, von



Gartenanlagen, wohnlichen Häusern und Wirthschaftsgebäuden umringtes Schloß, ein stattlicher Wohnsitz des sechzehnten Jahrhunderts, den Augen dar, und der Wanderer fühlt sich von der freundlichen Stätte, die wenigstens eine gastliche Herberge zu versprechen scheint, angezogen, ehe er weiß, zu was für Schätzen diese Burg ihm den Zugang aufschließen wird. Aber der Name

### Heiligenberg

erregt ganz andre Erwartungen. Hier soll er zum erstenmale den Spiegel des großen Landes erblicken, dem eine frühere Zeit den prächtigen Namen des schwäbischen Meeres zu ertheilen pflegte, hier wird er den Blick ungehemmt über die Hesperidengärten seiner Ufer schweifen, von Dorfe zu Dorfe, von einem Städtethurm zum andern, begleitet von den herrlichsten Erinnerungen der Geschichte fliegen und ihn endlich auf den ewigen Mauerzinnen der Eisgebirge ruhen lassen dürfen, die in einer Kette von nahe an hundert Stunden in einem Halbkreise herumgelagert, den einen, wie die trauliche Mauer der Vaterstadt, an die sichere, deutsche Heimath mahnend das Ziel seiner Reise, das Gränzgebiet seiner Sehnsucht bilden; dem andern sich als ein zum Sturm einladendes Bollwerk aufstellen, das der Wunsch schon erklimmt, um sich die Wonnen des dahinter geborgenen Welschlands zu erobern.

Wir verweisen, was das örtliche und das Historische dieses fürstlich Fürstenbergischen Schlosses betrifft, auf den topographischen und historischen Theil unseres Werkes, und beschäftigen uns hier blos mit der herrlichen und in ihrer Art einzigen Aussicht, die es darbietet und die man am vollständigsten von dem Rittersaale des Schlosses aus genießt, das, zu Folge der liberalen Gesinnung des Fürsten jedem Fremden, der es wünscht, durch den Hausmeister aufgeschlossen wird.

Die Aussicht theilt sich in zwei große Haupttheile, von welchen die südliche einen großen Theil des Bodensee's und die Alpenkette, der westliche die schwäbische Hochebene mit der Begränzung des badischen Schwarzwaldes umfaßt. Gegen Norden beschränken die Höhen, von welchen wir den Wanderer herkommen lassen, gegen Osten eine waldige Bergwölbung den Horizont. Jene Fernsicht gegen Süden aber macht uns in wenigen Augenblicken fast mit allem Herrlichen und Lieblichen bekannt, dem wir auf einer Reise an den Bodensee entgegen gehen. Den nächsten Vordergrund bilden hier die schönen, grünen Anhöhen voll Wiesen und Wald, welche die

Ausläufer der Ebene Hochschwabens gen Süden bilden, sie sind mit Dörfern, Weilern und Höfen übersät, und wenn das Auge nicht so viele Pracht hinter ihnen entdeckte, so würde es mit Wohlgefallen und Genüge auf ihnen ausruhen. So jedoch eilt es dem blauen Bodensee zu, dessen gedehnte, in die Länge gezogene Fläche hier wie ein ungeheurer Strom erscheint, dessen Fortsetzung ins Unendliche nur die nahen Hügel dem Auge zu verbergen scheinen. Wirklich erblickt man den See auch nur in vier Unterbrechungen, wovon zwei schon mehr der westlichen Ansicht gehören. Das obre Drittheil des Sees zwischen der Rohrspeise, Bregenz und Lindau bis Langenargen ist gar nicht sichtbar; die Waldhöhen des Nagelsteins und des Gehrbergers verdecken es, nur die Stadt Tettnang blickt zwischen den Senkungen beider heraus. Etwa eine Stunde unterhalb Langenargen tritt das Wasser für das Auge hinter den Hügeln hervor; aber auf das jenseitige Ufer fliegt der Blick in einer schrägen Linie bis nach Höchst und dem Einflusse des Rheins über den See. Dieses, das Schweizerufer, ist in einer Länge von 8—9 Stunden mit dem Wasserspiegel, den es begränzt, ununterbrochen sichtbar. An seinem Gestade winken Höchst, St. Margarethen, Rheinegg mit seiner Burg; die alten Schlösser Greifenstein, Blatten, Buchen, Risegg, Wartegg, Wartensee, an die nächst dahinter aufsteigenden Hügel gelehnt, reich an Geschichten der Vorzeit; zu oberst Wolfshalden, das eine Freiheitschlacht der Appenzeller verherrlicht; weiter am Gestade hin Staad, Norschach das niedliche Schweizerstädtchen, darüber Martenberg und das Vogtschloß, dann streift der Blick weiter über Horn, Obergoldach, das Mottelschloß, Zubach nach dem uralten Arbon. Hinter dieser Stadt steigen mehrere Dörfer und die höheren Hügel empor, die das St. Galler Land vom Appenzell trennen: die Höhen von Trogen, dem Gebris, Bögliseck, Speicher sind Namen, theils durch Naturherrlichkeit, theils durch geschichtliche Erinnerungen verewigt. Am Gestade folgt jetzt Romanshorn, das heitre Schloß Lurzburg, Neukirch im Egnach, Utwyl, dahinter höhere St. Gallische Dörfer, der schöne mons rotundus (Rotmonten) der Römer und die hinter ihm sich erhebenden kederen Höhen, welche die Bergmulde ahnen lassen, in der die schöne Stadt St. Gallen sich verbirgt. Noch weiter zieht sich das Gestade hinab mit Reßwyl, dahinter der Tannenbergr und die spizere Hundwylhöhe; dann Rosburg, das Güttingerschloß und Güttingen das Dorf. Hier unterbrechen die diesseitigen Hügel die Wasserfläche. Das schwäbische Ufer haben sie

schon früher hie und da verdeckt und die Breite des See's dem Blicke geschmälert; von den Ortschaften dieses Gestades blicken daher nur wenige hervor: die Thürme des Klosters Hofen bei Friedrichshafen; das Dorf Fischbach; später Immenstaad und Rippenhausen, mehr landeinwärts gelegen; von hier an spitzt eine breite Hügelwölbung den See immer mehr zu. Dann sind auf eine Meile weit nur noch die Schweizerufer von Altnau bis Bottighofen ohne den See sichtbar; darauf blinkt der schmale Streif zwischen Bottighofen und Kurz Rickenbach hervor; nun aber enthüllt sich wieder eine lange Strecke von beinahe fünf Stunden, bis gegen Dingelsdorf dem Auge; die erste Hälfte derselben prangt mit dem lachendsten Wechsel; auf dem Schweizerufer winkt Kloster Münsterlingen, auf der Halbinsel des Unter- und Ueberlinger-See's Loretto, Almannsdorf: das verhängnisreiche Konstanz steigt gehöhrt über dem Hügel der Erdzunge empor; hinter der Stadt, Schweizerhügel, mit Landhäusern und Dörfern geschmückt; bald winkt ein seliges Eiland dem Auge, das auf seiner überblühten und reichbebauten Terrasse ein stolzes Schloß dem Wellenspiegel entgegen hält; es ist das Kleinod des Bodensees, die liebliche Insel Maynau. Von hier an sind die Ufer, die sich darstellen, nicht öde, aber doch minder mit Ortschaften bevölkert. Der Seespiegel schließt sich wieder und nur, wenn das Auge sich mehr der westlichen Ansicht zuwendet, wird es in einigen lichten Stellen den fernern Untersee mit den Hügeln gewahr, die Arenenberg, Sandegg und andre Schlößer tragen; und mehr in der Nähe ziehen sich unterbrochen kleine Streifen des Obersee's hin, an deren letztem man die Thurmspitze der Stadt Ueberlingen erkennen kann. —

Das ganze Schweizerufer, das auf unserm Standpunkte zu seinem großen Theile offen vor unsern Augen liegt, scheint in einen Wald gehüllt, aber es ist nur ein Wald von den hochstämmigsten Obstbäumen, zwischen welchen fette Wiesen und fruchtbare Nebgärten sich mit reichem Segen dehnen und wölben.

Ueber diesen Herrlichkeiten der Tiefe haben wir noch keinen Blick in die Höhe gethan; und doch zeigt sich unserem erschauten Auge hier in der Nachbarschaft des Himmels, noch viel Herrlicheres. Ich kann mir in der That keinen Standpunkt denken, der ein vollständigeres, entwickelteres Panorama der Schneegebirge von den östlichsten Spitzen des Tyrols bis zu dem südlichsten Ende der

Berneroberrandesalpen vor den Augen des Beschauers aufstrotzte. Im Osten beginnt für das Auge, wenn es über den Wald des benachbarten Nagelsteins hinschweift, die ununterbrochene Kette der Boralbergeralpen und Vorberge des Tyrols mit ihren zwar noch schneelosen, aber durch ihre Kahlheit furchtbaren Kalkfelsen: die höchsten Köpfe derselben sind der Grindlerkopf, das Rangiswangerhorn, der Trysamatopf und, nach einem tieferen Zuge, vor den sich noch der niedrigere Riffenberg stellt, der Scharfenberg und Hoheneiffen; noch weiter rechts, schon gegen Südosten, in der Richtung von Bregenz: der Firschberg und Künzlespiz, dann — dem Rheinthal zu, während noch tiefer der Bregenzerwald und die östlichen Bergwände am rechten Rheinufer mit den berühmten Schlössern von Ems hinaulaufen — die Kantisfluh und andre; weit in die Höhe ragend der Hochlichtspiz, der Löffelspiz (darunter im Rheinthal die hohe Kugel), der Hochgerachberg (unter ihm der Langenellberg): die Gebirge des Montafun, des Gamberthales; der Raucheberg, der Scheyakopf und andre bis zur Nothenwand. Ueber der ganzen zum Theile gedoppelten Reihe von Hochgebirgen, steigen uns noch die beeisten Spitzen der höchsten Tyroler- und Bündtner-Alpen bei günstigem Wetter in den schärfsten Zeichnungen zum blauen Himmel hinauf: von manchen weiß Niemand in dieser Gegend den Namen anzugeben; namhaft gemacht werden der Hochvogel, der Schapoltspiz (in der Richtung von Zettwang) der Hammerkopf, der Hundskopf (über den Gehrenberg hin) und nach einer langen Reihe unbenannter, das breite, schneeweisse Brandjoch (in der Richtung von Dornbüren im Rheinthal); über den Montafun der Zimpaspiz und der Saulespiz; der Seekopf, in der Richtung von Norschach die Schemma Plana (die Jungfrau dieser Gegend, der Gestalt nach); die Gufel über Arbon und der rothen Wand).

Zwischen Arbon und Romanshorn fangen für das Auge die Alpenzellerberge an, bei weitem die nächsten von der ganzen Kette, die gleichsam aus dieser herausgeschritten zu seyn und dem staunenden Wanderer ihre Felsenrippen darzubieten scheinen, damit er die Gebirgsgestaltung in der Nähe betrachten könne. Sie senken, scheinbar ungetrennt von den Sanctgaller-Höhen ihre grauen Wände, wie unmittelbar in den See herab, dessen ungeheure Ufer nach Südosten sie zu bilden scheinen. Ihre Krone ist der hohe Säntis

nebst dem Altmann und dem Gyrenspiz, zur Linken hat er die niedrigeren Spizen der Jöneren, des Kamor, des Hohenkasten und anderer; zur Rechten senkt er sich nach der Schwägaly herab. Weiter links folgen die Berge des Toggenburgs, die kahlen, grauen Spizen der sieben Kurfürsten und andre; dahinter die Schneegipfel des Spizweilen, der Scheibe, des Tschingen und des Ofen; hinter den lang sich dehrenden Toggenburgwänden schwingen sich kühn die Eisberge von Glarus in die Lüfte, die höchsten darunter sind: der Hausstock, der Selbstsanft, der Glarnisch und der Dödi; der Gemfenstock, die Klaridenalpen, das Scherhorn, der Rauchi, die Windgelle; an sie schließen sich die niedrigeren Gebirge des Muottathals; von hier an aber reiht sich immer ununterbrochener Eisfels an Eisfeld: die Surennen, der Urnerothstock (darunter der Mythen), der unerkennbare Titlis und viele andre. Endlich, am Schlusse der Kette ragen, obgleich sie die fernsten sind, doch noch hoch über alle andern die Alpen des Berneroberlandes im ewigen Schneemantel; sehr oft leuchtend sichtbar, wenn die andern in Nebel oder alle schon in Nacht liegen: das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, die Wetterhörner, Mönch, Eiger, Jungfrau (diese erscheinen als zwei runde Spizen) und weiter rechts noch die Blümliasp. Mehr im Vorbergrunde, vor ihnen und über sie hinaus, zeigen sich grau und niedrig das Dach des Rigi und die zackigten Formen des Pilatusberges.\*

Die westliche Ansicht bietet außer dem alten Thurm von Hohenbodmann, Hohenhöwen und dem Feldberg des Schwarzwaldes, drei Punkte, welche gerade dicht hintereinander gereiht sind, nichts Merkwürdiges dar, und entfernt sich auch gänzlich von unsrer Seegegend. Die südliche Aussicht dagegen ist, nicht nur als die herrlichste Uebersicht der Umgebungen, sondern besonders auch als Normalansicht des Gebirges, so ausführlich von uns angegeben worden, damit uns bei den folgenden Punkten alle Wiederholungen erspart bleiben. Wir brauchen hinfort nur das Charakteristische jedes einzelnen Punktes zu nennen.

Für den Reisenden, der aus oder über Mittelschwaben kommt, wird der eben beschriebene Standpunkt zu einer Uebersicht immer der geeignetste seyn. Dem, der aus Franken und Baiern herüber

\* Vergl. Ansicht der Alpenkette und des Bodensee's; gezeichnet auf Seilzigenberg von Heinrich Keller. Zürich bei Füesli 1821.

weist, empfehlen wir dagegen zu einem fast eben so mächtigen Total-  
eindrucke, der vielleicht nur in der Lieblichkeit jenem erstern nachsteht,

### die Waldburg,

ein Schloß, drei Stunden von Ravensburg südostwärts gelegen, das seinem Namen gemäß aus einem düstern Kranz von Tannenwäldern auf einem isolirten Hügel, wie geschaffen zu einer Rundsicht, sich emporhebt. An die Burg, als den Stammsitz des berühmten, jetzt gefürsteten Geschlechtes der Truchsesse von Waldburg, knüpfen sich geschichtliche Erinnerungen, die wir unten geben wollen. Diesemal lassen wir den Wanderer, der in dem schon sehr hoch gelegenen Dorfe Waldburg, wo er gute Unterkunft findet, Nachtherberge genommen hat, auf die Zinne des Thurmes steigen, der auch hier ebenso bereitwillig wie auf Heiligenberg, geöffnet wird; um ihm den Genuß eines Sonnenaufgangs in dieser unermesslichen Natur zu verschaffen.

Die nächsten Umgebungen dieses Punktes sind viel finstrier als die des Heiligenbergs; nur durch Straßen und schmale Wiesenstreifen getrennt, umgeben ihn lauter länglichte Inseln von schwarzen Wäldern; aber um so überraschender ist der Kontrast, den der blaue See Spiegel, von welchem auch hier, jedoch aus größerer Ferne, ein bedeutender Theil zur Rechten des Beschauers sichtbar wird und die graue schneegekrönte Gebirgskette, die sich allmählig im Strahl der Morgensonne verklärt, mit der dunkeln Tiefe bilden. Die Alpenansicht ist hier im Ganzen und Großen dieselbe, wie vom Heiligenberg herab, nur daß die Tyroler und Vorarlberger Gebirge, denen man etwas näher steht, mehr die Fronte darbieten, die Schweizeralpen hingegen vom Glarnisch an sich kürzer verschieben und namentlich die Berner oberländer mehr im Profile sichtbar sind: um so schärfer zeichnen sich ihre Umrisse, und die ganze Tyrolerkette trägt noch die Farbe der Nacht, während die Jungfrau und die andern schneeweissen Hörner schon von der rothigen Glut der Morgen-  
sonne sich färben.

Die Rehrseite der Aussicht gegen Nordwesten und Norden ist hier viel ausgedehnter als auf Heiligenberg, bietet aber nur wenigen Wechsel dar, denn sie schweift über jene einformigen Ebenen Oberschwabens hin, die wir oben beschrieben haben; am Horizont erhebt sich, wie der Rand eines Tellers, die südliche Abdachung der schwäbischen Alb, und der kleine Höcker des Bussenberges bei Niedlingen, mit seiner Wallfahrtskapelle, bildet die einzige Unebenheit in

dem langen Höhenzuge, der jenen Kolossen gegenüber unmöglich ein Gebirge genannt werden kann.

Ein dritter Standpunkt bietet sich denjenigen, die von Bessen, aus Frankreich oder vom Rheine, herkommen, auch dem, der die Seegegend nur im Vorübergehen mitnehmend, auf der Schweizerstraße den Alpen entgegen zieht, in den vulkanisch gestalteten Kegebergen des Hegäu's dar, die sich zwischen Tuttlingen, Radolpshzell und Schaffhausen erheben.

Gewöhnlich wird von diesen Gipfeln, theils wegen der guten Gelegenheit einer Herberge, theils um des historischen Interesse's willen

### Hohentwiel

gewählt, und wirklich ist hier nicht nur die Fernsicht auf das ganze Gebirge höchst großartig, sondern auch die Aussicht auf die es umringenden isolirten Bergeskuppen, besonders aber über den See und die Ebene hin, lachender und reizender als irgendwo. Die bedeutende Höhe des Felsenberges erlaubt eine Uebersicht über ganz Oberschwaben; obgleich nun diese etwas landkartenartig wird, so geben ihr doch die Menge von Dörfern und Städten den gehörigen Wechsel; man überschaut zu gleicher Zeit nicht etwa blos, wie auf niedrigeren Höhepunkten, einzelne Abschnitte, die nur aus Feldern, oder nur aus Wäldern bestehen, sondern Feld wechselt mit Wiesen und Wald, Hügel mit Thälern, Ruinen mit erhaltenen Burgen und Lustschlössern, Städte und stattliche Klöster mit Dörfern und unzähligen malerisch gelegenen Höfen.

Den reizendsten Anblick aber gewähren die Ufer des Sees, auf deren ununterbrochenes Garten- und Nebengelände kein Hügel (denn sie alle liegen tief unter uns, und wie zur Ebene geworden) den Niederblick zu hemmen vermag. Der eigentliche Obersee verliert sich in breiter Verkürzung in die blaue Ferne, nur die unterste Erdzunge zwischen Ueberlingen und Sernatingen streckt sich dem Auge entgegen. Desto vollständiger überseht man hier den Untersee, der vom eigentlichen Bodensee durch den auf eine Stunde Weges wieder zum Strome gewordenen Rhein getrennt, mit seinem eyförmigen Bassin ganz ausgebreitet vor den Augen des Wanderers liegt, und dessen Mitte den schwimmenden Garten der Reichenau trägt, über den die Natur ihr ganzes Füllhorn von Segen ausgeleert zu haben scheint. Auch die Ufer dieses See's sind unendlich reich und mannigfaltig; eine Menge Dörfer, die Städte Radolpshzell und

Steckborn, im Hintergrunde das stolzere Konstanz fassen den lachenden Rand ein. Aus dem südlichen Ende des See's sieht man den Rhein, halb Strom, halb See, sich bis zur Stadt Stein fortwälzen, dort von engern Ufern aufgenommen und wieder entschieden zum Fluß geworden, sich nach Diessenhofen hinabschlängeln, der Stadt Schaffhausen und seinem Felsensturze in jugendlichem Uebermuth entgegeneilend. Hinter ihm steigen die Alpen auf. Von diesem Standpunkte sind die Tyroler die blauerer und fernern geworden, auch der Säntis beherrscht nicht mehr so ganz den Mittelgrund und tritt mehr seitwärts ab; die weißen Häupter von Glarus, Schwiz und Uri hingegen stehen dem Auge des Beschauers in breiten Massen und geschiedenen Gipfeln gerade gegenüber, und die Berneroberrländer-Alpen steigen vor ihm in den Himmel und senken sich frei in die Tiefe.

Eine ganz ähnliche Aussicht gewähren auch die seltener bestiegenen übrigen Bergkegel, die hinter Hohentwiel in mäßigen Zwischenräumen, wie durch eine gewaltsame Revolution emporgeworfen, aufsteigen; nur daß auf einer jeden die Gruppe der nächsten, sie umringenden Felsenspitzen den Reigen für das Auge wieder wechselt. Die schönsten Standpunkte möchten Hohenkrähen und Hohenstoffeln seyn. Auf jenem stellt sich dem Blicke das angenehme Thal dar, das gegen Engen hinläuft, und das auf Hohentwiel durch einen Berggrücken verdeckt wird; von Hohenstoffeln entwirft die Feder eines von Natur und Geschichte begeisterten Vaterlandsfreundes folgendes Gemälde \*: „In dem mit so vielen alten Burgen bekronen Höwgau (sonst Hegau), wo acht vulkanische Bergkegel mitten aus dem Bodensage alter Fluth aufsteigen, erhebt sich, mit den Trümmern dreier Burgen, auf drei Basalthügeln gleich einer Krone geziert, der Stofeler Berg, auch Hohenstoffeln genannt. Die Aussicht ist hier eine der reichsten und reizendsten Deutschlands, und man könnte mit ihrer Beschreibung mehrere Bogen anfüllen, ohne sich zu erschöpfen; ich will nur die allernächsten Burgen anführen, die Stoffelen umgeben und so manche geschichtliche Erinnerung erwecken: Höwenegg, Stetten, Höwen, Mägdeberg, Hohenkrähen, Hohentwiel, Stausen, Nellenburg, Friedingen, Homburg, das alte Bodmann, und das vielleicht noch ältere Städtchen Engen, einst die Gränze des austrasischen und des ostgothischen Reiches. Dann die Stadt des Konstantius und das

\* Freyh. von Lasberg's Vedermaal II. S. LXI f.



Kloster des heil. Priminius, auf der reizendsten der Inseln des Bodensees; die ungeheure Alpenkette von den Gränzen des alten Vinzelziens bis gegen den Berg, auf welchem dem Penninus ein Tempel erbaut war."

Mehr oder weniger beschränkte Fernsichten auf den See versprechen dem Reisenden noch der Thurm von Hochobmann, dem Heiligenberg gegenüber, von der Stadt Ueberlingen aus, die ihn neuerdings besitzt und zugänglich gemacht hat, leicht zu besuchen, und eine Aussicht gewährend, die der Heiligenberger kaum nachgiebt; der Beitsberg dicht bei Ravensburg, wo ein höchst liebliches, von Waldungen und Weinbergen begränztes Thal mit der uralten Stadt, dem unverfälschten Bilde des mittelalterlichen Bürgerthums, den Vorgrund bildet, und im Hintergrunde der lange Silberstreif des Bodensees mit den Thürmen von Friedrichshafen und Konstanz von dem einen Eckpfeiler der Hügel zum andern sich hinzieht. Darüber die Gebirgskette, die hier mit dem sehr kolossal erscheinenden hohen Säntis anhebt und in immer fernern und bleichern Gestalten sich bis zur Jungfrau verliert: — das Hochsträßle, nordöstlich von Tettnang, auf einer Höhe, über die, wie der Name andeutet, einst eine römische Heerstraße (via strata) sich hinzog. Hier überschaut man den See schon in ziemlicher Breite; sonst ist die Aussicht der von der Walzburg herab, wie schon die Lage gibt, sehr ähnlich, nur beschränkter. — Das Schloß von Tettnang, jetzt die Wohnung der Würtemb. Oberbeamten, gewährt von seinen mittlern Zimmern aus eine äußerst schön componirte Landschaft, deren Vorgrund die lachenden deutschen Ufer des See's in großer Nähe und doch von ziemlicher Höhe herab, unmittelbar gesehen, ausmachen; den Mittelgrund füllt ein guter Theil des Obersee's; hinten das Gebirge, fast wie auf der Walzburg. — Die Heiligenberger Aussicht gegen Südosten, etwas beschränkter, aber für den gar bequemen Standpunkt ausgezeichnet groß und schön, findet man vor dem obern Thore der Stadt Markdorf, 2½ Stunden vom See, wieder. Die Stadt ist im Rücken durch ziemlich hohe Waldberge vor den Nordwinden geschützt, welche auf Heiligenberg dem Wanderer nicht selten einen köstlichen Sonnenaufgang verkümmern; wer daher seiner Gesundheit halber die luftigeren Höhen zu scheuen hat, dem wüßte ich keinen bequemeren Standpunct für eine der herrlichsten Ansichten der Alpenkette von den Tyrolerspitzen bis zur Jungfrau, und für einen nicht unbeträchtlichen Theil des Sees anzurathen, als dieses, auch seinen nächsten Umgebungen

nach, sehr reizend gelegene Städtchen. Auf der Kante des breiten Gehrenbergs, der waldig und ziemlich steil sich hinter Markdorf erhebt, muß eine der umfassendsten Ansichten der Gegend seyn, und namentlich der oberste Theil des Bodensee's gegen Lindau und Bregenz, der auf Heiligenberg gerade durch den Gehrenberg verdeckt wird, offen vor dem Auge liegen.

## 2. Uebersichten und Landschaften unmittelbar am See.

Nachdem sich der Wanderer nun irgend einen von den genannten Totalüberblicken unsrer Gegend verschafft hat, führen wir ihn an die Ufer des Bodensee's selbst hinab, und wählen aus dem Reichthum von Aussichtspunkten, Landschaften und Situationen diejenigen aus, die auch bei einem flüchtigeren Durchflug durch diese Gegenden nicht versäumt werden dürfen, und alle in kurzer Zeit genossen werden können. Bei einem längeren Aufenthalt in diesem Garten unseres deutschen Vaterlandes wird sich freilich noch manches Ruheplätzchen, manche romantische Partie, mancher Standpunkt für einen großen Naturanblick entdecken lassen, den wir nicht aufgezeichnet haben, weil wir ihn selbst nicht kennen, und die schönsten entdeckt vielleicht der Wanderer erst bald durch einen eingebornen Führer, bald durch einen glücklichen Zufall; indessen würde er doch an Manchem vorbeigeführt, das er hier kennen lernen soll, und manche Stelle, nur aus der Ferne gesehen, würde ihm unbedeutend und des Besuchs nicht würdig erscheinen, auf deren Werth wir ihn aufmerksam machen möchten.

Von allen Puncten, die den See unmittelbar beherrschen, ist keiner, der uns ein augenscheinlicheres Bild seiner Ausdehnung vorhielte, und uns zugleich mit den mannigfaltigen Reizen seiner nächsten Umgebungen, mit dem fröhlichen Leben seiner bevölkerter Ufer vertrauter machte, als die Stadt

### Konstanz.

Dorthin rathen wir denn auch dem Reisenden, sobald er von den oberschwäbischen Höhen herabgestiegen ist, zuerst seine Fahrt zu richten, und auf der gelegentsten Schifflande den Weg dahin zu

Wasser zu suchen. Uebrigens würde die Stadt an und für sich keinen der schönsten Aussichtspunkte bilden. Die Flachheit ihrer allernächsten Umgebungen macht, daß sie keinen Hintergrund hat, und der See selbst erhält dadurch, wenn man an der Rheide steht, obgleich er den Eindruck eines sehr großen Gewässers macht; doch eine gewisse Charakterlosigkeit, die er an den obern bergigen Ufern gar nicht hat. Mancher Wandrer, der nur den Damm und die Brücke besuchte, von deren Aussicht allzu glänzende Beschreibungen gemacht werden, hat daher Konstanz unbefriedigt verlassen. Aber eben dieses Konstanz erhält durch seinen hohen Münsterturm gerade mit seiner weithin unbeschränkten Fläche einen unendlich hohen Berth als Aussichtspunkt. Auf seinem Kranze beherrscht man, wie ein Vogel in der Luft, beide Seen; den Obersee seiner ganzen Länge nach, bis Lindau und Bregenz, die ein scharfes Auge, obgleich das letztere zwölf Stunden entfernt ist, unbewaffnet erkennen kann; den Untersee mit der Reichenau; dahinter rechts vom Beschauer die wunderbaren Burgen des Hegaus, in der Mitte den stattlichen Schienerberg, der die Erdzunge füllt, die den ausströmenden Rhein von der westlichsten Bucht des Untersees scheidet, links die schönen Anhöhen des Schweizerufers mit alten und neuen Schlössern. Kehrt man sich wieder nach Morgen, dem Obersee zu, so hat man hier zur Rechten eine lange Kette der Alpen, von den Vorarlbergen aufsteigend zum Säntis und den Appenzellergebirgen, dann scheinbar absteigend zu den Glarneraisgipfeln, die hier, der Ferne wegen, kleiner erscheinen, deren wahre Größe aber ihr schneebedeckter Scheitel und ihre kühnen, schroffen Felswände ahnen lassen. Weiter setzt sich die Kette für den Blick hier nicht fort, die nächsten Anhöhen verschließen sie ihm. Auch seeaufwärts wird das Schweizerufer, das wir von Heiligenberg aus in seiner ganzen Ausdehnung überschaut und geschilbert haben, durch seine nächsten, an sich unbedeutenden Nebenhöhen, die schon bei Kreuzlingen anheben, bedeckt, weil dieselben dem Auge so ganz nahe liegen. Dagegen überseht hier der Blick des Wanderers zum erstenmale das schwäbische Ufer, das entfernt genug liegt zu einer Ueberschau, in seiner ganzen anmuthigen Fülle; von dem Dorfe Aldingen an bis zur Stadt Bregenz, in einer Länge von mehr als zwölf Stunden. Meersburg mit seinen uralten Thürmen und Bischofspallästen hebt sich auf Felsenterrassen, vom See bespült, wie aus demselben empor, die freundlichen Dörfer Hagenu und Zinnenstadt spiegeln sich in den Wellen; Hofen und

Friedrichshafen treten etwas in eine Ducht zurück, doch mag der forschende Blick das schöne Lustschloß des Königs von Württemberg und die Thürme der Klosterkirche entdecken. Kenntlicher läuft auf einer gewölbten Landzunge Langenargen in den See hinaus, und die Verkürzung der Ferne stellt uns dicht dahinter die Inselstadt Lindau vors Auge. Alle diese Ufer sind in einer Entfernung von einer Meile durch die Schlangenlinien der oberschwäbischen Waldhöhen begränzt, von welchen alte Thürme, Schlösser und Dörfer herabwinken. Hinter Lindau aber erhöht sich male- risch der breite Rand des geschlossenen Wasserkessels mit dem hohen, steilen und felsigen Bregenzerwald, dessen gebrochene Massen im Wechsel von Sonnenlicht und Schatten etwas Magisches erhalten, und einen angemessenen Uebergang zu der Gebirgsmauer bilden, die hinter einem Bollwerke kleinerer Berge und bis in den See auslaufender Hügel, das Schweizerufer entlang sich hinzieht.

Wenn man dieses herrliche Schauspiel vom Konstanzer Thurme herab genossen hat, wird man auch die Umgebungen der Stadt besser zu würdigen wissen, und, da man das Große und Erhabene so ganz in der Nähe haben kann, wird man mit wahren Genügen auf den ebenen Wiesen des fruchtbaren beschatteten „Paradieses,“ wo nur der reichste Naturfegen den Ausblick nach allen Seiten hin verbauet, sich lagern.

Die Nachbarschaft führt uns auf die beiden Inseln der verbundenen Seen, Standpunkte, die sowohl durch ihre Aussicht, als durch ihre wunderliebliche Lage, die Eigenthümlichkeit ihres Anbau's und die Fülle edler Naturgaben, die sich hier auf so engen Raum zusammendrängt, dem Wanderer ganz neue Genüsse versprechen.

### Die Insel Maynau,

anderthalb Stunden nördlich von Konstanz, da wo der Obersee, schmal zulaufend, anfängt die Wasserzunge zu bilden, die auch der Ueberlinger-See heißt, dicht am Ufer, mit welchem sie durch einen hölzernen Brückensteeg verbunden wird, gelegen, ist eine blühende Terrasse von kaum einer halben Stunde Umfangs, aber angefüllt mit allem, was die Natur zum Genuß, zum Nutzen und zur Augenlust darbieten kann. Lachende Wiesen, herrliche Aecker, freudig sich erhebende Weinberge, schöne Gemüseanlagen, reizende Gruppen von Obstbäumen, mannigfaltige Schöpfungen der schönen Gartenkunst wechseln mit einander ab, und ergößen das Auge, das

nicht weiß, an was es sich zuerst laben soll. Auch die Ansicht der Insel von der Seeseite aus ist überaus malerisch; ihre weich-ansiehenden grünen Ufer sind mit hochstämmigen Obsthäusern, die in bunter Mischung gruppenweise durcheinander stehen, bepflanzt; Gräben, Mauern und Thürme aus einer längst verschwundenen Zeit blicken zwischen grünen Hecken hervor und machen lustern, die Kunden der Vergangenheit mitten in einer blühenden Gegenwart zu vernehmen; der schöne moderne Pallast des Teutschordens aber, der mit doppelter Herrlichkeit dem anlandenden Wandrer vom höchsten Ufer herab, und, abgespiegelt aus der blauen Fluth herauf, entgegenblickt, streckt seinen geräumigen Balkon gegen ihn aus und lädt ihn zum Genusse einer der herrlichsten Ausichten ein, die das Ufer des Bodensee's nur irgend bieten kann. Die Gegenstände, die der Beschauer hier erblickt, sind zwar nicht viel anders, als vom Münsterthurme der Stadt Konstanz herab: gegen Norden und Nordosten die Tannenhügel des deutschen Ufers, etwas näher gerückt; Ueberlingen, mit den auf- und abwogenden Getreideschiffen seines Kornmarktes, das hochgethürmte, alterthümliche Meersburg; die schönen Dörfer Udingen, Seefeld, Mauerach; über dem letztern Neubirnan's heitre Kirche, und hoch über ihr Heiligenberg, ein weißer, glänzender Punkt. Gen Osten der Spiegel des See's, breit und lang; im Hintergrunde Lindau und Bregenz mit seinem Waldgebirge; zur Rechten die Alpenkette mit dem herrschenden Säntis. Aber der blühende Vordergrund, der fast zum unmittelbaren Gefühle wird, diese Herrlichkeit, abgesehen von der übrigen Welt auf einem schwimmenden Garten betrachten zu dürfen, die stille Sonntagfeier der Natur auf diesem Eilande — das Alles macht den Anblick wieder neu, verwandelt und verdoppelt den Genuß; und man sollte den Wandrer, der im Blüthendampfe eines warmen Frühlingstages, in der wogenden Sommerluft einer blauen Mittagsstunde, im Purpur eines Herbstabends Vergleichen anstellt, und von den Bonnen Genua's oder Neapels faselt, nicht richtend verlachen.

Das Schweizerufer gestaltet sich zur schönsten in sich abgeschlossenen Landschaft, in den Zimmern des Schlosses, deren Thürnen mit Nummer 2 und 3 bezeichnet sind. Den Vorgrund bilden hier Staad und Münsterlingen, in der nächsten Nähe saftiger Buchenwald, im Hintergrunde die herrliche Säntiskette mit geschwungenen Linien und blauer Färbung, wie sie kein Maler zu einer großartigen Landschaft passender erfinden könnte.

Wenn die Insel Maynau den Wandrer für Augenblicke der wirklichen Welt entreißt und in ein fremdes Zauberland zu versetzen scheint, so macht dagegen

### die Insel Reichenau,

zu welcher er von hier aus durch einen schönen, dichten Wald und auf einer kurzen Fahrt über den seichten Arm des Untersee's in zwei Stunden gelangen kann, einen fast entgegengesetzten, aber darum in seiner Art nicht weniger wohlthuenden Eindruck. Es liegt demselben nämlich durchaus nichts Feenhaftes zum Grunde, vielmehr ist dem Reisenden, wenn er diese große und wohlliche Insel betritt, zu Muthe, als wenn ihn eine wohlbekannte Heimath, deren Reize ihm längst vertraut und eben dadurch so lieb sind, aufnähme. Der Segen der Natur, den sie mit nicht weniger verschwenderischer Hand auch diesem Eilande spendet, ist doch hier nicht so ungewöhnlich concentrirt; er hat mehr Raum sich auszubreiten, und wenn auf Maynau die verlassene Commende einem Feenschlosse gleicht, dessen unsichtbare Besitzerin, die alleinige Herrin seines Wundergartens und seiner Früchte zu seyn scheint, wenn dort kein Fußtritt an irdische Bewohner mahnt: so haben sich auf Reichenau eine Menge glücklicher Sterblichen in den Ueberfluß getheilt, zwischen Rebhügeln, Wiesen und Obsthgärten nach allen Seiten hinlaufende Wege angelegt, Gärten und Felder umzäunt und abgetheilt, und unzählige Hütten über die Insel ausgestreut, in welche Jeder einheimst, was zur Nothdurft und zur Lust des Lebens genug ist.

Wie die Einsicht in die Insel einen andern Eindruck macht, so bringt auch die Aussicht, die man auf der Hochwacht genießt, dem höchsten Punkte derselben, in einer den Freunden der Natur von einem edlen Bewohner der Insel gebauten und gerne geöffneten Rotunde, die sich mitten aus den Rebhügeln erhebt, eine andre Wirkung hervor; sie ist nicht so weit, und durch keine so kolossale Gegenstände gehoben, wie auf der Maynau und überhaupt auf dem Obersee, besonders wenn dort sich der Blick gegen Südosten wendet; auch sind die Ufer des Untersee's niedriger und flacher; dagegen vereinigt sich hier Alles zu einem Landschaftsgemälde von sanftem und mildem Charakter, der das Auge um so traulicher anspricht, je näher die Hauptpartien demselben gerückt sind. In bunter Mannigfaltigkeit stellen sich an den Ufern des See's blühende Dörfer, Städte und Schlösser, ländliche Hütten

und stattliche Klöster, Kirchen, Weinberge und Getraidefelder, fröhliche Wiesen und düstere Wälder dar, und jenseits des Rheins, der sich in die lieblichste Thalbücht vertieft, thut sich das lachende Thurgau auf, an Fruchtbarkeit und Kultur ein großer Garten, besäet mit Landhäusern und Dörfern, und überall die fleißige Hand und den thätigen Geist seiner Bewohner verkündend. Tief im Hintergrunde des südlichen Landufers ragt vereinzelt und scharfbegrenzt hoch über die Vorberge der Säntis hervor, der hier mehr die Gestalt eines isolirten Berges, als einer Gebirgskette hat; von dem benachbarten Hügel schauen die Schlösser der Napoleoniden auf die Insel herab, die das Grab des letzten Karolingers in sich schließt. Das auf einem schönen gesonderten Waldhügel jetzt im altfränkischen Styl aufgebaute Schloß Sandeck wird der Wanderer, um seiner historischen Bedeutung willen, besonders in's Auge fassen. Am westlichen Gestade betrachtet das Auge den breiten Rheinausfluß und folgt dem Strom das lange Thal hinunter, dann lenkt es hinüber zu dem gestreckten Zwischenrücken des Schienerberges (vom Dorfe Schienen so genannt), und rechts von demselbigen schweift es wieder über die wohlbekannten Burgen des Hegäus, Hohentwiel, die drei Stöffeln, Hohenträhen, Mägdeberg und Hohenhöwen hin, die alle auf zerstreuten malerischen Vorbergen, wie auf Schemeln, ruhen. Am nördlichen deutschen Seeufer ziehen sich die Dörfer Allenspach und Hegne hin; dahinter Hügel und Wald. Im Osten steigen die Thürme und Giebelhäuser von Konstanz hinter dem kurzen Rheinlauf empor; den Hintergrund bildet der in blaue Ferne zurückweichende Bregenzwald, der aber hier ganz niedrig erscheint und über den die Vorarlbergeralpen hoch emporragen; auch den Einschnitt und die Berge des Rheinthals wird man, doch nur in unsichern Umrissen, gewahr.

Senkt sich der Blick von dieser fernen Umgebung wieder zur nächsten, so sieht er von dieser Hochwacht herab die ganze etwa fünf Viertelstunden lange und zwei Viertelstunden breite Insel eysförmig vor sich ausgebreitet und labt sich an ihrer wechselreichen Fruchtbarkeit, an ihren Hütten, Villen und Kirchen. Am östlichsten Ende entdeckt er die kleine Ruine der Burg Schopfeln, die hier, wo alles nur Gegenwart zu athmen scheint, in einsamer Verlassenheit trauert. Doch ist dieser ganze Boden reich an lauschender Vergangenheit, und wenn der Wanderer in die graue Münsterkirche eintritt, so erzählen ihm die hallenden Tritte von Königsgräbern, von frommen Verbreitern des Christenthums, von Tempelhütern

der Wissenschaft und der Geisteskultur lange und dunkle Jahrhunderte hindurch. Jetzt wird ihm dieses lachende Eiland ernster und bedeutamer; mit Nüchternheit verweilt er auf der verlassenem Stätte der Frömmigkeit und Kultur unsrer Ahnen; das blaue Band der schmalen Fluth, die sich schirmend um das Inselrund schließt, scheint ihm einen heiligen Herd und eine höhere Heimath abzugrängen, als er gesucht und begrüßt hat, da er zuerst den müden Fuß auf den freundlichen, gastlichen Boden setzte.

### Das Schweizerufer am Untersee.

Von den Umgebungen des Untersee's ist das Schweizerufer von Gottlieben bis Stein am Rhein bei weitem das reizendste und am würdigsten, noch insbesondere bereist zu werden. Was für einen Eindruck seine üppige Fruchtbarkeit auf denjenigen machen muß, der aus den nördlichen kahleren Gegenden unsres Vaterlandes kommt, erhellt aus der begeisterten Beschreibung eines berühmten norddeutschen Reisenden, die wir an die Stelle unsrer eigenen setzen\*: „Was wir, von Stein an, an den Ufern des Rheins und nachher am Gestade des See's mehrere Stunden hintereinander sahen, ging über Alles, was unsre Augen bisher gesehen, und unsre Phantasie zusammengefaßt hatte. Wenn wir nicht in den fast zusammenhängenden Städten, Flecken und Dörfern fuhrn, so fanden wir uns immer unter prächtigen Alleen von Obstbäumen, die das Ufer des Sees nicht nur verschönern, sondern auch besetzen. Diese Bäume sind eben so sehr, als der allenthalben sichtbare Wohlstand, ein Beweis der höchsten Kultur des Landes und der ländlichen Industrie seiner Einwohner. Viele von ihnen senkten ihre Aeste in den hellen See hinab, und wurden bisweilen von Stützen getragen, die man im Grunde des See's befestigt hat. Unter und neben diesen Bäumen sieht man entweder kleine niedliche Wiesen, oder Weingärten oder Fruchtfelder, die bis an den äußersten aufgemauerten Rand des Ufers laufen. Die Aussicht wird durch die Bäume im geringsten nicht eingeschränkt. Man sieht vielmehr, so weit das Auge reicht, dem majestätischen Laufe des Rheins und den noch prächtigeren Gewässern des Bodensees nach, die in der Nähe mit bläulichen, in der Ferne aber mit weißlichen Streifen durchschnitten, und von einem frischen Winde mit einem angenehmen Geräusche an unsre Füße geworfen wurden.

\* Meiners bei Hartmann S. 99 — 101.



Wir sahen auf dem Rheine nur wenige, aber auf dem See desto mehr Schiffe, die sich mit großer Geschwindigkeit nach allen Richtungen hinbewegten. Die entgegengesetzten Ufer waren gleich denen, an welchen wir herfuhr, mit blühenden Städtchen, Flecken und Dörfern, mit Kapellen und Klöstern, mit Landhäusern und Schlössern bekränzt. Zu unserer Rechten hatten wir meistens Weinberge oder Fruchtfelder, die sich in abwechselnden Höhen bis an den Fuß oder die Seiten von Bergen hinzogen, welche entweder mit Waldung bedeckt, oder auch mit schönen Kapellen und Landhäusern besetzt waren. Mitten in diesen Wundern der Natur war es uns nicht möglich, im Wagen zu bleiben. Unsere Freude war nicht ruhig und still, dergleichen eine gewöhnlich schöne Natur zu gewähren pflegt, sondern vielmehr ein unruhiges Entzücken, das unser Herz und Blut merklich schneller bewegte und sich hervorbringen und mittheilen wollte.“

Auch die Gegend von Stein am Rhein, wo man den See schon im Rücken hat und der Rhein wieder zum ordentlichen Strom geworden, über den eine schöne Brücke führt, ist äußerst lieblich und es thut dem Wandrer ordentlich wohl, aus der Unendlichkeit von Wasser, Flächen und Bergen wieder in ein von höheren Hügeln enger bekränztcs Thal, in eine stille, liebliche Landschaft eingetreten zu seyn, und von den großen Eindrücken, die er einen nach dem andern empfangen hat, endlich einmal in einer bescheideneren Natur sich erholen und gleichsam ausruhen zu dürfen.

#### Der Ueberlinger See.

Einen ähnlichen Eindruck macht die lange Wasserbucht, die der Obersee zwischen Dingelsdorf, Sernatingen und Ueberlingen bildet. Zwar in der letztern Stadt ist die Wasserfläche, die man überschaut, da der Blick nach Osten fast noch in's Gränzenlose geht, noch immer bedeutend; und man hat den Vortheil, von dem Garten des Bades oder den Fenstern des Gasthofes zum Löwen aus, den der See bespült, dem Spiele der blauen Fluthen zusehen, das jenseitige nicht allzuferne Ufer sammt seinem schönen Anbau mit den Augen erreichen und mit Einem Augenblicke wieder über den breiten, offenen Obersee den Blick zum fernen Osten hinaufschweifen lassen zu können. Auch hat Ueberlingen noch ganz das Ansehen einer ehrenfesten, massiven Reichsstadt, und ist seiner äußern Gestalt nach geblieben, wie es in der Mitte des 17ten Jahrhunderts sich aus den Flammen des dreißigjährigen Krieges

wieder erhoben hat. Der alte, redliche Bürgermeister von Pfammern, den wir in der Geschichte jener Tage kennen lernen werden, würde fast jedes Haus wieder erkennen und auch in der neuen, bürgerlichen Ordnung der Dinge sein altes Geschlecht noch in Blüthe finden. Dies alterthümliche und doch stattliche Ansehen des Ortes, verbunden mit seinen nächsten, durch gesprengte Felsengänge, welche die Stadt von der Landseite umziehen, nicht unromantischen Umgebungen, geben diesem, sonst nicht den größeren des Bodensee's angehörenden Punkte einen eigenthümlichen Reiz, und das treffliche Bad, welches Ueberlingen besitzt, bietet dem wählighsten Fremden einen Ruhepunkt an, von welchem aus er eine Menge der schönsten Stellen mit Gemächlichkeit besuchen kann. Eine ausgebreitete Aussicht auf den See genießt man jedoch in nicht allzugroßer Entfernung vom See, zwischen Uffkirch und Nesselwang bei einer Linde, und noch näher bei der Stadt auf St. Leonhard.

Die stillere Gegend dieses Busens, wie wir sie oben bezeichnet haben, ist noch einige Stunden abwärts, ganz am Ab- schlusse des Sees bei Sernatingen zu suchen, wo man abermals die Bequemlichkeit hat, von den Fenstern des Gasthofs zum Adler aus, den See und die Ufer auf's Günstigste zu überschauen. Hier ist der See kaum eine starke halbe Stunde breit und der ganze Kessel von bedeutenden, steilen Bergwänden, die mit den schönsten Buchenwäldern bewachsen sind, eingeschlossen. Diese Begränzung, dunkel ohne düster zu seyn, die dem Auge ganz unerwartet eintritt, ist demselben doch höchst willkommen. Viele Reisende klagen über das Ermüdende und Langweilige, das der große See und seine gar zu unendlichen Ufer bei aller Schönheit und Leppigkeit, in die Länge doch für den Beschauer haben; sie stellen im Unmuth einseitige und unbillige Vergleichen nicht nur mit dem freilich in südlicherer Herrlichkeit und mit einer ganz andern und näheren Gebirgswelt prangenden Genfersee, sondern auch mit den kleineren von gebirgigen Ufern, eingeschlossenen Schweizerseen an: diese sollten, ehe sie unsern schönen See verdammen, die liebliche, tiefe Bucht zwischen Bodmann und Sernatingen besuchen und dann entscheiden, ob der Bodensee denn wirklich so gar kein heimliches Plätzchen habe, von dem der Wanderer in der Ferne noch rühmen könnte:

*Ille terrarum mihi praeter omnes  
Angulus ridet. --*

Von Sernatingen aus ist besonders auch die Seefahrt nach Maynau oder nach Bodmann, dessen Schlösser man hier im Auge hat, sehr zu empfehlen. Die Hügel des schwäbischen Ufers gewähren dann einen ganz besondern Anblick, sie schwellen wie verfeinerte Wellen empor vom Seegeflade in's Land hinein.

Das jenseitige Ufer zielt, an den hohen Waldrücken gelehnt, das gestreckte Dorf Bodmann mit dem neuen Schlosse, dem Wohnsitz des uralten Geschlechtes, das seit beinahe tausend Jahren aus dieser alten Hofstatt der Karolinger entsproßt ist. Ueber dem Dorfe stehen die beiden Burgen Frauenberg und Alt-Bodmann, das erstere der eigentliche Stammsitz der Familie, jetzt aufgefressen, das andre eine Ehrfurcht gebietende Ruine. Von dem ältesten Podama ist keine Spur mehr zu finden.

Der Standpunkt bei Alt-Bodmann bildet das Gegenstück zu dem von Sernatingen, und wird von der Feder einer geistreichen Frau mit folgenden blühenden Farben geschildert\*: „Wir haben die Anhöhe von Bodmann erreicht; Alles verläßt den Wagen, um stehend und gehend ungehindert der entzückenden Aussicht zu genießen. Mein Auge irrte erst rechts in dem Reichthume des weit aufgethanen Schwabens umher, wo nahe das Schloß Bodmann in dunkler Waldhöhe stand; dann versank es in die wallende Schönheit des nun zur größten Breite und Tiefe ausgebreiteten, meerähnlichen See's; schweifte den perspektivisch dahin stehenden Vorländern nach, die mit dunkeln Wäldern gekrönt, oder mit Klöstern und Städtchen bezeichnet sind. Die zierlichen Dorfskirchen ziehen überall den Blick in die schönsten Baumgruppen der friedlichen Dörfchen hinein. — Das Parallelsitzen mit dem Genfersee ist so unwillkürlich als unaufhörlich, und wir haben Mühe, unparteiisch zu bleiben, und dem mächtigen Reize der Gegenwart zu widerstehen; wo ich immer gegen Karl als personifizierte Erinnerung aufträte: „„Sieh, Mutter, diese prächtigen Eichenwälder und ihre dunkelblaue Ferne tief in's Land! Sieh, wie der glänzende See stolz die vielen Schiffe trägt, und Alles lebt und weht an seinem Ufer! das hat doch der Genfersee nicht!““ — Aber, lieber Karl, die Ferne der savoyischen Gebirge über Genf, und den Montblanc, und den majestätischen Jura, der das Waatland begränzt, hat die der Bodensee? — „„Und Mutter, sieh 'mal das Thurgau. Ein großer Garten, und alle seine Städtchen und lieblichen Vorländer,

\* Friedrike Brun bei Hartmann S. 101 f.

und die glänzenden Bleichen, was ist dagegen das finstere, öde favoyische Gestade?“ — Die Parallele blieb wie der Streit, unvollendet, weil wir in Meersburg einfuhren.“

Wir wagen es nicht, gegen die blühende Beschreibung der geistvollen Schriftstellerin unbescheidene Einwendungen zu machen. Nur würden wir, für unsere Person, um mit Erfolg eine Parallele zwischen dem Bodensee und dem Genfersee durchführen zu können, nicht gerade diesen, in der Wahrheit doch etwas beschränktern Standpunkt, dem der freie Blick auf die Schweizerufer und seine Alpen fehlen muß, gewählt haben. Lag doch ein anderer ganz herrlicher Punkt, an dem wir unsere Wanderer nicht vorüberführen dürfen, ganz nahe drüben über dem See. Eine Stunde von Sernatingen östlich, anderthalb Stunden von Ueberlingen, nordwestlich, liegt auf der Kante der beträchtlichen waldigen Hügelkette, die hier das Gestade des Ufers bildet, oberhalb des durch seine römischen Katakomben berühmten Uferdorfes Sipplingen, der Haldenhof und noch einige Schufweihen über diesem auf der Bergspitze, ist der Standpunkt, den wir meinen, und der einen der ausgezeichnetsten Ueberblicke über See und Gebirge, von seltener Höhe herab, und in seltener Nähe, gewährt. Ueber dem nächsten Ufer, seinen Dörfern und der Seebucht selbst schwebt das Auge fast in Vogelperspective; hier begegnet ihm auch auf halber Höhe des Berges, auf dessen Gipfel er steht, von Wald und Weinbergen umkleidet, die wilde, zerrissene Ruine der Sängerbürg Alt Hohenfels, aus deren ungeheurem Thurm eine mächtige Tanne den Zinnen entsproßt ist. Dieß der nächste herrliche Vorgrund, aber auch auf keinem andern Standpunkt überschaut man so ausgedehnt zu gleicher Zeit die untere und die obere Seegegend: jene liegt ganz entwickelt vor den Augen: das Hegäu mit seinen Burgen, der Untersee, die breite Landzunge zwischen diesem und dem Ueberlinger See, mit ihren drei Ecken: Konstanz, Rudolfszell und Bodmann; der Bodensee selbst entflieht zwar beinahe dem Auge, aber doch überschaut man ihn hier, wie nirgends sonst in der Nähe, in seiner vollen Länge von achtzehn Stunden, der Blick überfliegt die Wasserfläche bis in die Gegend von Hard und Bregenz; er kehrt zurück auf der ganzen Länge der Schweizerufer, er mustert die ganze Gebirgskette von den Boralberger Alpen bis zur Jungfrau; aber freilich fordert diese eben so unendliche als erhabene Aussicht auch jene seltene Beleuchtung, jene Witterung, die, meist nur unmittelbar vor oder nach einem Regen eintretend, die Vortheile eines heitern,

wolkenlosen Aethers und einer dunstlosen Atmosphäre in der tieferen Luftschichte zugleich gewährt. In den gewöhnlichen schönen, himmelblauen Tagen hemmt der Sonnendunst den Ausblick in die weitere Ferne, und macht die ganze Aussicht sehr fragmentarisch; wolkige Tage aber verzerren den Anblick des Gebirges, welches dieser ungeheuren Fernsicht erst den rechten Halt gibt und sie vor jedem Vorwurfe einer zerflossenen Landchartenausicht schirmt.

#### Das schwäbische Ufer von Meersburg bis Lindau.

Die Ansichten auf diesem Ufer haben alle die Hauptsache mit einander gemein: die nächsten Umgebungen freundlich und blühend; der Wasserspiegel nach allen Dimensionen breit und großartig gedehnt, gegenüber in blauerer Ferne das Schweizerufer, von der himmelanstiegenden Säntiskette gekrönt, an die sich rechts verkürzt und im Profile die Schneegebirge von Glarus anschließen; zur linken in schöner, geschwungener Wölbung die nächsten Ufer und an ihrem Schlusse näher oder ferner die heitre Inselstadt Lindau und das erstere von Tannen umdüsterte felsigte Bregenz mit seinem amphitheatralischen Waldgebirge.

Doch geben die nächsten Umgebungen und einzelnen Hauptgegenstände, die auf einzelnen Standpunkten in eigenthümliche Nähe treten, jedem derselben wieder ein Interesse eigener Art.

Der Standpunkt von Meersburg zeichnet sich durch die Nähe der hier noch deutlich mit Münstern, Thürmen und Giebeln schimmernden Stadt Konstanz, und durch den Anblick, den das seltsame Felsenneß des Städtchens Meersburg selbst darbietet, eigenthümlich aus. Diese kleine Stadt erscheint eigentlich nur als ein Anhängsel der auf einen mächtigen Felsen aufgethürmten, vielgebäudigen, bisrühmlichen ältern Felsburg, die von Gräbern umgeben ist, welche Felsenrisse bilden, und zu der der Zugang auf einer schmalen Brücke über den Abgrund führt. Der älteste Theil dieses Schlosses, das jetzt der Ritter- und Ruheitz des Freiherrn Joseph von Lasberg ist, scheint ein hohes, viereckiges, thurmähnliches Gebäude zu seyn, das jetzt aber ganz eingebaut ist, so daß nur der Giebel hervorragt. Natur und Geschichte lassen sich nie ganz abtrennen, und so bemerken wir denn schon hier im Voraus, daß die ersten Grundlagen dieses Schlosses von Karl Martell herrühren und an einem der Thürme, die, freilich vieldeutigen Buchstaben C. M. befindlich waren. Wir erzählen dieses, sage ich, zum Voraus; weil gewiß jeder, der diese Vermuthung mit sich durch die uralten Straßen

der Stadt und die dunkle Hausflur des ergrauten Getraidehau-  
ses hinausnimmt an den Hafen, der einen weiten Ueberblick über  
die Breite und Länge des See's darbietet, Alles, selbst den Stoß  
der Wellen, die sich an den grauen Mauern der Stadt brechen,  
mit andern Augen ansehen und gedankenvoller auf die wechselfol-  
ge Fläche des Wassers hinausblicken wird, indeß vor seinem Geiste die  
wechselfolenden Jahrhunderte in stürmischen Wellen vorüberrollen.

Wenn der Anblick von Meersburgs alten Stein- und Felsen-  
massen die Seele des Wandrers zum Ernst und Nachdenken stimmt,  
so erheitert dagegen die freundliche Gestalt des jungen Friedrichs-  
hafens sein Gemüth, führt ihn zur willkommenen Gegenwart  
zurück, und heißt ihn von einem der glücklichsten Standpunkte des  
schwäbischen Ufers mit offenem, hellem Auge in die klare Fluth sich  
tauchen, die hier, beinahe im Mittelpunkte der ganzen Seelänge,  
nach allen Richtungen hin in blaue Ferne ausstrahlt, und auf der  
einen Seite bis an die Mauern von Konstanz sich wölbt, dessen  
Münstertspitze allein noch über den Wellen sichtbar bleibt, auf der  
andern Seite den Blick an dem alten Buchhorn und der Erbspize  
Langenargens vorbei, hinüberlenkt bis zu dem breiten Horne, das den  
Strom des Rheins in das ruhige Becken des Sees ausgießt. Und  
zwischen diesen beiden äußersten Punkten, welch ungehinderter Ueber-  
blick der weiten Spiegelfläche und welche Beruhigung, wenn der  
Blick jenseits bei den Obshainen Arbon's und Nordschachs angekom-  
men, die grünen weichen Hügel des Schweizerufers hinansteigt, um  
sich endlich über die schroffen Felsenwände des hohen Säntis, der  
gerade diesem Gesichte Antlitz und Stirne entgegenhält, empor-  
zuschwingen, bis er sich gesättigt in den blauen Himmel verliert.

Dies ist die herrliche Aussicht, die man von dem Balkon des  
reizenden Lustschlosses genießt, in welches König Wilhelm von  
Württemberg das Hauptgebäude des vormaligen Klosters Hofen seit  
wenigen Jahren umgeschaffen hat. Das Gebäude ist mit edler  
Einfalt ausgeschmückt und eingerichtet; es ist, als hätte den erha-  
benen Gründer dieser lieblichen Wohnung das Gefühl geleitet, daß  
der prachtvollen Erfindung der Natur Natur hier keine andre Pracht  
entgegengestellt werden dürfe; daß der Reichthum und die Herr-  
lichkeit des Besitzers in dem gesegneten Grund und Boden bestehe,  
auf welchem sich dieses Haus erhebt, in der länderverbindenden  
Fluth, die er von diesem Ufer aus beherrscht. Denn in jenem Ha-  
fen, dessen Wellen an den Ringmauern des Schlosses emporspritzen,  
wo vor 200 Jahren das stattliche Kriegsschiff der Schweden, die

Königin Christina vor Anker lag, ankert jetzt das Dampfsboot, der Wilhelm, und verbindet die Handelsstraße von Schwaben mit Graubündens und Italiens Pässen.

Wir führen jetzt den Wanderer zwei Stunden weiter am Ufer hinan, doch auf ganz ebenem Pfade, durch ein herrliches Gemisch von Tannen, Buchen und Obstbäumen, nach Langenargen, wo ihn abermals ein köstlicher Standpunkt erwartet. Die Hauptaus- sicht kann hier von dreien Orten aus genossen werden: von dem hintern Saale des Gasthauses zum Schiff mit großer Bequemlich- keit; mit einiger Mühe, aber am umfassendsten, von den obersten Fenstern des Kirchturms aus; endlich auf der kleinen Halbinsel, welche die hohlen Mauern des letzten Montfortischen Palastes trägt und auf der ehemals ein festes Kastell stand, das von den Schwe- den im dreißigjährigen Kriege besetzt gehalten wurde. Hier sieht der Wanderer auf einer von den Wellen des See's geschlagenen Schwedenschanze, die jetzt zu einem Gärtchen umgeschaffen ist; er ergeht sich mit seinen Augen auf dem See, der gegen Westen an Unendlichkeit gewonnen hat, während gegen Südosten seine ganze Krümmung und sein Abschluß mit Lindau und Bregenz sichtbar wird. Der Bregenzerwald, der Einschnitt des Rheinhals mit sei- nen Gebirgen, die sanfte Wellenform des Norschacherbergs zeichnen sich hier besonders aus. Die Ansicht des Alpsteins (dies ist der alte Name der ganzen Säntiskette) und der Glarner Schnee- berge hat der Standpunkt mit Friedrichshafen gemein.

### Lindau.

Von den Herrlichkeiten dieses Standpunkts mag dem Wanderer, den die Einförmigkeit, in welche Naturschilderungen aus einer und derselben Feder so leicht verfallen, vielleicht schon ermüdet hat, der Kiel eines andern Schriftstellers melden, der für das erhabene Nachbarland, dessen offenen Vorhof unsere Seegegend bildet, längst zum klassischen Wegweiser geworden ist.\*

„Lindau,“ sagt Ebel, „liegt auf einer Insel, welche mit dem schwäbischen Ufer durch eine hölzerne Brücke, die 300 Schritt lang ist, in Verbindung steht. Auf dem nordwestlichen Theile der Insel, welche außerhalb der Mauern liegt, sind kleine anmuthige Gärten angelegt. Die Lage der Insel Lindau ist außerordentlich

\* Ebel's Schilderung der Gebirgsörter der Schweiz. Leipzig 1795. 1. Theil. S. 2. 5 ff.

schön. Gerade ihr gegenüber öffnet sich das breite, große Thal, durch welches der Rhein aus den rhätischen Alpen dem Bodensee zufließt. Die Felsenfette der Schweiz zieht sich auf der rechten Seite dieses Thals bis an den See herab, dehnt sich dicht an denselben in fruchtbaren Vorbergen aus, und bildet dessen südliche Ufer, die erhaben, groß und fruchtbar sind. Die linke Seite des Thals wird von den nackten, rauhen Felsen Tyrols (Vorarlbergs) begränzt, die sich nach Osten fortsetzen, und den See in steilen, hohen Ufern ummauern. Der ganze Theil des See's, der von Lindau östlich sich ausdehnt, bildet ein großes, schönes, ovales, zwei Stunden breites und fast eben so langes Becken, an dessen äußerem Ende, hoch über demselben an steilen Felswänden das Städtchen Bregenz schwebt. Nach Westen und Norden breitet sich der See in eine Wasserfläche aus, die wegen ihrer großen Ausdehnung in Ersaaunen setzt. Von Lindau nach Konstanz beträgt seine Länge beinahe eils, und bis an das Ende seines großen Busens sechzehn Stunden. Da die westlichen und nördlichen Ufer, unerachtet ihrer Krümmungen, im Ganzen doch eine gerade Richtung halten, so genießt das Auge den außerordentlichen Anblick eines Wasserpiegels, dessen Fläche ungefähr vierzig Quadratstunden ausmachen kann. Wenn die Luft nicht sehr hell ist, so spielen in der weiten Ferne die Wellen in dem Horizont, und man begreift alsdann, warum dieser See einst das schwäbische Meer genannt wurde."

Die Aussicht vom schwäbischen Ufer, jenseits der Brücke, welches durch seine fruchtbaren Hügel, Gärten und Weinberge sehr einladend ist, beschriebt Ebel von dem Landhaus eines Lindauer Patriziers folgendermaßen:

„Die vortheilhafte Lage des Hauses gewährt die schönsten Ansichten über den See und dessen herrliche Ufer. Ich sah hier durch ein Fernrohr sehr deutlich die Thürme der Abtei von St. Gallen; der Dom von Konstanz umhüllte ein grauer Flor, denn die Luft war noch nicht hell genug; die Städtchen Rheineck, Norschach und Arbon glänzten unter den übrigen Orten, die das Schweizerufer beleben, am stärksten über den breiten Spiegel des See's. Die Wolken, nicht mehr so schwer und schwarz wie diesen Morgen, schwebten in den höhern Luftgegenden und umhüllten nur noch die Häupter der höchsten Felsen. Die Sonne durchbrach sie endlich, und ich hatte das unbeschreibliche Vergnügen, die hohen Gebirge Appenzells zu sehen. Fürchterlicher Sturm tobte in dieser hohen Region. Bald öffnete sich hier und da der Nebelflor und es zeigten



sich nackte, von Schnee und Eis starrende Felsenwände; bald ragten hehre Felsenhörner hoch über die Wolken empor. Den Eindruck, den diese ungeheuren und stolzen Massen auf mich machten, vermag ich nicht zu beschreiben; er war vielleicht gerade um so außerordentlicher, weil das Dunsmeer, welches immer das Ganze verhüllte, nur den Anblick einzelner Theile, Augenblicke, höchstens minutenlang, gewährte, nur gleichsam verstoßene Blicke zu thun erlaubte, und der Einbildungskraft keine bestimmten Gränzen in den Formen dieser ihr unbekanntem Natur zeigte."

"Mein Begleiter führte mich von diesem Landhause zwischen amuthigen Gärten nach einem andern günstigen Punkt in einem Weinberg, der wegen seiner höhern Lage eine weitere Ueberblicks verstattete. Die Sonne hatte endlich ihre Herrschaft behauptet, und die Wolken am westlichen Himmel zerstreut; eben, als wir den Hügel erklimmen hatten, goß sie ihre Lichter über die große Landschaft aus, die mit der Fülle und dem Leben eines blühenden Mädchens auf einmal aus dem Dunkel in glänzender Schönheit hervortrat. Ich warf mich auf den Boden und genoß in langsamen Zügen die Scenen dieser außerordentlichen Natur.

Ich überfah von hier das gegenüber liegende breite Thal und den Einfluß des Rheins in den See. So weit das Auge reicht, ist der Boden des Thals so niedrig, daß er fast mit der Fläche des See's gleiche Höhe zu haben scheint. Der Rhein läuft ohne Krümmungen in ziemlich gerader Linie durch das Thal, verläßt dessen Mitte, nähert sich sehr den Schweizergebirgen, und ergießt sich in den See, eine starke Stunde westlich von seinem östlichen Ende. Zwischen der Felsenkette Tyrols und den Gebirgen der Schweiz sind die Ufer des See's ganz flach, mit Gesträuch bewachsen und besonders nach der Seite von Bregenz hin, sumpfig. Als ich nach Lindau zurückkam, sank gerade die Sonne am Abendhorizonte herab. Der Glanz am Himmel und der rothe Feuerschimmer des sechzehn Stunden langen Wasserspiegels, über dessen ganze Fläche die letzten Strahlen strichen, war außerordentlich. Nie sah ich einen prachtvolleren Sonnenuntergang; nie ein erstaunenswürdigeres Schauspiel."

Wir setzen zu dieser erschöpfenden Beschreibung nichts hinzu, und bemerken nur, daß Ebel die Punkte, von welchen er die beiden letztbeschriebenen Ansichten genossen hat, nicht näher bezeichnet.

Berühmte Punkte, die, wenn auch nicht die gleiche, doch eine ähnliche Aussicht gewähren, sind das Landhaus, das Herr Hauptmann Falk, nach langer Abwesenheit aus Cadix zurückgekommen,

wenigstens noch um 1826 bewohnte, und die Washingtonsbank in dem Landgute, auf dem der königl. bayerische General, Freiherr v. Washington, lange Zeit sich der ihm von seinem Monarchen gegönnten Ruhe erfreute.

Die Hauptansicht wird am Besten von der Karlschanze auf der sogenannten Insel, oder auch von einem der Stadthürme herab, wo man noch außer dem die eigenthümliche Lage der Inselstadt überschauet, genossen.

An der Gränze des schwäbischen Ufers erwartet den Wandrer noch ein großer Naturgenuß zu

### Bregenz.

Schon bei der Bregenzer Clause, die ihm der dreißigjährige Krieg geschichtlich merkwürdig macht, wird er stille halten und sich an dem unendlichen Wasserpiegel erfreuen, der hier ungefähr mit denselben Ufern, wie auf der Karlschanze zu Lindau, sich vor seinem Auge hinausdehnt, während dicht in seinem Rücken die steilen Felswände des Bregenzerwaldes ansteigen. Zur Seite hat er das in Bergausläufer hineingebaute alte Städtchen Bregenz, hinter dem unmittelbar das Gebirge anhebt. Im Grunde der Stadt schauen von zwei grünen, runden, lieblichen Hügeln herab, von dem einen ein schloßartiges Gebäude (gegenwärtig der Sitz des Rentamtes), von dem andern die Hauptkirche, als grüßten sie sich gegenseitig, einander an. Schon diese Hügel, wo Nebel, Wiesen, Tannen und Obstbäume lieblich auf verschlungenen Anhöhen wechseln, gewähren sehr schöne Durchblicke über die italienisch-flachen Dächer der Stadt hin, nach dem weiten See. Der schönste Standpunkt weit und breit aber ist

### der Sanct Gebhardsberg

mit dem Kirchlein gleiches Namens, der einst an dessen Stelle das feste Schloß Hohenbregenz trug, dessen Zerstörung durch den schwedischen Feldherrn Wrangel dem Wandrer der geschichtliche Theil unseres Werkes erzählen wird. Dieser Berg bildet eine Art von Eckstein am Bregenzerwalde gegen das Rheinthal; er ist drei Viertelstunden von Bregenz entfernt, mit dunklen Tannen malerisch bewachsen und mit einem jähen Felsen gekrönt, der das Kirchlein trägt, dessen Grundmauern noch von der alten Feste herzurühren scheinen. Von den Fenstern eines kleinen Vorgebäudes aus, das nach 3 Seiten freien Ausblick gewährt, genießt hier der Wandrer eine unaussprechlich schöne Aussicht auf die ganze Länge des Sees, eine Weite von

18 Stunden auf das ganze schwäbische Ufer von Bregenz und Lindau an bis Sernatingen; über Konstanz weg bis an den Untersee, und links auf den Ausfluß des Rheines und einen Strich des Schweizerufers bis Rheineck, wo die Vorberge Sanctgallens in den See hinauslaufend die weitre Aussicht versperrern. Ganz neu und überraschend aber ist hier der Einblick in das von den höchsten Bergen rechts und links umschlossene Rheinthal, dessen Anfang man hier in der nächsten Nähe vor sich hat; auch die Appenzelleralpen verschieben sich hier zu ganz neuen Formen; zur Linken schaut man in den kühlen Grund, der den Bregenzerwald von den Vorarlberger Kalkfelsen scheidet, und aus dem die rauschende Bregenzerach hervorquillt, um sich im breiten Steinbette in den See zu stürzen, auf die alte Burg Wolfurth hinab, und möchte dem tiefen Thale gern um die Ecke in die Runzeln und Schlünde des Bregenzerwales folgen. Im Hintergrunde des Rheinthales steigen einige Schneekrippen empor, von welchen die eine höchste vielleicht die riesenhohle Scheeda Plana ist. Auf der rechten Seite des Beschauers frömt der Rhein am östlichen Rande der Appenzellerfelsen hin und man kann seinen wechsellosen Lauf mehrere Stunden weit bis zum Einfluß in den Bodensee verfolgen.

Diese Aussicht wird am zweckmäßigsten bei Sonnenaufgang genossen; hier ist die allmähliche Beleuchtung des dunkeln Rheinthals einer neuen Schöpfung vergleichbar, und der Spiegel des See's gegen Westen ist nicht von dem Dunste, der sich Nachmittags und Abends im Gefolge der niedersteigenden Sonne einfindet, verhüllt, sondern breitet sich klar und übersehbar vor den bewundernden Augen aus.

Ehe wir das schwäbische Ufer des Bodensee's verlassen, um unsre Leser auf ein paar Hauptpunkte des Schweizerufers zu stellen, und ihnen sodann eine landschaftliche Uebersicht des Rheinthals zu verschaffen, laden wir noch auf eine

#### Fahrt über den Bodensee

ein, zu welcher jetzt acht Dampfbote tägliche bequeme Gelegenheit darbieten. Um den See in meerähnlicher Unendlichkeit zu überschauen, wähle man die Fahrt mit dem Wilhelm von Friedrichshafen nach Rorschach. Man hat hier zur rechten und linken denselben der Länge nach, neben sich, und die östlichen wie die westlichen Ufer sind nicht oder kaum zu entdecken; selbst das südliche Ufer entzieht sich bei unwölktem Himmel oder durch Nebel nur allzuleicht

dem Auge, um das Bild der hohen See zu vollenden; und bietet es sich mit feinen schwellenden Hügeln und der himmelhohen Wand seiner Schneeberge dem Blick in sonniger Klarheit dar, so wird die Fahrt, die auf diesen vom Dampf geflügelten Schiffen auch nie allzulange dauert, vollends zur wahren Lustreise.

Auf eine andre Weise, als diese Fahrt, ergötzt die Reise, die man auf einem der andern Boote den Obersee entlang in 8 — 9 Stunden vollendet, wobei an den angenehmsten Punkten Rast gehalten wird. Man wähle nämlich unter den verschiedenen Fahrten den Weg von Konstanz nach Bregenz oder nach Lindau. Auf dieser Fahrt schweben die Ufer des See's, das rechte und das linke, von welchen man bisher immer nur Abschnitte von den Höhen herab entdecken konnte, die aber hier auf der ganzen Reise dem Blick erreichbar bleiben, mit aller ihrer wechselnden Herrlichkeit vor den Augen des schnell dahin wogenden Betrachters vorüber, und immer neue Formen, neue Gegenstände beschäftigen die Aufmerksamkeit und verkürzen die lange Wasserstraße, die noch am Mittage unabhörbar vor dem Schiffe sich dehnt und am Abende, er weiß kaum wie, zurückgelegt ist.

Wendet sich bei der Abfahrt das Auge nach der alten Stadt zurück, die sich mit ihrem herrlichen Münster in dem breiten Wasserspiegel abbildet, so entdeckt es hinter ihr die Bergestuppen von Hohentwiel und Hohenstosseln. Rechts und links sind die Gestade anfangs noch flach, aber im höchsten Grade fruchtbar, zur Rechten glänzen die freundlichen Wohnungen und Kirchen der Klöster Kreuzlingen und Münsterlingen, zur Linken streckt sich die Landzunge mit der lieblichen Maynau weit in den See hinaus; am zusammenhängenden Ufer prangen das reinliche Albingen, das gethürmte Meersburg, das heitre Sagnau. In einiger Entfernung steigen hinter diesen Orten dunkle, mit Tannen bedeckte Hügel empor, auf deren einem das schneeweiße Heiligenberg blinkt; diese Hügel rücken allmählig dem Ufer näher, machen die schwäbische Seite düsterer und bringen dadurch einen erwünschten Kontrast mit dem lachenden Schweizerufer hervor. Auf dem letztern zieht sich immer noch die fruchtbare Fläche weit landeinwärts; in den See hinaus läuft, einen großen Bogen bildend, die Landspitze von Romanshorn. Aber mit immer deutlicheren Formen tritt hinter ihr die Säntisette hervor, mit jedem Stöße wogt das Schiff der herrlichen Gebirgswelt näher, immer breiter und offener wird der blaue See, auf dem es schwimmt.

Links werden die zwei schlanken Thürme des Klosters Hofen und das helle Schloß von Friedrichshafen, anfangs nur dem bewaffneten, bald auch dem bloßen Auge sichtbar. Auch der östliche Hintergrund windet sich nach und nach aus den Schleiern des blauen Dunkels heraus, mit welcher die Ferne ihn bekleidet; die gezackten Kalkfelsen des Borarlbergs, und ein paar schneeigte Gipfel, die vielleicht schon dem Tyrol angehören, haben das Nebelmeer der Tiefe durchbrochen. Während das Auge sich träumerisch mit dieser Ferne beschäftigt, ist das Boot am nahen rechten Ufer an dem Dorfe Reßwil, dessen spitziges Thürmchen schon lange gewinkt hat, vorübergeflogen, und wagt jetzt zwischen Uttwil und Friedrichshafen. Wenn man einmal da vorüber ist, so nähert sich das Bregenzertal und hinter ihm die Hochgebirge immer mächtiger. Zur Rechten erscheint auch die berühmte Höhe von Böglisee und stellt sich zwischen das Rheinthal und das Appenzell. Dagegen wird auf der linken Seite die Hügelkette zwischen Friedrichshafen und Langenargen niedriger und ferner. Zwischen beiden Orten sieht lauschend aus den Hügeln das Lettnanger Schloß hervor.

Bald erscheint Romanshorn. Ein modernes Schloßchen, eine hübsche Kirche auf grünem, bis in den See auslaufendem Nebenhügel erheben die freundliche Lage dieses Dorfes, dessen zerstreute Häuser sich lieblich unter Nebel verstecken und dessen alter Name nach den frühesten Geschichten dieser verhängnisreichen Ufer lustern macht. Der See bildet hier eine große Bucht, deren eines Ende Romanshorn, das andre Arbon einnimmt. Die Aussicht hat besonders dadurch einen ganz neuen Reiz, daß hier der größte Theil des sichtbaren See's ganz von den höchsten Alpen begränzt ist, die sich amphitheatralisch herumziehen, und deren scheinbaren Ausläufer der Bregenzwald bildet; die andre Hälfte des Kreises nimmt Romanshorn mit seinem Obstgarten ein. —

Bald eilt unser Schiff weiter an dem niedlichen Schlosse Lurzburg vorüber, hinter welchem das kleine Dorf Neukirch hervorblickt. Dann spiegelt das uralte Arbor Felix seine grauen Mauern und Thürme und seine seligen Frucht bäume, die seit fünfzehn Jahrhunderten die Stadt mit immer erneueter, üppigem Wachstum umblühen, in der klaren Fluth; auf der schwäbischen Seite sieht von dem höchsten, fernem Hügel, kaum sichtbar, die Waldburg herab.

An dem kleinen aber hübschen Dörfchen Horn vorüber geht jetzt die Fahrt nach dem stattlichen Flecken Norschach, dessen modernes,

palastähnliches Kornhaus, und neues, stattliches Lagerhaus schon lange, noch ehe das Dampfsboot langet, die Blicke der Reisenden auf sich gezogen. Im Rücken der Stadt erhebt sich der malerische Hügel, der den Namen des Norschacherberges führt, mit Matten, Obst, Landhäusern, Burgen und Hütten bedeckt; die üppigste Vegetation herrscht auf diesem blühenden Vorgrunde. Zur Rechten, seitwärts, ist der kolossale Säntis, wie frisch von der Natur hingezeichnet. Ueber der Stadt entdeckt man die alten Schlösser Wartensee und Mötteli-Schloß, von welchen wir unten erzählen werden. In der Nähe winkt, in einem Obstwalde verborgen, das Dörflein Goldbach, dessen schmucke Kirche und spitzer Kirchturm forschend nach Gestad und Wellen blicken.

Hat man Gelegenheit, zu Norschach zu verweilen, so führen hier einladende Straßen mit schönen Gebäuden zu einem Gasthose, wo die, den Sommer über meist zahlreiche Gesellschaft an einem langen Mittagstische fröhlich tafelt. Ueber den einstigen Wohlstand Norschachs, dessen Schimmer, wie der einer gefunkenen Sonne, noch immer über dem freundlichen Orte leuchtet, gibt die Geschichte Aufschluß, und wir verweisen in dieser Hinsicht auf den historischen Aufsatz.

Bei der Abfahrt von Norschach überrascht in der Abendsonne besonders der wunderbare Kontrast, den die weißen Kalkfelsen des Borarlberges gegen die dunkleren Hügel- und Gebirgshöhen St. Gallens bilden. — Bald werden rechts die hügelichten Ufer waldbiger, aber immer bleiben sie bewohnt und reichlich mit Hütten besät. Ganz an dem Abhange des Buchberges, wo sich dieser gegen das Rheinthal wendet, lagert sich das Appenzellische Dorf Wolfshalden, das in den Annalen der schweizerischen Freiheitskriege unsterblich geworden ist. Auf der Höhe des Berges breitet sich Seiden, ein reiches Fabrikdorf, aus.

Jetzt öffnet sich das breite Rheinthal und das Auge kann die Stelle erreichen, wo der jugendliche, sprudelnde Fluß in das tiefe Becken des ruhigen See's gesaft wird. Borarlberger, Tyroler und Graubündtner Bergesriesen umragen das weite Thal, das der Strom sich gebrochen hat, und zu den ersten friedlichen Dörfern, die seine Ufer bekränzen, schweift der Blick über die Gestade des See's hinüber. Bald darauf wendet sich das Boot entweder der steilen Wand des Bregenzerwaldes zu, an dessen Fuße unter dunkeln Tannen die kleine einladende Stadt Bregenz bis in die Wellen des See's hinausläuft, oder es feuert noch mehr zur Linken dem flachen schwäbischen

Schwab, Bodensee.

Ufer zu, und landet an dem reizenden Inselgestade Lindau's. Leicht mag es der Wandrer treffen, daß er im Westen die feurige Kugel der Sonne hinter dem fernen Dome von Konstanz in den See sinken sieht, während er noch auf den hohen Wassern dahinschwimmt, und der Widerschein in gebrochenen Purpurstreifen sein schimmerndes Band meilenweit vom blauen Horizonte forschlängelt bis an sein schwimmendes Haus, von dessen Zinnen er gemächlich das köstlichste Schauspiel genießt; und daß eine halbe Stunde später der Mond seine silberne Leuchte am östlichen Himmel über den riesigen Bergen aufsteckt, an deren benehstem Fuße, aus den Wellen und der Luft zugleich vom bleichen Strahl beschienen, der stille Hafen aufdämmert, der mit beleuchteten Wohnungen dem gesättigten Wanderer zuwinkt und das müde Schiff aufnimmt in die schirmende Bucht.

#### Das Schweizerufer des Obersee's.

Nachdem der Wandrer auf dem schwäbischen Ufer alles Großartige und Erhabene der Seegegend genossen, erwartet ihn auf dem schweizerischen Gestade das Stillleben der Natur, das gerade nach den größten Eindrücken auf Auge und Gemüth so wohlthätig wirkt. Wir führen den Wandrer auch hier, wie wir am schwäbischen Ufer gethan, von Konstanz aus, und ergänzen unsre Schilderung aus dem Reichthume des Ebel'schen Werkes, dessen Benützung wir uns schon oben erlaubt haben.\*

„Außerhalb den Thoren von Konstanz betritt man sogleich den Schweizerboden; denn die Landschaft Thurgau erstreckt sich fast bis an die Gräben der Stadt.

Der Weg nach Arbon führt am westlichen Ufer des Bodensee's, bald nahe, bald ferne von seinem glänzenden Spiegel, durch ein Land, welches unendlich schön und reizend ist. Die Ufer, welche in großen Bogenlinien schweifen, erheben sich unmerkbar in eine zwei Stunden hohe, aber äußerst sanft steigende Terrasse, und bilden ein Hügelgelände, welches Weinberge, Kornfelder und Obstbäume beleben.

Einige Stunden von Konstanz bilden die Ufer eine Erdzunge, die in der Form eines krummen Horns sehr weit in den See hinein geht, und deren Spitze das Dorf Romanshorn begränzt (s. oben).“

„Stundenlang wanderte ich“ — erzählt Ebel weiter — „in dem Schatten eines wahren Waldes von dickstämmigen, großen und

\* Schilderung der Gebirgsbölder der Schweiz. Th. 1. S. 21. ff.

breitstämmigen Birn- und Apfelbäumen, unter denen das schönste Getraide waltete. Diese Obstbäume stehen vierundzwanzig Schritte von einander gesetzt, in geraden Linien längs den Ackerbeeten und bilden Alleen von allen Seiten. Sie sind von einer seltenen Schönheit und Kraftfülle; ihr ungewöhnlicher Ertrag macht den Besitzer solcher Bäume wohlhabend, und die Ausstattung vieler Dörfer Thurgau's besteht einzig und allein in einer Anzahl Birn- oder Apfelmäuler. Die Kultur derselben ist vielleicht nirgends so weit getrieben, wie hier; denn es erregt mit Recht Erstaunen, in diesem Klima einen prächtigen, unübersehbaren Wald von Obstbäumen zu durchstreifen, den man vergebens in Ländern eines mildern Himmelsstriches sucht. Der Boden ist zwar sehr gut; denn die obere Schichte einer herrlichen Fruchterde erstreckt sich viele Fuß tief. Allein die Lage dieses ganzen Seegeländes kann man keinesweges als günstig preisen. Nord- und Ostwinde haben offenen Zutritt, und kein Hügel oder Berg bricht ihre Wuth, wenn sie über die weite Wasserfläche einherbrausen. Aber der Mensch vermag unendlich viel. Sein Fleiß, seine Geduld und seine Arbeit besiegen Hindernisse, die unüberwindlich scheinen. Der Einwohner Thurgau's hat durch seine Ausdauer seit Jahrhunderten das wilde, unter finstern Tannen erstickte Land in einen lachenden Garten umgeschaffen, und wahrhaft die Natur seinem Willen unterjocht. Der Römer, der nach den besetzten Posten von Brigantium und Arbor geschickt wurde, glaubte hieher ins Exil zu gehen. Die rohe Wildheit und das rauhe Klima dieser Gegend erregte dem Bewohner Italiens stetes Schaudern, der jetztige Anblick der westlichen Ufer des brigantinschen See's würde ihm ein Feengesticht scheinen; er könnte sich unmöglich hier wiedererkennen, weder in diesem Garten, noch in dem Klima, denn selbst dieses ist durch die Ausrottung der Wälder und die Bearbeitung des Bodens trockener, beständiger und milder geworden.

Der glatte Spiegel des See's, dessen Glanz zwischen dem Schatten der Obstbäume meine Augen stets auf sich heftete, zog mich nach und nach so sehr an, daß ich den Weg verließ, und mich in den Schatten eines breitstämmigen Birnbaumes dicht ans Ufer setzte. Die Sonne senkte sich schön am Abendhimmel, und goß über die Ufer, die Dörfer, Städte, Berge und Felsen gegen Osten ein Farbenspiel aus, dessen Glanz über den weiten, krystallinen grünen See mich in Erstaunen setzte. Die Luft war mild und still; kein Blättchen regte sich über mir. Die ganze Natur lag in einer süßen



Ruhe, in der seligen Ruhe der lebendigsten, glücklichsten Existenz. Ich war glücklich mit ihr; alle sanften Gefühle durchbebten mein Herz, und meine Seele verlor sich entzückt in den hohen Bildern der Harmonie und Schönheit: Ruderschläge und Menschentöne, die über den See herschallten, weckten mich aus meinem Genuß. Die Sonne war schon unter dem Horizont; ich erhob mich eiligst und suchte den Weg. In einer kleinen halben Stunde befand ich mich außer dem Obstwalde, und gleich darauf vor der Stadt Arbon."

Wenn eine so blühende Schilderung den Wanderer auch an diesen Theil des Seegeftades gelockt hat, so führen wir ihn zu Arbon in das Gartenhaus einer kleinen Herberge (zum Kreuz), das so ganz in den See hinausgebaut steht, daß es auf drei Seiten von Wasser umgeben ist. Hier hat man den See in sehr großer Breite hinüber bis Friedrichshafen vor sich, dazu hinauf gegen Osten seinen ganzen Abschluß mit Lindau, Bregenz und dem Gebirge hinter dieser Stadt. Auf der andern Seite, nach Süden, strecken, so dicht man unter dem fruchtbaumreichen Hügel sitzt, an den sich die Stadt lehnt, dennoch die oft beschneiten Häupter des Alpsteins: der Säntis, der Mesmer, der Altmann, ihre spitzigen Gipfel aus dem Appenzell herüber; das Blau des wolkenlosen Himmels, das nicht selten in der offenen Seegegend die Reisenden dauerhaft begleitet, der Schnee der Berge, das saftige Grün der Hügel und die Meerfarbe des blaugrünen See's wogen in fließenden Massen ineinander, und doch hat dieses Farbenspiel etwas so Beruhigendes, so Einfaches, daß es dem Betrachter der Natur an diesem stillen Plätzchen unaussprechlich wohl wird, und er nur ungern weiter zieht in dem Obstwalde des Ufers fort, oder einen der Rachen besteigt, die gerade zahlreich dieses Geflade umlagern, und ihn nach den schönen Seestädten zu bringen versprechen, die von drei Seiten über die Fluthen herüberlächeln.

Doch wir ziehen zu Lande weiter, indem uns der wohlbekannteste Führer vorangeht. „Ich verließ," spricht er, „bei frühem Morgen das Städtchen Arbon. Der Weg, der, vom See entfernt, zwischen magern Wiesen und unter Weiden eine Zeitlang fortgeht, ist anfänglich langweilig; wie er sich aber dem See wieder nähert, verändert sich auf einmal die Scene, und jeder Augenblick ist fast zu kurz, um Alles Reizende, was der immer wechselnde Standpunkt darbietet, zu genießen. Der Morgen war schön, die Luft still, der Himmel sehr hell, und die ganze Natur labte sich in den wohlthätigen Strahlen der Sonne. Ob ich gleich schon einige Tage an

den Ufern dieses See's herumwanderte, und mir also seine Ausichten nicht mehr ganz neu seyn konnten, so machte demungeachtet heute wieder der Anblick dieses weitausgedehnten ovalen Wasserspiegels, und seine gebirgigten Ufer, denen ich jetzt ziemlich nahe kam, einen außerordentlichen Eindruck auf mich, und zwang mir von Neuem das Gefühl der Bewunderung ab. Der See schweift von Arbon in einem sehr großen Bogen nach Norschach und bildet eine weite, herrliche Bucht, welche die Ufer bis an den Fuß der Gebirge des Rheinthals und Appenzells zurückdrängt. Der Weg läuft dicht an dem schönen Zirkelbogen des See's, unter Obstbäumen, neben fruchtbaren Gärten, Feldern und Bauernwohnungen hin, deren Aeußeres die Wohlhabenheit der Besitzer zeigt. Die schöne Bucht war von Fischern belebt; die einen kamen von ihrem frühen Fange zurück, die andern ruderten darauf aus; einige waren beschäftigt, ihre großen, langen Netze an dem Ufer auf Stangen zu hängen; andere saßen und besserten sie aus; Kinder hüpfen um ihre Väter, und jauchzten aus Wohlgefühl. Es erhob sich ein leiser Schwind, und die glatte Fläche des See's bewegte sich in kleinen Schwingungen, die sanft an das Ufer plätscherten. Auf einmal glänzten mehrere Segel aus der Ferne, die unmittelbar aus den Fluthen emporsiegen. Sie wurden nach und nach größer, bis sie sich endlich so näherten, daß das Auge das Fahrzeug selbst erblickte. Bald darauf führte der leise Wind ein verwirrtes Gemisch von Menschentönen zum Ohre, unter denen dann und wann ein mächtiger Ruderschlag durchschallte; es schien, als müßten die Schiffenden sehr nahe am Ufer seyn, und doch waren sie noch einige Stunden davon entfernt. Langsam wanderte ich auf diesem reizenden und unterhaltenden Wege fort. Die Ansicht der rheinthalischen Ufer, der Städtchen Norschach und Rheinegg und der belebten und fruchtbaren Vorberge, die sich gleich hinter denselben erheben, wurde immer malerischer, je tiefer ich an der Bucht herabkam. Die Stadt Lindau scheint mitten in dem Wasserbecken zu schwimmen; hinter Bregenz steigen die Gebirge und Felsen in die Höhe und vermischen ihre mannigfaltigen Formen hinter einander.

So wie man sich Norschach nähert, überschaut man den See in seiner größten Breite, welche hier fünf starke Stunden beträgt. Die jenseitigen schwäbischen Ufer, die nur mit kleinen Hügeln besetzt sind, erscheinen im grauen Nebel und erniedrigen sich in einer Gegend so sehr, daß sie fast verschwinden. Der Anblick dieser außerordentlichen Wassermasse erregt Erstaunen, besonders wenn man

von St. Gallen herab an das Ufer bei Norschach kömmt und da auf einmal über diese Spiegelfläche schaut; allein ich bin überzeugt, daß derselbe das Gefühl der langen Weile erzeugt, sobald Ueber- raschung und Verwunderung vorüber sind; denn die schwäbischen Ufer sind zu niedrig und entfernt, und die breite Seefläche hat zu viel Einförmigkeit, als daß das Auge durch Mannigfaltigkeit ergötzt werden könnte.“

Diese letztere Bemerkung ist so wahr, daß wir schon mit der Beschreibung unsern Leser zu ermüden fürchten, wenn wir ihn noch länger durch diese Obhgärten des Schweizerufers mit dem ewigen Ausblick auf den See hinführen. Wir sagen daher nur noch ganz kurz, daß man unsern von Norschach auf dem Rosbühl eine ungeheure Aussicht genießt, und dort besonders der Sonnenaufgang ungemein schön ist. Der Weg von Norschach nach Rheinegg wird durch die vielen, ältern und neuern Schlösser unterhaltend gemacht, an welchen das Auge haftet, wenn es die Hügel zur Rechten hin- anblidt: Wartegg, Rüfegg, Blatten, Wartensee mit einem alten und einem neuen Schlosse, Greifenstein, sind lauter alte Burgen, noch sämmtlich in wohllichem Stande, an welchen der Wanderer nicht bloß vorüber gehen darf, sondern von denen manche, wie er aus Ortsbeschreibung und Geschichte ersehen wird, aus mehr als Einem Grund eines Besuches nicht unwerth ist.

Das freundliche und reinlich gebaute Städtchen Rheinegg und das benachbarte, schon jenseits des Rheines gelegene Dorf Hard weckt große, geschichtliche Erinnerungen, und der Punkt, wo das älteste Schloß Rheineggs, seine Hauptburg stand, jetzt ein Nebgardenhäuschen auf der ersten Staffel des Hügels, an den sich die Stadt anlehnt, gewährt eine weite Aussicht auf das obere Gewässer des See's gegen Bregenz und Lindau.

Freilich wird auch diese Aussicht auf den See, so wie alle, die man von den Höhen des Schweizerufers herab genießt, nicht mehr behagen, wenn man, wie die bei weitem größere Anzahl der Reisen- den, die unvergleichlichen Ausichten des schwäbischen Ufers vorher genossen hat: der bloße Anblick des Wasserspiegels ermüdet bald, wenn das Auge hinter demselben, statt auf Gebirgsmassen ausruhen und hier seine Vorstellungen, Gefühle und Gedanken in kühlen Thälern und Spalten bergen zu können, abermals über die unendliche Fläche eines grünen Uferlandes, wie ein solches das schwäbische Gestade ist, hinschweifen muß und keinen Punkt findet, wo es auf diesem zweiten, grünen Meere anlanden könnte, als wo das dritte,

ein unendlicher blauer Horizont beginnt, der eben auch durch seine wechselförmigen Begränzungen den Reiz verliert, den er sonst, als Bild der Unermesslichkeit haben könnte.

Dennoch wird, da Beleuchtung von oben herab und Stimmung von innen heraus oft Wunder bewirken können — mancher Wanderer von der Höhe von Rheinegg, vom Rorschacherberge, von der Anhöhe zwischen Arbon und St. Gallen, besonders aber von Bögliseck, vom Freudenberg bei St. Gallen, vom Säbris und vom Hohenkasten herab mit Befriedigung und oft mit Entzücken auch auf unser Seegebirge herniederblicken. Auf den letztgenannten drei Punkten ist freilich das Auge, wenn es Herrliches schauen will, ganz den Schweizergebirgen des Südens zugewendet und bietet dem See den Rücken; das Schönste dieser Ausichten fällt somit auch nicht in den Gesichtskreis dieser unsrer Darstellung, da wir die Gebirge nur dann darein aufnehmen können, wenn sie als Begränzung und Vollendung der Seegegend erscheinen. Aber schon der Gegensatz muß den Blick vom steilen Süden nach dem offenen und lachenden Gelände des Nordens und des Westens zurückziehen, und dann fehlt doch auch den Seeausblicken und Ausichten dieser höhern Gebirgspunkte nicht ihre Eigenthümlichkeit. Die belohnendste für den Bodensee ist die von Bögliseck, einer Bergesecke, die unweit von dem appenzellischen Dorfe Speicher ausläuft. Da ein Wirthshaus auf dem günstigsten Punkte steht, so kann man diese Aussicht mit aller Bequemlichkeit genießen und günstiges Licht abwarten. „Der Blick beherrscht hier“ — wir lassen Ebel wieder sprechen — „die alte Landschaft, das obere Thurgau, den Bodensee, und dringt weit nach Deutschland hinein. Nach Osten erheben sich Berge von hohen Tannen geschwärzt, welche den Morgenhorizont verbergen und den See mit dessen deutschen und Schweizer-Ufern grell abschneiden. Sein fünf Stunden breiter, blinkender Spiegel dehnt sich hinab bis nach dem Bodmaner-Busen, welchen Schwabens Hügel umschließen, und nach Konstanz, dessen Thürme im bläulichen Dunste matt sich zeichnen. Von daher wandert das Auge zurück über Thurgau's Obstwälder und Gefilde, über dessen Weinhügel Dörfer und Wohnungen. Dieser reiche, zehn bis zwölf Stunden lange Garten, im Sonnenglanze sich habend, wölbt sich von der Fläche der Seegefade hinauf über mannigfaltige fruchtbare Hügel zu den dunkeln Tannenbergen, deren Gipfel theils zu meinen Füßen lagen, theils hoch über meinen Standpunkt emporragten.“ Lindau und Bregenz ist auf Bögliseck nicht sichtbar, weil die Berge des

Rheinthal und Appenzells außer Rhoden den obern Theil des See's verdecken.

Auf dem Freudenberg bei St. Gallen erscheint der Bodensee nur in breitem Durchblicke zwischen ineinander gefchlungenen Hügeln und Bergen, aber gerade dadurch wird der Anblick wiederum ganz neu. Die Alpfsteinkette und besonders die kühnen Formen der Toggenburger Berge zur Linken, deren Namen Schild, Speer und ähnliche sehr bezeichnend sind, und die hier viel höher und großartiger erscheinen, als auf erhabeneren Standpunkten, wo sie, als die Schneelinie noch nicht erreichend, vor den ewig beschneiten Häuptern anderer Alpen verschwinden: zu dem die blühenden Umgebungen und das enge, aber fruchtbare Thal, in welchem tief zu den Füßen des Beschauers die hübsche Stadt St. Gallen voll gewerblicher Lebendigkeit sich möglichst verbreitet: — das alles mit dem Hintergrunde des blauen See's zwischen Bergen, macht diese Aussicht auch nach den großen See- und Gebirgs-Ansichten, die er jenseits des See's genossen, für den Freund der Natur noch immer höchst anziehend.

Endlich gehört zu den Wundern der Aussicht, die sich auf Gebirg, Thal und Ebne vom Hohenkasten (einem mächtigen Ausläufer der Säntiskette) herab dem Blicke darbietet und die freilich einer Schweizer- und nicht einer Bodensee-Reise angehört, gewiß auch der Niederblick auf den gesammten Bodensee (den Ober- und Zellersee) und dahinter auf ganz Oberschwaben bis an die schwäbische Alp. Der See erscheint hier in Vogelperspektive, wie auf einer guten Landkarte von Schwaben.\*

Schöne Ansichten des Untersee's und der sich dahinter erhebenden Regelberge des Hegäus gewähren die Schlösser, die jetzt von berühmten Fremdlingen besessen und bewohnt am Abhange der Hügellette liegen, die sich am schweizerischen Ufer des ersteren hinzieht: Wolfenberg, Arenenberg und das uralte Sandeck.

Uebrigens erwarte der Wanderer nicht, daß er alle schönen Standpunkte für den Ueberblick und die Ansichten des herrlichen See's, an den wir ihn geführt haben, in diesem Handbuch aufgezeichnet finde: er lasse sich das Forschen bei den Anwohnern, die vieles kennen, auf vieles allmählig geführt werden, was dem Fremdling, wenn er noch so gewissenhaft reiset, oft doch zufällig verborgen

\* Die herrliche Aussicht, die man von Dottenwil, zwischen St. Gallen und Konstanz genießt, ist im topographischen Abschnitte nachgetragen.

bleibt, nicht verdrießen, er schweife selbst, wenn er Zeit und Lust hat, an den Ufern und auf den Höhen umher und suche sich die rechten Stellen aus; er ziehe nicht ungeduldig weiter, ehe erwünschte Witterung, die rechte Tageszeit, die günstigste Beleuchtung eingetreten ist; er lasse sich nicht zu bald von Wolken, Sturm und Nebel schrecken, denn die Witterung wechselt über dieser weiten, von Wind und Wasser beherrschten Region oft unglaublich schnell. Leicht hat der Wanderer am Abende den See vom Sturme gepeitscht in Wellen, die bald dunkelgrün, bald schneeweiß sind, am Ufer emporzuschäumen gesehen, der am andern Morgen blau und geglättet, kaum vom kofenden Südwind gekräuselt und vom wolkenlosen Himmel überwölbt, arglos sich vor ihm ausbreitet; und oft brütet der Nebel bis zum Mittag, Alles, selbst auf die nächsten Schritte, unsichtbar machend, über derselben Gegend, die am Abend im Glanze der untergehenden Sonne, mit Wasser und Gebirg, in unaussprechlicher, durchsichtiger Klarheit vor des Wandrer's Auge hüllenlos prangt.

### 3. Das Rheinthal. \*

Auf der einen Seite von den östlichen Gebirgen der Schweiz, auf der andern von den Vorarlberger Felsen umschlossen, öffnet sich das wagerechte Rheinthal gegen den Bodensee in einer Breite von zwei Stunden. Der Rhein macht die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz, und theilt das große Thal in das deutsche und schweizerische Rheinthal. Da der Strom den helvetischen Bergen sehr nahe fließt, so liegt die größte Ebene auf deutscher Seite. Das schweizerische Rheinthal im engern Sinne (s. Ortsbeschr.) zieht sich acht Stunden lang, und in der Breite von einer bis drei Stunden an hohen und fruchtbaren Bergen fort, und umzieht als ein blühender Kranz den ganzen östlichen Theil des Kantons Appenzell. An dieses eigends so genannte Rheinthal schließt sich sodann noch stromaufwärts das Gebiet der ehemaligen Vogtei Hohenfarn,

\* Vergl. Ebels angeführtes Werk (Th. 11. S. 89 ff.), aus welchem der obige Abschnitt, so weit er die Schweizerseite betrifft, einen gedrängten Auszug, jedoch mit einigen durch eigne Anschauung veranlaßten Zusätzen, enthält.

an diese das der alten Vogtei Werdenberg; dann folgt das Amt Gams, die ehemalige Herrschaft Wartau und die Vogtei Sargans, zusammen etwa 7 bis 8 Stunden. Sargans gegenüber bildet der St. Luziensteig, mit welchem das Bündnerland und die innere Gebirgswelt der Schweiz sich anhebt, das natürliche Ziel unserer Reise. Dieses ganze Schweizerufer gehört jetzt, seit der Ländereinteilung, welche die Revolution herbeigeführt hat, zum Kanton St. Gallen. Das rechte Ufer in derselben Länge von 16 Stunden theilt sich in das österreichisch-vorarlbergische und fürstlich Lichtensteinische Gebiet. Jenes ist aus der Gemeinde Hardt, dem alten Reichshof Lustnau, der Herrschaft Zusfach, dem Kirchspiel Dornbüren, der ehemaligen Grafschaft Ems und der Herrschaft Feldkirch zusammengesetzt, und mißt eine Länge von etwa 10 Stunden. Die Lichtensteinische Besetzung besteht in der souveränen Grafschaft Vaduz, die sich von der Gränze bei Feldkirch bis an St. Luziensteig in einer Strecke von etwa fünf Stunden hinzieht. Wir betrachten jedes Ufer insbesondere.

#### Das Schweizerufer des Rheines.

Von Kortschach gegen Morgen zu betritt man, nach einer halbstündigen Wanderung, bei dem Dorfe Staad das prächtige Thal, welches der Rhein vor seinem Einflusse in den Bodensee durchströmt. Der Rheinstrom läuft ohne häufige Krümmungen in ziemlich gerader Linie durch das Thal, verläßt dessen Mitte, nähert sich sehr den Schweizergebirgen, und ergießt sich in den See, eine starke Stunde westlich von des letztern östlichem Ende. Auch die Ufer des Flusses sind flach und verkieselt, und es hiesse Erwartungen rege machen, die nicht befriedigt werden können, wenn die Sehnsucht des Wandrers auf den Strom hingelenkt würde, der, nach seinem herrlichen Durchbruch durch die Kluft der Via mala hier, obwohl noch immer schnell, doch etwas ermüdet, das Thal zu durchschneiden scheint, und sich erst aus dem weiten Becken des Sees, nach behaglich gepflogener Ruhe wieder stolz und kräftig dem Felsen zuflürzt, wo er seine jugendliche Kraft und den alten Uebermuth des Gebirgssohns in jenem kühnen Fall erprobt, der bisher die Wanderer noch mehr angezogen hat, als seine majestätische Ruhe in dem tiefen Bette des See's. Wenn aber auch der Strom selbst nicht so bedeutend ist, als sein Name erwarten läßt, so ist doch das Thal überaus reizend und wohl eines Absehers vom Bodensee aus

wertig. Die Wanderung von Staad durch Rheinegg, St. Margarethen, die Au, Balgach, Marbach, Altsfäden bis Hard ist einer der angenehmsten Spaziergänge, welche je gemacht werden können. Das sieben Stunden lange Berggelände, welches sich rechts in seiner reichen, mannigfaltigen Kultur dem Auge entwickelt, gleicht einem lieblichen Garten. Wiesen, Felder, Weinberge und Obstbäume ohne Zahl überziehen die wogigte Oberfläche, welche aus kleinen Thälern über Hügelformen schweift, und sich in waldbigten Berghöhen verliert; Dörfer, Häusergruppen, Schlösser, Landstige überall zerstreut und halb verborgen unter breitästigen Fruchtbäumen winken verführerisch in die Ebene herab, und malen der Seele den schönen Lebensgenuß ihrer Bewohner in den lachendsten Bildern. Ueber Alles besonders anmuthig ist der ganze Strich von Staad bis hinter Margarethen; rechts erheben sich die grünen und fruchtbaren Berge, auf deren Anhöhen die freien Appenzeller wohnen; links dehnt sich der prachtvolle und weite Bodensee aus, auf dessen köstlichem Krystall die Inselstadt Lindau und die bevölkerten deutschen und helvetischen Gebirgsküsten mit allen ihren Färbungen und Tinten glänzend sich spiegeln. Wer vermag die reizende Lage des Dorfes Thal, des lieblichen Städtchens Rheinegg und den entzückenden Standpunkt am feineren Tisch auf dem Buchberg zu schildern!

Längs dem Rheine, welcher alljährig seine Ufer überschwemmt, liegen Weidgänge und nur wenige Dörflein, aber nach dem Berggelände zu wohnt die ganze Volksmenge des Rheinthals. Hier begünstigt die offene Lage gegen Morgen und Mittag, der freie Zutritt des Südwindes und die Abhaltung des rauhen Nordes den Wein- und Obstwachs und die Fruchtbarkeit des Bodens außerordentlich. Besonders reizend ist die Lage des Dorfes Au, dessen Häuser vereinzelt sich eine ganze Stunde hinziehen und sich gleichsam durch einen Wald der stämmigsten Obstbäume durchschlagen müssen. Welche Veränderung ist seit einem Jahrtausend durch die fleißige Kultur des Landmanns in diesen einst so rauhen Gegenden bewirkt worden! Die schwache Weinrebe hat den feuchten und dunkeln Wald, der alle Bergseiten schwärzte, vertrieben; ihre traubenreichen Ranken überziehen zwischen herrlichen Obstbäumen das ganze Gelände bis gegen Hard und kochen alljährig den beliebten Saft in solchem Ueberflusse, daß die Keller der meisten Einwohner der östlichen Schweiz damit angefüllt sind.

Dicht unter dem Stoß, einer Bergzunge, dessen Namen die große Appenzellerschlacht gegen die Desreider verewigt hat, liegt



in einem schönen Obstwalde das enggebaute, durch hohe, feinerne Häuser etwas verdüfterte Städtchen Altschäden. Der Stos ist unten mit Wiesen und Obst bekleidet, die obere Region trägt Laub- und Nadelholz in schöner Mischung. Die Aussicht, welche man von dieser Höhe aus auf das obere Rheinthal genießt, ist außerordentlich reizend. Alle Bergseiten, welche von dem Kanton Appenzell in das breite Thal, dessen Mitte der stille Rhein durchzieht, herabsteigen, prangen mit einer Fülle von Obst, Wein, Gärten und Feldern. Große Dörfer, eine Menge kleiner Häusergruppen und Schlösser beleben dieses fruchtbare Thalgelände, das mit den steilen, nackten und rauheren Felsenwänden, welche jenseits des Rheines hinter Hohenems und den andern österreichischen Besitzungen emporsteigen, einen malerischen Abstand bilden.

Bei den Dörfern Saard hört das fruchtbare Bergland des Rheinthals auf, und wechselt mit buschigten Felsenhügeln, welche ins Thal bis an den Rhein hineintreten. Der Weg führt von Saard durch die Dörfer Kobelwies, Kobelwald und Oberried eine gute Stunde lang in dieser wilden Gegend fort, welche durch herrliche Laubholzwälder äußerst malerische Aussichten gewährt. Kobelwies liegt am Fuße des Appenzeller Berges Ramor, dessen höchster Gipfel, der hohe Kasten (s. oben) in vier Stunden auf jähem Bergwege erstiegen werden kann. Oberhalb dem Dorfe öffnen sich große Berghöhlen, unter denen die Krystallhöhlen allgemein bekannt sind (s. Ortsbeschr.).

Mit dem engen Pässe Hirzensprung, einem Felsgrunde, dessen Rippen den Weg vom Rheine trennen, wo in lieblichen Wiesen das Dörflein gleichen Namens liegt, und in der Nähe vom Walde her ein hübscher Wasserfall rauscht, hören die zerbrochenen Felsbügel auf, und hier tritt man wieder in das breite, offene Thal. Dieser ganze Distrikt von Saard über Oberried bis hinter dem Dorfe Reuti ist der größte, aber der unfruchtbarste des ganzen Rheinthals, der sich hier gleichsam in eine große Bucht aufreißt; Buchwaldungen bedecken die Bergweiden und große Weiden die Thalfläche am Rhein. Doch währt diese ödere Strecke nicht lange. Bei dem Dörfchen Lienz verläßt man die ehemalige Vogtei Rheinthal, und tritt in den Bezirk von Hohenem. Der Weg führt dicht an den südlichen, steilen Wänden der hohen Zinnen Appenzells nach Sennwald. Dieses große und lange Dorf, auf den Fuß des Oberkamors gebaut, genießt durch seine etwas erhöhte Lage eine treffliche Aussicht südwärts nach Werdenberg herab über

das herrliche wald- und wiesenreiche Thal, welches in einer weiten, runden Form auf allen Seiten von nackten, zerbrochenen, blaugrauen Gebirgen ummauert ist. Gegenüber, auf der rechten Thal- seite, strömt die Ill zwischen Felsen hervor und stülhet die zahl- reichen Wasser des vorarlbergischen Landes dem Rheine zu. Die Stadt Feldkirch liegt gerade an dieser Gebirgsöffnung, am Ein- gange in eine Menge Thäler, und beschützt diesen für Oestreich wichtigen Paß, durch welchen eine große Landstraße über den Ar- leberg ins Tyrol führt. Eine nicht weniger herrliche Aussicht bie- tet auch das auf den Felsenfuß des Oberkamors gebaute und zwi- schen Wald und Felsblöcke malerisch gelegene versteckte Schloß Forstegg dar, an welches sich noch dazu große, geschichtliche Er- innerungen knüpfen, als an den Hauptsitz des edlen Geschlechtes der Hohenfar. Auf dem noch stehenden Thurmstock überschaut man das ganze Thal: in einer Entfernung von zwei Stunden nach Südwest glänzt hoch am Felsen das Schloß Werdenberg. Ober- halb demselben, südwärts nach Graubünden, ziehen sich die hohen Gebirge der Schweiz und der deutschen Seite immer näher zusam- men, bis sie sich zu vermischen scheinen, und rechts, westnordwärts, nach Toggenburg, treten sie so weit zurück, daß die am Fuße der Berge fortlaufende Thallinie von Werdenberg bis Forstegg eine ovale Kesselform darstellt. Beim Schlosse Forstegg springt der Oberkamor stark hervor, und sein unterster Theil zieht sich bei Sennwald bis an den Rhein; auf der deutschen Seite des Thals erheben sich bei Feldkirch einige Kalkhügel, welche ebenfalls bis dicht ans rechte Ufer des Rheins fortlaufen. Bei einer genauen Uebersicht der ganzen Gegend wird es sehr wahrscheinlich, daß dieses weite, ebene Thal ein See war, so lange noch zwischen Forstegg, Sennwald und Feldkirch die beiden Gebirgsketten durch Zwischen- felsen, von denen die letzten Reste als Hügel quer über die Fläche ziehen, in diesem Zusammenhange standen. Alle Gebirge, welche dieses Thal umgeben, bestehen aus grauem Kalkstein; auf der schweizerischen Seite von Forstegg bis Gams sind sie auf ihren Zinnen in viele Hörner zerrissen, und zeigen, wie alle nach Süden zugetehrten Felsen, sehr steile Wände.

Die nächsten Umgebungen von Forstegg überraschen durch ihre Wildheit. Selbst die Ebene ist sehr felsigt und der Wald mit himmelhohen Bäumen breitet sich in finsterner Verworrenheit über dieselbe hin. Rechts an den Felsenabhängen blicken aus star- renden Wäldern die Ruinen der alten Schlösser Frischenberg

und Hohenfarn hervor, Zeugen des Appenzeller Freiheitskrieges.

Hinter Salez kehrt die Gegend zu ihrer freundlichen Gestalt zurück: das ganze, zwei Stunden lange Thal, durch welches die Landstraße führt, zeigt in seiner schönen Breite Gemeindefelder und Wieswachs. Fünf Ströme, welche von den Gebirgen herabkommen, und Abzugsgräben, durchschneiden den weichen Boden. Das Schloß Werdenberg, welches über dem Städtchen ins Weite schaut, liegt stets im Auge, weil der Weg gerade darauf zuführt. Das Gebirge hinter demselben ist waldrig, wild und rauh. Desto reizender breiten sich rechts der Grabser- und Gambser-Berg aus. Herrlich ist der Anblick ihrer breiten und hohen Gelände, welche ganz bebaut und mit Obstbäumen und einzelnen Wohnungen besetzt sind. Sie verankern ihre Fruchtbarkeit der Beschaffenheit ihrer Oberfläche und ihrer Lage gegen Morgen und Mittag. Diese beiden fruchtbaren Bergabhänge sind die einzigen heitern, sanften Züge in der rauhen Felsenphysiognomie dieses Thals, und mit desto größerem Wohlgefallen ruht das Auge auf ihrem lachenden Grün.

Das große Dorf Gambs liegt dicht am Fuße seines bevölkerteren Berges, dessen breite Höhen ein großer Tannenwald schwärzt; eine Viertelstunde von Werdenberg rechts liegt, in der Mitte herrlicher Wiesen, das Dorf Grabs, versteckt zwischen reichblättrigen Obstbäumen. Das Städtchen Werdenberg selbst, kleiner als diese Dörfer, wird durch das schöne alte Schloß, das, noch in bewohnbarem Stande, von einer kleinen Anhöhe ins Thal herniederblickt, sehr gehoben. Die Aussicht auf die eben beschriebenen Umgebungen, von der alterthümlichen, braungetäfelten Stube aus genossen, ist belohnend.

Von diesem Städtchen aus führt die Landstraße bei einem Teiche vorbei, zwischen Gärten und Obstbäumen nach Buchs, und von hier im ebenen Thale weiter nach Sewelen in die Herrschaft Wartau. Die Gebirge rücken dem Rhein immer näher, und das Thal wird schmaler; hinter Sewelen geht es zwischen lebendigen Matten aufwärts, und bald findet man sich in einer lieblichen, malerischen Berggegend. Rechts auf einem hohen Rücken liegen die Ruinen des alten Schlosses Wartau, links ein beschränkter Thalgrund, mit schönen Obstbäumen besetzt, unter denen hin und her einige ländliche Wohnungen zur Einkehr und stillen Ruhe einladen. In dem traulichen Thalgrunde Wartau's liegt noch das Dörfchen Trübbach und höher am Schollberg das durch die Schweizerkriege

bekannte Aemoos. Das Thal ist hier sehr schmal, und die Gebirgsketten auf beiden Seiten des Rheines drängen sich bis an seine Ufer. Links zwischen Felsmassen verborgen liegt der enge Pass Luziensteig, welcher von der deutschen Seite den Eingang in Rhätens Thäler beschützt; rechts fällt senkrecht in den Fluß die hohe Wand, an welcher sich der mit Mühe gesprengte Weg fortwindet. Hier hebt auf einmal ein erhabener Styl der Gebirgsnatur an: große Züge, starker Ton in der Färbung, Kraft und Kühnheit in Massen und Formen überraschen den Wanderer, der aus dem Rheinthale herkommt. Auf Graubündtens Gränze zieht sich ein furchtbarer Felsenweig, das Rhätikongebirge, absteigend bis ans rechte Rheinufer, und auf der Gränze von Sargans, gerade gegenüber, steigt der Schollberg bis zur hohen Wand herab, und seinen Fuß bespült der Rhein. Ohne weitere Untersuchung springt es in die Augen, daß diese Felsen einst in ununterbrochener Verbindung standen, und das Sarganser Gebiet nebst ganz Rhätien von dieser schlossen.

So wie man die Ecke an der hohen Wand herumwendet, öffnet sich das weite Sarganserthal von hohen, bewaldeten Gebirgen umgeben, über welche südlich der graue Gallanda sein stolzes Haupt emporhebt. Das alte Schloß Sargans westlich an der Ecke des zerfägten Schollbergs, der durch seine Gestalt lebhaft an den Pilatusberg erinnert, gelegen, beherrscht von seinem Marmorhügel ein sechs Stunden langes Thal; rechts schaut es nach dem Wallenstadter See, links nach Wartau, und gerade vor sich nach Graubündten, dessen außerordentliche Gebirgsmassen den erhabensten Anblick gewähren. Von hier führt ein einsames, ödes Thal auf einer zwei Stunden langen unbewohnten Fläche (denn nur wenige Dorfschaften liegen rechts am Fuße der Gebirge fern und versteckt) nach dem Dorfe Ragaz; der Boden trägt die traurigen Spuren oft wiederholter Ueberschwemmungen des Rheinstroms. Der Anblick des Rhätikons jenseits des Rheins in Osten zerstreut jede Langeweile, welche sonst der Weg durch diese Thalsohle erregen könnte. Man kann das kühne, furchtbare Gebirge, dessen zerrißnen, schwarzen Körper und die nackten ungeheuren Wände nicht genug anstaunen; den Fuß dieser schauerlichen Felsennatur überziehen Büsche und Wälder bis in die Ebene herab, welche das fruchtbare Rheinufer bildet, wo die Gefilde und Ortschaften Graubündtens zwischen Obstbäumen und Weinbergen durchschimmern. Die Gegend von Ragaz selbst ist durch fleißigen Anbau heiter geworden. Am Anfange

des Dorfes stehen auf einem grünen Hügel die zerrissenen Mauerstücke des alten Schlosses Freudenberg. Die wilde Tamina strömt mitten durch das Dorf, und setzt die Einwohner nicht selten in Gefahr. Ihrem Brausen nachgehend befindet man sich in wenigen Minuten an dem schwarzen Felsenschlunde, aus welchem die Tamina in die Ebene heraussürzt. Obgleich ihr Fall nicht gar hoch ist, so bildet doch das Ganze eine äußerst malerische Naturscene, in welcher, besonders beim Abendlicht, wilde Energie und finstrier Trost ausgedrückt sind. In diesem Schlunde, zwei Stunden aufwärts nach Süden liegt das berühmte Bad Pfeffers. Doch dieses liegt außerhalb der Gränzen unseres Werkes, wir übergeben hier den Wanderer, der tiefer in die Schweiz einbringen will, ganz der trefflichen Führung des Schriftstellers, aus welchem wir auch diese Beschreibung der schweizerischen Rheinufer ihrem größten Theile nach entlehnt haben; wir selbst aber kehren an den Ausfluß des Rheines in den See zurück und versuchen es, nun auch die landschaftlichen Umrisse des deutschen Rheinufers bis zum St. Luziensteig zu entwerfen.

#### Das rechte Ufer des Rheines.

Auf dieser Seite betritt der Wanderer das Thal, wenn er von der köstlichen Höhe des Gebhardsberges herabgestiegen kommt. Da er von oben herab tief in seine gebirgigeren Theile einen Blick gethan, so will ihm die breite und ebne Fläche, die es im Anfang bildet, nicht recht behagen: doch kommen bald Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit fesseln und seine Phantasie in Anspruch nehmen: zur Rechten steht vereinzelt auf einem grünen mit Neben und Gras bekleideten Hügel nicht unmalersich das alte Schloß Nieden. Zur linken strömt aus einem kühlen, tiefen Thale, das von felsigten Borarlberger Gebirgen gebildet wird, die Bregenzerach, um vereint mit dem Rheine sich in den See zu gießen; aus ihrem Grunde blickt von einem kleinen Hügel das alte Schloß Wolfurt mit seinem Dorfe zu den Füßen, herüber. Auch das einstige Frauenkloster Kenelbach lagert sich friedlich ans Gebirge. Eine große hölzerne Brücke führt über das Flüsschen, das in breitem, festigem Bette seine Gebirgsgewässer dem Strome zuwälzt. Aus der Tiefe dieses Seitenthals blickt schon das Hochgebirge des Borarlberges, der Bue und der Sulzberg herab. Wenn man durch das stattliche Dorf Lautrach gewandert, treten, auf dem langen Wege nach Dornbüren die waldigen Borarlberger Vorberge näher

und immer näher, an ihren Fuß schmiegen sich liebliche Dörfer: Rickenbach, Schwarzach und Hafeislauden. Hinter dem stundenlangen, schönen und gewerbsamen Dorfe Dornbüren treten links die Berge sehr nahe an die Straße, und der Ausfluß der Dornbüerner-Nach eröffnet den Einblick in ein romantisches Waldthal, welches von hohen mit Tannen dicht bewachsenen Bergen gebildet wird, und in dessen grünem, kühlem Grunde einige heitere Fabrikgebäude malerisch ausgebreitet liegen. Im Hintergrunde schaut ein Alpengipfel, der Fürst genannt, über die Tannenberge hervor und beherrscht das eng geschlossene Thal. Die lange, hölzerne, bedeckte Brücke, die über das genannte Flüsschen führt, gibt in ihren Fensteröffnungen vollkommen passende Rahmen zu diesem schönen Bilde. Von der rechten Seite dieser trefflich gelegenen Brücke überseht man den Rhein und die Schweizerseite, vom Stosswald und vom Schlosse Verneck begränzt. Links rücken die hohen Tannenberge immer näher; sie erscheinen wild und finster; aber auf ihren Höhen breiten sich, dem Auge hier nicht sichtbar, wohnliche Ebenen mit fruchtbaren Feldern aus. Diese Kette beschließt ein gewaltiger, mit Buchen bewachsener Fels, dessen Eck in scharfem Winkel bis zur Ebene herabfährt; seine Spitze trägt die Ruinen von Althohen-Ems; näher hervwärts auf einer mäßigeren Kante des Gebirges steht mit italienisch-plattem Dache die noch in bewohnbarem Stand erhaltene Burg Neu-Ems oder Hinter-Ems. Am Fuße jenes erstgenannten Felsen empfängt den Wanderer der schöne Flecken Hohen-Ems. Auf einen der Paläste, welche von den letzten Sprossen des noch nicht allzulange in seinem Mannesstamm ausgestorbenen hochberühmten Geschlechtes, von dem unser geschichtlicher Aufsatz melden soll, erbaut worden sind, scheint der waldbige Fels, der die Ruinen der Burg trägt, in unaufhaltbarem Sturze herabfallen zu wollen. Zu der Ruine Hohen-Ems führt ein bequemer Weg durch dichten Schatten den Wald hinauf, an einem Waldbach und gezackten Felsbergen vorbei. Schon im Hinaufwege, auf welchem man das weite Rheinthal ganz aus den Augen verliert, und ein Seitenthal hinanklimmt, wie die Wendelstreppe eines großen Thurmes, der ans Hauptgebäude angebaut ist, — kommt man auf mehrere, herrliche Niederblicke gewährende Stationen: zuerst, wo man aus dem Walde tritt, und wo zwischen den mächtigen Bergen die schöne Neuti und das malerische Schloßchen Neu-Ems erscheint; dann gelangt man an eine hochgelegene, einsame Bauernhütte, wo man durch ein zerfallenes Gewölbe über

Schwab, Bodensee.

den Grath geht, der das Gebirge mit dem vorspringenden Felsen verbindet: hier überrascht der Anblick des zerrissenen, aus vielen kühn gruppierten Mauerstücken, Thürmen und Wällen bestehenden Schlosses Hohen-Ems zum erstenmal aus der Nähe. Ein Ruinenthor führt auf dem schmalen Bergsattel zum andern; hier spaltet sich die Aussicht in zwei kontrastirende Theile, links ein gähnender Abgrund mit Felsen, Wald und tiefen Wiesen; rechts eben so tief, aber breit und offen das lachende Rheinthäl; in blauer Ferne der schimmernde Bodensee. Dann folgt der unmittelbare Anblick der Ruinen, und endlich betritt man das Plateau des Felsen, wo die wilde und die lachende Natur sich uns in Einem Ueberblicke darbietet: die beiden Schloffer, das walle, zerrissene und das jüngere, doch auch altersgraue, bilden einen schönen Gegenfaz; links die herrlichen Gründe, rechts abwärts das ganze, breite Rheinthäl bis zum See. Ein etwas tieferer Punkt am Walde gewährt die Vogelperspektive auf die regelmässigen Straßen des in der Tiefe an den Felsen wie hüttend sich schmiegenden Fleckens Hohen-Ems. Hier blättere der Wanderer in unserm Buche und lasse sich von dem frommen Sänger Rudolph von Ems und dem rüstigen Helden Marx Sittich von Ems erzählen.

Eine andere, noch größere, geschichtliche Erinnerung erwacht auf dem Wege, den der Wanderer, wieder in die Ebene herabgestiegen, im freundlichen Rheinthale verfolgt, beim Anblick einer vereinzelt Ruine, deren trauernder, zerfallener Thurm, von Geskrüpp umgeben, auf einem der schönsten grünen Vorhügel des Hochgebirges in die Ebne niederschaut; er ist der letzte Ueberrest des Schlosses Montfort, das hier zwar nicht als Stammhaus und nicht als ältestes dieses Namens einst blühte, aber doch zu den frühesten Wohnungen des erlauchten Stammes gehört, der ein Jahrtausend lang fast alle Blätter der Geschichtsannalen dieser Gegend füllt. Auf diesem und den andern Vorhügeln genießt man köstliche Ausblicke ins Rheinthäl, auf seine heiteren Dörfer, auf den im Westen mit seinem Silberstreifen alles begränzenden See. Nah und ferne herrscht eine unglaubliche Fruchtbarkeit; über dem Haupte aber hat der Wanderer die kühnen Formen des hier noch bis auf die Gipfel mit Wald bedeckten Hochgebirgs, aus welchem die hohe Kugel wie ein scharfer Geierschnabel vorspringt und die letzten Gluthen der Abendsonne auffängt, wenn schon Berg und Thal in Schatten liegt. Die nächste Umgebung bilden die unter Rebenranken versteckten und zwischen Obstplantagen hingestrenten

Häuser des Dorfes Gögis. Gegen Süden ragen die Appenzellerberge empor, in der Ebene selbst sind, wie Maulwurfs-Hügel, ein paar vereinzelt, grüne Erbschancen aufgeworfen, die zerfallene Schlösser (darunter das schöne Neuenburg) tragen. Bei Gögis ging die alte Straße über die Clause und den Wald. Zieht man aber nun an der grünenden Wand der hohen Berge des Borarlbergs die neue breite Straße weiter, so kommen, je mehr man sich Feldkirch nähert, desto imposanter die Tyrolerhochgebirge im südöstlichen Hintergrunde, und die auch schon stattlichen Vorberge unmittelbar hinter Feldkirch zum Vorschein. Um die Stadt schlingt sich in der Tiefe ein schöner Kranz von Tannenhügeln (in andern Umgebungen wären es Berge); an deren Fuße links das uralte Dorf Rankwil (eine der ersten deutschen Pflanzungen dieses rhätischen Landes) ungemein friedlich liegt und seine auf einen Felsen gebaute Kirche das Thal überschauen läßt. Hinter diesem Dorfe öffnet sich, von Felsen und Alpen eingeschlossen, das große Montafuner=Thal dem Auge, reich an romantischen Ansichten. Schlösser und Dörfer schmücken auch die übrige Länge dieses waldigen Gürtels, der sich in der Mitte, beim Dorfe Altenstadt unerwartet aufreißt, rechts und links zurückweicht und der hübschen, thürme-reichen Stadt Feldkirch Raum gibt, die sich fast unmittelbar an Altenstadt anschließt, und ihren Rücken an den hohen wohlgeformten Gebirgsstock des Aelpele anlegt; zu ihren Füßen braust, in felsigten Ufern, die Tochter des Gebirges, die Iller, die hier aus hohen Tannenwäldungen herausströmt, dem Rheine zu. Die Gegend ist wohl versehen mit Schlössern, man zählt ihrer gegen dreißig; sie mahnen unwillkürlich an jene furchtbaren Kastele der Rhätier, die auf den kühnsten Bergspitzen saßen, und die Drusus, der Stiefsohn des Augustus, mit dem Glücke seines Volkes und Geschlechtes niederwarf. Beslich hat man den Hohentaksten und die andern Appenzellerberge.

Hinter Feldkirch nimmt die Gegend immer mehr den Charakter der Gebirgsnatur an. Der Wanderer betritt das Ländchen Vaduz und waltt am Fuße der waldbewachsenen Eschnerberge hin, wo sich ein schöner Hain über die Straße hin in die Breite des Thales zieht; bei dem Dorfe Bendenen hebt sich zur rechten das stattliche Schloß Schellenberg. Jetzt öffnet sich das Gefilde wieder, fruchtbare Felder und schöne Nebhalben breiten sich vor dem Wanderer aus; der Rheinstrom nähert sich hier der Straße auf 300 Schritt, und zieht sich lang in beständiger Nachbarschaft derselben hin. Zu dem



fruchtbar gelegenen Dorfe Schan begegnet man schon mit großen Steinen beladene Schindeldächer, wie in den Gebirgsdörfern der Schweiz. Jenseits des Rheines lagern sich, dem Auge leicht erreichbar, die schönen Dörfer Grabs und Gams. Rechts von der Straße steigt das Gebirge der Landvogteialb empor.

Der Flecken Baduz liegt am hohen Waldgebirge, dessen unterste Stufe das geräumige alte Schloß gleichen Namens trägt, das von einem schönen Buchenhügel niederschaut. Die Straße führt dicht an den Bergen fort; bei dem Dorfe Trisen wird sie fast vom Rheine bespült, der hier von langen Reihen hochstämmiger Bäume, die der Anwohner Alben nennt, wie von einer stattlichen Leibwache umgeben ist. Jenseits des Flusses, etwas oberhalb Schan, liegt das alte rhätische Fontenas. Am Dorfe Balzers erhebt sich ein grüner, einzeln stehender Berg mit der schönen Burg Gutenberg, zu der abgebrochen von einander gelagerte Hügel einen malerischen Hintergrund bilden. Das Auge ergeht sich hier in einem lieblichen Wechsel von Hügel und Thal, die es in die Gründe der Schweiz hineinlocken, und hat zur rechten über dem Rheine drüben die Felsenwände des Schollberges vor sich. Aber der Wanderer läßt diese ganze Gegend rechts und wendet sich links zu den steinernen Rippen des ungeheuren Falkniß, an dessen Fuße, der allein für sich einen himmelhohen Berg bildet, und der Mittagsspiß heißt, das ansteigende, zur Linken waldbewachsene Bergthal anhebt, über das die Straße zum Ziel unsrer Reise, dem St. Luziensteige führt, über den die Sage den Tritt des frommen schottischen Christenkönigs Lucius wandeln läßt. Hier fühlt sich der Wanderer, wie durch ein Wunder, ganz in der wildesten Schweiz, und wenn er einmal an den Trümmern eines zweiten Gutenbergs vorüber ist, das zur Rechten aus der Höhe des Waldes winkt, wenn er durch das steinerne Triumphthor der Schanze bei St. Luziensteig eingezogen, die sanft ansteigende Höhe erstiegen hat und im Schatten der uralten St. Luzienkapelle auf den smaragdgrünen Matten am Saume eines schwarzen Tannenwaldes, oder in dem kühlen, steinernen Kämmerlein der rauchgepflasterten Herberge, die vielleicht eine der ältesten in der Welt ist, ausgeruht hat; wenn er sich satt gestaut an den Riesengliedern des Falkniß, auf dessen oberem Fuß er jetzt steht, und der ihm seine kahle Stirne entgegenbietet; wenn er nun auf die Zinne des Berges tritt, wo der Wald sich öffnet und im Amphitheater der Alpen Maie nfeld, das rhätische Magia, voll Wein und Obst ihm zu Füßen liegt, und

die lach  
Berg  
er schwe  
lichen We  
zurück  
in ihr  
die Berg  
Lufte  
Lad him  
die weiche  
Nern ganz  
und  
mühtigen  
den Wand  
- wie für  
eman We  
behalten  
der sich  
Lut und  
schönen  
friedlich  
harmlos

die lachende Landstraße sich sorglos den Strom hinan, zwischen den Bergesriesen, der alten *Curia* zuschlängelt; — nun dann wird er schwerlich unfrem genügsamen Buche folgen und zu den freundlichen Ebenen unsers Schwabens und seinem offenliegenden Bodensee zurückkehren; die ahnungsvolle Gebirgswelt wird ihn hineinziehen in ihre tiefsten Thäler, durch ihre stromdurchwühlten Gründe, hinan die Bergesgipfel, an den krystallinen Gletschern vorbei, bis auf die luftige Höhe des Splügen, wo er einen Blick in das gelobte Land hinunter thut, wo die rauhe Brust des Gebirges übergeht in die weichen Mädchenformen des italischen Landes und aus umdufteten Ufern zauberischere Seen dem Auge winken.

Und doch, so ganz er jetzt in dem Gebirge lebt, und die mächtigen Eindrücke der Gegenwart nur durch die Sehnsucht nach dem Wundergesilde, das dahinter liegt, gemäßigt werden: dennoch — wir sind es gewiß — wird er, zurückgekehrt an die friedlichen, offenen Gestade unsres lieben, vaterländischen Sees, ein neues Wohlbehagen empfinden, es wird ihm zu Muthe seyn, wie dem Leser, der sich durch die Irgewinde kühner Dithyramben und Oden mit Lust und Grausen durchgearbeitet: wenn er am Schlusse einer schönen Liederansammlung ausruhend hinschlendern darf durch die friedlichen Schilderungen eines Idylls, das in bequemen Rhythmen, harmlos und leicht verstanden, sich vor seinem Geiste ausbreitet.



I. Erste Nachrichten vom Bodensee und der  
Gegend. — Die Römer am See.

II.

Geschichtliches.

Der Bodensee ist ein See, dessen Ufer von Schwaben, von  
Kontingenzen des Bodensee sind bekannt, nach einer alten Karte  
des Sees. Jean Bodin hat bemerkt, das die Geschichte in vier  
Theilen getheilt werden kann; von dem ersten, bis er erwähnt wird,  
welcher der Ursprung des Bodensees ist, nach dem Zeugnis  
und des Herodotus, er glaubt nicht an das Alter des Bodensees.  
Der Bodensee ist ein See, dessen Ufer von Schwaben, von  
Kontingenzen des Bodensee sind bekannt, nach einer alten Karte  
des Sees. Jean Bodin hat bemerkt, das die Geschichte in vier  
Theilen getheilt werden kann; von dem ersten, bis er erwähnt wird,  
welcher der Ursprung des Bodensees ist, nach dem Zeugnis  
und des Herodotus, er glaubt nicht an das Alter des Bodensees.

II  
Geschichtliches

1. C

Ist  
den Röm  
Zeit, dur  
Nachkrie  
Seit 180  
Famili  
umföste  
und das  
fest. \*  
furchbar  
Männer  
schaffen;  
Divico d  
Her unter  
Din, ind  
gewann  
unverste  
Jest, bei  
erhalten  
hochbeja  
verwarf,  
vorschläge  
verhasst  
Schlacht.

\* Eine  
schlechte

## 1. Erste Nachrichten vom Bodensee und der Gegend. — Die Römer am See.

58 vor Chr. — 268 nach Chr.

Acht und fünfzig Jahre vor Christi Geburt wurde den Römern, den einzigen Berichtserstattern aus jener <sup>vor Chr.</sup> Zeit, durch die Züge Cäsars gegen die Helvetier, die Nachbarschaft des Bodensees zuerst bekannt, noch nicht aber dieser See selbst. Jener Feldherr wußte, daß die Helvetier in vier Hauptgaue getheilt waren; von den zweien, die er namhaft macht, umfaßte der Tigurinische höchst wahrscheinlich den Zürcherkanton und das Thurgau, er gränzte mithin an das linke Ufer des Bodensees.\* Diese Tiguriner hatten sich schon vor 56 Jahren den Römern fürchtbar gemacht, sich — obgleich wohlhabende und friedliebende Männer — durch das Glück der Cimbern gereizt, an diese angeschlossen; sie hatten im allobrogischen Gallien unter ihrem Anführer Divico den römischen Consul Lucius Cassius geschlagen und sein Heer unter das Joch geschickt, hatten sich mit den Cimbern gegen Osten, ins Noricum gewandt, den Consul Catulus zum Rückzuge gezwungen, waren aber noch vor der drohenden Ankunft des Marius, unverfehrt von Divico in ihre Heimath zurückgeführt worden. Jetzt, bei dem allgemeinen Auszuge der Helvetier nach Gallien, erschienen auch die Tiguriner wieder unter der Anführung des hochbejahrten Divico; damals brach Julius Cäsar gegen sie auf, verwarf, im Andenken an die cassianische Schmach, ihre Friedensvorschläge, schlug sie am Arar, hörte nicht auf das Flehen ihres verhassten Anführers und überwand sie in einer zweiten fürchtbaren Schlacht. Jetzt erst erlaubte er den Gedemüthigten in ihr Land

\* Eine römische Inschrift gibt Aventicum sogar als zum Tiguriner-Gau gehörig an.

zurückzukehren und ihre Städte wieder aufzubauen; 368,000 Helvetier und Bundesgenossen waren ausgezogen, 110,000 kehrten zurück; die andern waren gefallen oder hingerichtet. Cäsar ließ ihnen die Freiheit; aber bald nach seinem Tode wurde Helvetien als römische Provinz behandelt. Ihre Gemeinden schätzte Cäsar vor ihrem Auszug auf 400; zwölf Hauptstädte hatten sie nach seinem Zeugniß; eine von diesen zwölfen auf tigurinischem Boden war das später genannte Gaunodurum, das mit großer Wahrscheinlichkeit am Ausflusse des Rheines aus dem Untersee, dem heutigen Stein am Rhein gegenüber, zu suchen ist.\*

Auch den Ursprung des Rheinstroms, an der Gränze des helvetischen Landes gegen Rhätien, kannte Julius Cäsar im Allgemeinen; er wußte, daß jener Fluß bei den Lepontiern entspringt, welches Alpenbewohner seyen.

Ein zweites Volk, das den Römern schon um jene Zeit bekannt war, sind die Rhätier, deren Name vielleicht vom gallischen Rait, d. i. Gebirgsgegend, abzuleiten ist; es waren diejenigen Alpenbewohner, deren Sitz gegen Süden an die Veneter und Insuberner (die Gegend von Mailand), gegen Osten ans Noricum (Kärnthner und Salzburg), gegen Westen an die Seduner und Salasser (um Sitten, Leuk und Aosta), gegen Norden endlich an die Bindelicier (die Bregenzeraach und den Bodensee) gränzten. Diese nördliche Gränze war wohl zu Cäsars Zeit noch nicht v. Chr. 89. bekannt. Wohl aber waren schon vor ihm, um's Jahr 89 vor Chr. die Rhätier nach dem Süden vorgebrungen, hatten die Stadt Comus zerstört und ihr Gebiet bis Trident und Verona erweitert. Das letztere zählt Plinius zu v. Chr. 41. den rhätischen Städten. Im Jahr 44 vor Chr. machte L. Munatius Plancus, dem der Diktator Cäsar das Gallien jenseits der Alpen zur Provinz angewiesen, einen Einfall zu diesen Gebirgsvölkern, um die Kriegslust seiner Soldaten zu befriedigen. Er rühmt sich gegen seinen Freund Cicero, mit den Kriegslustigsten derselben gekämpft, viele Kastelle erobert, viele zerstört zu haben. Den Bodensee berührte Plancus schwerlich auf diesen Zügen. Noch hauste er in jenen Gegenden, als sich im folgenden Jahre die große Erschütterung, welche die Ermordung des Weltkriegers zu Rom begleitete, wie ein Erdbeben, das sich unter dem Boden fortpflanzt, auch diesen fernen Regionen mittheilen zu

\* S. den Artikel Stein am Rhein in der Topographie.

wollen schien. Die Helvetier, die Nauraker, die Sequaner scheinen sich auf jene Nachricht erhoben zu haben, und unter hängen Beforgnissen schreibt Plancus an seinen berühmten Freund: „Inzwischen habe ich hier viel Kummer und Sorge auszufehen, es möchten jene Völker, während anderswo Fehler gemacht werden, unsre Uebel für ihre Gelegenheit halten.“ Jedoch scheint Plancus die Gegend beruhigt zu haben; er kehrte nach Rom zurück und hielt noch im Jahre 43 vor Chr. am 29. December einen Triumph über die Rhätier, baute aus den Manubien dem Saturn zu Cajeta in Latium einen noch stehenden Tempel und führte nach Gallien und Helvetienland römische Kolonien ab, welche Lugdunum (Lyon) und Naurica (Augsb. ob Basel) bewölkerten.

Jene Rhätier, die den Römern bald noch furchtbarer werden sollten, waren der alten Volksage nach ein etruskischer Stamm, der, von den nach Italien einwandernden Galliern vertrieben, unter der Anführung des Rhätus, die Gebirge besetzte und dort allmählich verwilderte. Sie behielten — sagt Livius, dem Plinius die Sage nachzählt, die der späte, byzantinische Geograph Stephanus wahrscheinlich aus beiden entnommen hat — von ihrem alten Ursprung nichts bei, als den Laut ihrer Sprache, und selbst diesen nicht unverdorben. Nach der letztern Notiz hat man allzu voreilig in dem heutigen romanischen Dialekte noch jene Ursprache, und somit in jenen romanischen Thurgäuern die Nachkömmlinge der alten Etrusker zu entdecken geglaubt. Allein die etruskische Sprache, von der Livius offenbar redet und deren Denkmale uns durchaus unverständlich sind, hat nichts gemein mit der Lateinischen; jenes Romanische aber — wie ich mich an Ort und Stelle und durch das Zeugniß eines eingebornen Gelehrten versichert habe — ist ein, ohne Zweifel sehr frühzeitig und noch vor Entstehung der neitalienischen Sprache verdorbenes Latein, das mit jener tuscischnen Einwanderung nicht das mindeste zu schaffen hat. Indessen haben in der neuesten Zeit Pfister, und nach ihm Niebuhr und Mühs doch vielleicht zu rasch die ganze Sage verworfen, und lieber eine Bevölkerung Etruriens von den rhätischen Bergen herab, als das Umgekehrte angenommen. Immerhin ist es unwahrscheinlich, daß ein tuscischner Stamm, von der Ebene heraufsteigend, die Bergbewohner ganz und mit Gewalt der Waffen verdrängt habe; aber was sollte es so Unmögliches haben, daß bei den Einfällen der Gallier in Oberitalien, tuscischnen stehenden Horden in den schwachbewölkerten Gebirgsgegenden freiwillig ein Obdach gewährt worden?



Von Gewalt spricht keiner der alten Gewährsmänner. So könnten wir in den Rhätiern um Christi Geburt Urbergbewohner, etwa gallischen Ursprungs, mit heturrischen Abkömmlingen vermischt, zu erblicken haben. Vielleicht ist zu diesen ziemlich frühe noch ein dritter Bestandtheil gekommen. Ein trefflicher Geschichtsforscher in Bündten, Guler von Wineck, der zu Anfang des 17ten Jahrhunderts schrieb, macht auf eine Menge Ortsnamen zu Graubündten, und namentlich im Engadin, aufmerksam, die ganz oder doch in ihren Wurzeln sich in Umbrien, zum Theil auch in Latium, wieder finden. Unter die auffallendsten gehören Fläsch (Falisci), Sculs (Sculenna, Fluß), Cernez (Cerneium), Celerina (Celenna), Suß (Suessa), Umbrail (Umbri), Albannas (Alba), Medullain (Medullia), Scams, (Scapsia), Sinuzcal (Sinuessa), Dissentis (Sentis in Umbrien) u. s. w. Guler selbst nimmt nun in den Lepontiern, Coruantiern, Rhucantiern, Saruneten und Estionen, rhätischen Völkerschaften, welche in dem Kriege, von dem wir sogleich erzählen werden, den Römern einzeln bekannt wurden, Urstämme an; macht aber dann nicht nur auf jene heturrische Einwanderung, sondern auch auf den geschichtlichen Umstand aufmerksam, daß bei Hannibals Einfall in Italien ganze Geschlechter aus Umbrien und Latium geflohen und nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Da nun überdies zu seiner Zeit im Engadin (um die Quellen des Innflusses) ein lateinisches Romanisch gesprochen wurde, als im übrigen romanischen Bündten, und die Einwohner selbst jene Sprache Lad in zum Gegensatz gegen das Churwälsche betitelten (ein Unterschied, der freilich sich jetzt fast ganz verwischt zu haben scheint): so vermuthet Guler nicht ohne einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit, daß jene italischen Familien aus Umbrien und Latium sich hieher geflüchtet und zuerst die lateinische Sprache hier angepflanzt haben. Der andere, spätere Zweig des romanischen Volks, mit sammt seiner Sprache ist wohl unzweifelhaft aus den Soldaten und Kolonisten der römischen Provinz Rhätien erst in den spätern Jahrhunderten erwachsen.

Von Plancus besiegt blieben die Rhätier dreißig Jahre lang ruhig, und Rom dachte nur an sie, wenn es ihren lieblichen Wein trank, der um die Höhen von Verona und Comus und im Bellin um Chiavenna wuchs, und an dessen rother Blut sich der Wanderer durchs Rheinthal und durch Bündtens Gebirgsschluchten noch heutigen Tages mit Lust erwärmt; er war, nach Suetons Zeugniß, der Lieblingsstrunk des Herrn der Welt, Cäsar Augustus.

Erst im Jahr 14 vor Christus, als alle Welt überwunden schien, und nicht lange vorher die Säcularfeier v. Ch. 14. zu Rom in tiefem Frieden begangen worden war, stand dieses wilde Gebirgsvolk auf, mit einem benachbarten und vielleicht verwandten Stamme zur Seite. Dies letztere waren die Bindelicier, deren Kern um den Lech gewohnt zu haben scheint, wie denn eine ihrer Hauptvölkerschaften, nach Strabo, Likatier hieß und ihr Name selbst sinnreich durch Wenden am Lech gedeutet wird, deren Gebiet sich aber weit über das heutige Oberschwaben, Baiern und Vorarlberg erstreckte. Ihre Gränzen waren gegen Westen und Südwesten der Bodensee, durch den sie von den Helvetiern getrennt waren und dessen rechtes Ufer sie wohl ganz inne hatten, gegen Norden Markomannen und Narister, gegen Osten der Inn, gegen Süden die Rhätier mit nicht ganz sicherer Begränzung.

Diese beiden verbündeten Völker, die oft, schon in den ältesten Zeiten, fälschlich vermengt worden sind, brachen nun bald rheinabwärts gegen Westen in die benachbarte römische Provinz Gallien ein, bald von den rhätischen Alpen herab südwärts nach Oberitalien, mit der grausamen Gier ausgehungertter Bergwilden, aber zugleich mit besonnenem Hasse gegen die Weltunterjocher. Wo sie in ein erobertes Dorf kamen, brachten sie alle männliche Jugend um, ja sie schleppten die schwangern Weiber herbei, und wo ihre Wahrsager männliche Geburt prophezeiten, da tödteten sie die Mutter mitfammt der Frucht. Der Schrecken über diese Einfälle verbreitete sich bis nach Rom, und Augustus sandte zuerst im J. 14 vor Chr. seinen jüngern Stief- und Adoptivsohn Claudius Drusus Nero gegen sie nach Oberitalien. Dieser, ein Jüngling voll Geist und Muth, begegnete den Rhätiern am Fuße der tridentinischen Alpen und schlug sie aufs Haupt, ehe ihre Verbündeten, die Bindelicier von den Bergen herabgestiegen waren. Die Feinde wichen in ihre Schluchten zurück, Drusus machte Halt und erhielt die Ehre eines römischen Imperators. Allein der Krieg war nicht zu Ende; von Italien zurückgedrängt warfen sich Rhätier und Bindelicier, ohne Zweifel vom Bodensee her, wieder auf Gallien und setzten hier ihre Verwüstungen fort. Augustus sandte auf diese Nachricht seinem Sohne Drusus den ältern Bruder Claudius Tiberius Nero (den nachmaligen Kaiser Tiber) zu Hülfe. Die jungen Cäsarn rückten nun in getheilten Heerhaufen gegen die Feinde vor, Drusus kam von Italien her durchs Gebirge, vielleicht über das Wormser

Joch, indem er ein rhätisches Bergkastell um das andre niederwarf (man suchte ihre Stellen zu Worms im Bestlin, zu Puschlavo, Val Bregaglia, Pontresinen, Sganfs und Cerneß im Engadin). Liberius aber scheint von der gallischen Seite hergekommen zu seyn, und sein Weg führte die Römer das erstemal an den Bodensee. Das alte Forum Tiberii, in der Folge von Ptolemäus erwähnt, das diesem Zuge seine Entstehung verdankt haben mag, sucht man in Jurzach, oder, mit größerer Wahrscheinlichkeit, in Kaisersstuhl, beides am Rheine. Liberius zog rheinaufwärts und kam endlich an den See, der als natürliches Bollwerk der Rhätier auf dieser Seite sich der Vereinigung mit seinem Bruder entgegenstellte. Aber was ein Hinderniß schien, verwandelte der Cäsar, der damals nur erst sein großes Feldherrntalent, noch nicht seine Laster, entwickelte, in einen Vortheil; er schuf eine Flotte, fuhr über den See und besetzte eine Insel, die er auf demselben fand. Das Natürlichste ist, hier an die Reichenau zu denken, wenn man den Weg berücksichtigt, den Liberius nahm. Der Untersee ist auch in den neuesten Zeiten mit Kriegsschiffen befahren worden; die Trümmer der Insel Lindau können eben so gut fränkischen, als römischen Ursprungs seyn; die Maynau endlich ist zu klein, um ein Heer aufzunehmen, und ihr Hafen zu eng. Jene Insel nun wählte Tiber zum Angriffspunkte und befestigte sie ohne Zweifel; von hier auslaufend lieferte er den Vindeliciern, die zuvor diesen See mit ihren Rähnen beherrscht haben mögen, eine siegreiche Seeschlacht. Jetzt stand ihm Rhätien und Vindelicien offen. Man kann nicht mit Sicherheit angeben, ob Liberius sich gegen das Rheinthal oder nach den Ebenen des Lech gewendet. Auf den letztern hatte sich noch vor wenigen Jahrhunderten die Sage von einer großen Römerschlacht erhalten. Bedenkt man aber, daß Drusus höchst wahrscheinlich ins Rheinthal herabgerückt war und die Namen Drusertbor und Val Drufina, die nur ein sehr Unglaubiger von andern Sprachwurzeln ableiten wird, auf Standalager dieses Feldherrn hindeuten, so muß man es wahrscheinlicher finden, daß Liberius seinem Bruder rheinaufwärts entgegenrückte und man wird die Hauptschlacht, die er den Rhätiern lieferte, nicht ohne Grund in der militärisch so wichtigen Position von Feldkirch suchen. Die Rhätier und Vindelicier, die letztern mit Beilen bewaffnet, die sie gleich den Amazonen, nie aus der Hand legten, kämpften so, daß selbst der römische Dichter, der auf Augustus Aufforderung diese Siege besang,

„den Heldenherzen, die dem Freiheitstode sich weiheten,“ seine Bewunderung nicht versagen konnte, und Florus, ein Schriftsteller, der kaum ein Jahrhundert später lebte, erzählt uns, daß selbst die Weiber an dem Kampfe Theil genommen, und als sie keine Geschosse mehr hatten, in der Verzweiflung ihre eignen Säuglinge, die sie vor römischer Knechtschaft bewahren wollten, am Boden zerschmettert und so den Feinden ins Angesicht geschleudert haben. Dieser Sieg machte die Barbaren muthlos, sie wurden in einzelnen Haufen an verschiedenen Stellen, auch durch die Legaten der Cäsarn überwunden und endlich unterjocht. Da sie reich an junger Mannschaft waren, so rieth die Politik den Römern, den größern Theil dieser Völkerschaften zu verpflanzen und es wurden nur so viel in der Heimath zurückgelassen, als es bedurfte, um den Boden zu bauen; so daß in Zukunft Rom nichts mehr von ihnen zu fürchten hatte. Sodann wurden Rhätien und Bindelicien in eine römische Provinz verwandelt. Beide miteinander erhielten den Namen Rhätia und wurden durch Procuratoren regiert. Diese Provinz bekam nun eine große Ausdehnung gegen Nordwesten, so daß sie schon unter Tiberius, wie Tacitus bezeugt, von den Sueven bedroht werden konnte. Auf den höchsten Alpen errichteten die Sieger eine Trophäe, deren Inhalt uns Plinius aufbewahrt hat und die in einer langen Reihe alle besiegten Völkerschaften aufzählt. In unsre Gegend gehören wohl von den Rhätiern die Brixanten, Ruguser und die vier bindelicischen Nationen Consvaneten, Nucinaten, Licaten, Catenaten.

Die Berichterstatter über diesen Krieg sind Horaz, Strabo, Bellejus Paterculus, lauter Zeitgenossen; hierauf Florus; im dritten Jahrhundert Dio Cassius, der den Feldzug am ausführlichsten beschreibt und dessen Zeugniß jenen Aeltern in nichts widerspricht. Derselbe Krieg hat ohne Zweifel die ersten kostbaren Aufschlüsse über unsre Seegegend gegeben, die Strabo etwa 20 Jahre nach Chr. Geburt seiner Erdbeschreibung n. Chr. 20. einverleibt hat. Nach ihm bildet der Rhein, nicht allzufern von seinem Ursprunge, große Sümpfe, vielleicht noch Ueberbleibsel seines früheren Laufes durch den Wallenstader- und Zürchersee, der jetzt nicht mehr bezweifelt wird. Auch den Bodensee betrachtet Strabo als einen Ausfluß des Rheinstroms. Ueber die Umgegend läßt er sich also vernehmen: Der hercynische Wald ist dicht und hat in den höhern Gegenden sehr hochstämmige Bäume. Er hat einen großen Umfang; in der Mitte desselben liegt ein

Landstrich, der wohlgelegen und geeignet ist, bewohnt zu werden. In seiner Nähe ist die Quelle der Donau, die des Rheins, und zwischen beiden der See und die Sümpfe, in die sich der Rhein ergießt. Der Umfang des Sees hält 300 Stadien, die Ueberfahrt nahe an 200. Er hat aber auch eine Insel u. s. w. (s. oben.) Sowohl der See, als der hercynische Wald liegt südlicher als die Donauquelle, so daß, wer aus Gallien nach dem hercynischen Walde reisen will, zuerst über den See und dann über die Donau setzen muß; sodann geht der Weg durch angenehmere Gegenden nach dem Walde über die Ebenen, die am Fuße der Gebirge liegen. Tiberius ging vom See eine Tagereise weit landeinwärts und besichtigte die Quellen der Donau. (Der Entfernung nach scheint diese Angabe vorzugsweise auf die südlichste Quelle, bei der kalten Herberge, zu passen.) Den See berühren noch ein wenig die Rhätier, dem größern Theile nach gränzen an ihn die Helvetier, die Bindelicier und die Einöde der Bojer. Diese alle, besonders die Helvetier und Bindelicier bewohnen die Flächen am Fuße der Gebirge bis zu den Pannoniern.“ Jene Bojer sind ein ursprünglich gallisches Volk, das nach Bojohemum gewandert und von dort, unter Augustus Regierung, von den Markmannen nach den Jungenden in die Nähe des Bodensees getrieben worden war. Die Angaben Strabo's, besonders in Beziehung auf die Lage des hercynischen Waldes, haben Dunkelheiten. Wir müssen hauptsächlich über die angebliche Größe, die er dem See zuschreibt, stutzig werden. Nach ihm betrüge der Umfang des Sees  $7\frac{1}{2}$ , die Länge 5 Meilen. Er gibt also beides viel zu klein an. Die Vermuthung, Strabo rede vielleicht bloß vom Untersee — was Rüh's annimmt, um die Lesart zu retten — muß jedem, der die Vertlichkeiten kennt, höchst lächerlich vorkommen. Man wird sich über jene Angabe und die gleich fehlerhafte eines spätern Schriftstellers (Ammians) weniger wundern, wenn man sich die Karten des siebzehnten Jahrhunderts, ja selbst noch die Homännischen ansieht, und die unförmliche Gestalt betrachtet, die der See noch auf ihnen allen hat. Wenn es bis auf die neueste Zeit an genauen Messungen fehlte, wie können wir glauben, daß die Römer, die andres zu thun hatten, solche vorgenommen, daß sie namentlich — was doch jene Angabe, wenn sie genau seyn sollte, voraussetzen schien — den See rund umsegelt haben werden? Nun finden wir aber gerade im Umfang hauptsächlich gefehlt; die Länge, wenn wir sie auf den Obersee, zwischen

Lindau und Konstanz beschränken (der Untersee und die westliche Junge des Obersees erschienen ihnen wohl schon wieder flussartig) — ist ziemlich genau angegeben. Das ganze mag auf unbestimmten Aussagen der Uferbewohner beruhen. Dazu bedenke man, daß damals und noch Jahrhunderte lang ein ewiger Nebel auf dem waldumwachsenen Sumpfe gebrütet haben muß. Wie unsicher mag da selbst alles Augenmaß gewesen seyn. Derselbe Nebel, der dem Strabo (oder seinen Gewährsmännern) den See verkürzte, stellte ihn dem Ammian (s. unten) länger, unendlicher vor.

In einer andern Stelle zählt Strabo als Hauptstädte der Bindelicier auf: die Likattier mit der festen Burg Damasia (welche Eluver und Mannert ohne Grund mit Augusta Bindellicorum verwechseln), die Klautinatier, Bennonen, Estionen und Brigantier, und als Städte der zwei letztern Brigantium (Bregenz) und Campodunum (Kempen). So finden wir denn, schon um Christi Geburt, die beiden äußersten Enden des Bodensees, die östliche und westliche Spitze mit zwei Städten, Brigantium und Gaunodurum besetzt, auf deren Grundmauern noch heut zu Tage sich Wohnungen erheben, und deren eine sogar nach bald zwei Jahrtausenden noch den alten Namen trägt.

Der nächste Zeuge für unsre Gegend, ungefähr 40 Jahre nach Chr. Geb. und 20 Jahre nach Strabo, ist der n. S. 40. Geograph Pomponius Mela. Dieser, schon genauer, nennt zwei Seen. „Der Rhein,“ sagt er, „von den Alpen niederstürzend, bildet, nicht ferne von seinem Ursprunge, zwei Seen, den Venetus und Acronius. Niemand wird behaupten wollen, daß die Revolution, die den Rhein seinen jetzigen Weg führte, zu Mela's Zeiten nicht längst bewerkstelligt gewesen sey, und so kann es keinen Augenblick bezweifelt werden (obgleich Rüh's es thut), daß dieser Schriftsteller den Obersee und den Untersee meint. Man hat bisher, ohne einen Grund angeben zu können, in dem Obersee den Acronius, in dem Untersee den Venetus finden wollen; die Ordnung, in welcher Mela sie aufführt, deutet auf das Umgekehrte. Die Benennungen selbst kommen sonst nirgends vor und sind dunkel; nur die Namen Venetus, Bennonen, Benonen, Bennonetes, \* Bindelicier, das benachbarte helvetische

\* Noch in einer Urkunde des J. 920 (Neug. Cod. DCCV) kommt Binnona vor, das höchst wahrscheinlich einetlei mit Bermania ist, und wo bis ins elfte Jahrhundert ein mallus imperii, ein Landgericht war. Man hält Rankoll dafür.

Bindoniffa und die rhätisch-italischen Veneter selbst, lassen auf ein zusammenhängendes Wendenvolk schließen, mag nun dieser Name ein eigentlicher Volksname seyn, oder aber nur überhaupt Wandevölker, oder nach Andern Wandvölker, Gränzvölker bezeichnen. Plinius in seiner Naturgeschichte rechnet den See zu Rhätien und ist der erste, der ihn den brigantinschen nennt.

Der gelehrte alexandrinische Geograph Ptolemäus, N. S. 110. der gerade 100 Jahre nach Nela (140 n. Chr.) blühte, nennt zwar den Bodensee nicht, aber doch zweimal die Stadt Brigantium, die vielleicht durch römische Kolonisten erweitert worden war; denn er macht sie zur Hauptstadt von ganz Rhätien. Diese Abweichung von Strabo, bei dem sie noch eine vindelicische Stadt und die Brigantiner ein vindelicisches Volk sind, während auch die Brixanten des Ptolemäus zu Rhätien gehören, erklärt sich theils aus dem Zueinanderfließen beider verwandten Völker, theils aus der Vereinigung Rhätiens und Vindeliciens zu Einer römischen Provinz, wodurch nothwendig die alten Gränzen unsicher werden mußten. Ptolemäus gibt als Gränzen Rhätiens an gegen W. den Berg Adula (das Gotthardsgebirge) und die Linie zwischen den Rhein- und Donauquellen, gegen N. die Donau bis zum Eintritte des Inn, gegen O. den Inn, gegen S. die Alpen bis an die italienische Gränze. Offenbar rechnet er also ganz Vindelicien und auch dieses noch beträchtlich erweitert, zu Rhätien. Wenn er aber gar als Gränze zwischen dem alten Rhätien und Vindelicien den Lechstrom angibt, so ist dieses eine offenbare Verwechslung jener beiden Länder mit der spätern Provinzialeintheilung in Rhätia prima und secunda. Als die nördlichsten vindelicischen Völker nennt er die Rhunikaten, sodann die Leunen und Konfuanten, dann die Delaunen und Breunen (bei Horaz und Plinius sind dieses Rhätier), endlich am Lech die Likatier.

Unter den Händen der römischen Legionen, die ihre Standquartiere in der Provinz Rhätien hatten, streiften allmählig diese Gegenden ihre ursprüngliche Wildheit ab. Die große Ebene Oberschwabens und Baierns, die nur in der Ferne vom hercynischen Walde gesäumt ward, erschien schon dem Strabo als eine wohnliche Gegend. Zweihundert Jahre nach ihm war sie wirklich ein lachendes Land geworden. Julius Solinus (im dritten Jahrh.), diesmal wenigstens kein Abschreiber des Plinius, sagt von ihr in seinem Polyhistor: „Will man von Gallien nach Thrazien reisen, so nimmt uns das rhätische Gefilde auf, reich an Feldfrüchten, fett, ergiebig, geädelt

durch den Brigantinschen See. Dann kommt das Norische Feld, kalt und mit mehr Sparsamkeit fruchtbar, doch wo es sich von den Alpenhöhen entfernt, noch ziemlich freundlich.“ Der See erschien diesem Schriftsteller schon als die Zierde der Gegend. Doch scheint die Kultur am spätesten bis zu seinen Ufern durchgedrungen zu seyn.

Wo nicht die Römerstraße hinlief, da starrte der See von ungelichteten Wäldern. Jene Straßen, das unsterbliche Werk der römischen Legionen, lernen wir hauptsächlich aus der großen Stappenkarte des römischen Reiches, die von ihrem älteren Besitzer die tabula Peutingeriana heißt, kennen, deren erste Abfassung schwerlich in spätre Zeit, als die Konstantins des Großen zu setzen ist. \* Diese Karte, die den Untersee gar nicht kennt, den Obersee aber sehr breit angibt, zeigt uns eine Hauptstraße, von Italien nach der, vielleicht schon von Drusus und Tiberius gegründeten Kolonie Augusta Vindelicorum, dem Hauptsitze des germanischen Handels, führend. Die Straße lief über Mailand, Comus, Clavenna (Chiavenna), den Splügen, Curia (Chur), Magia (Mayensfeld), Clunia (bei Feldkirch auf einem hohen Berge im J. 1825 ganz ausgegraben), Vemania (vielleicht Rankwil), Brigantium (Bregenz), Biaca (?). Eine andre Hauptstraße führte aus der Schweiz über Bindonissa (Windisch), über den Rhein, nach Oberschwaben und an die Donau (etwa bei Ulm), welchem Flusse sie dann abwärts folgte. Sie berührt unsre Gegend nicht und wir lassen sie daher mit ihren vielbestrittenen Namen bei Seite. Von jener erstern Römerstraße aber führte ein Vicinalweg von Brigantium aus an dem südlichen Ufer des Bodensees hin, nach Helvetten und Gallien. Da wo diese Seitenstraße den Strand des See's unmittelbar berührte, ward ein römisches Castrum gegründet, dessen lieblicher Name Arbor Felix (Fruchtbaum, Fruchtgarten oder, wie Vadian gar schön übersetzt: zum seligen Baum) auf den ersten Anfang italischer Kultur hinzudeuten scheint. In diesem sonnigen, durch einen schönen, runden Hügel im Rücken geschützten Flecken wurde also der Urwald zuerst ausgereutet; hier sah man die ersten Obstbäume blühen, deren Abkömmlinge jetzt bis zum Gipfel der Höhe, die sich hinter der freundlichen Stadt Arbon in

\* Dies ist auch die Meinung des neueren italienischen Herausgebers Christianopulo. Sie erhält eine neue Bestätigung durch den Umstand, daß Constantia noch nicht darauf verzeichnet ist. Sonst wird jene Tafel erst in die Zeit Theodosius des Großen gesetzt.



mäßiger Entfernung erhebt, in üppigem Obstwalde dichtgedrängt stehen und dem schiffenden Wanderer noch immer als ein seliges Baumgut entgegenwinken.\* Von dort aber führte sie wieder landeinwärts, nach dem helvetischen Gränzenkastell Ad fines, dem heutigen Pfinn. Von Arbor Felix aus lief eine zweite Straße über Castrum (Gaster im Kanton St. Gallen) und das Gebirge nach Oberitalien an den Comersee. Auch diese zeigt die Peutingerische Tafel. Die (spätere) Notitia imperii nennt uns auch die römischen Besatzungen der benachbarten Plätze. Der Präfekt des Numerus Barbaricarium lag bald zu Confluentes (Koblenz am Zusammenflusse der Aar und des Rheins) bald zu Brigantium (das hier schon Brecantia heisst). Der Präfekt der Ala secunda Valeria Sequanorum lag zu Bermania; zu Arbor Felix endlich der Tribun der Cohors Herculea Pannoniorum. So mag es im vierten Jahrhundert gewesen seyn, und diesem nähert sich jetzt auch unsere Geschichte.

## II. Die Alemannen am See.

Nach Chr. 268 — 500.

Gegen das Ende des dritten Jahrhunderts verschwindet der Name der bisherigen mitteldeutschen Völker, der Markmannen, Hermunduren, Chatten, selbst der Name Germanen. An ihre Stelle tritt der Name Alemannen, wahrscheinlich kein Volksondern ein Bundes-Name; von einem römischen Zeitgenossen, dem *Asinius Quadratus*, der die Kriege mit den Deutschen sorgfältig beschrieben und leider nicht bis auf uns gekommen, ausdrücklich etymologisch erklärt durch zusammengekommene, gemischte Menschen, d. h. allerlei Mannen.\*\* „Das will ihr Name heißen“ sagt er. Dieser Völkerbund erscheint im Besitze aller Kastele des Rheines, die nördliche Alpenreihe war ihnen

\* *Romani Cornu* Urf. v. Jahr 837, noch im dreizehnten Jahrh. *Romanus* horn (Neug. C. DCCCXXXV.) scheint eher das von einem Manne Namens *Romanus* bewohnte Horn zu bezeichnen, als auf eine römische Niederlassung zu deuten; so wie das auf der schwäbischen Seite gegenüber liegende *Koppenhorn*, welches seit Jahrhunderten von einer Schifferfamilie Namens *Kopp* bewohnt wird.

\*\* Bei *Agathias* I. ed. par. p. 17.

ohne allen Widerstand überlassen worden, Gallien bedrohten sie. Schon im Jahr 268 hatten sie Rhätien und Bindelicien überschwemmt, waren nach Oberitalien bis an den Gardasee gedrungen und erst dort von Claudius geschlagen und über die Gränzen des Reichs gejagt worden; so daß diesen Imperator das Alterthum den Erretter Bindeliciens aus der Knechtschaft nennt. Im Rücken dieser Alemannen standen die Franken; zwischen beiden drängten sich von der Weichsel her die Burgundionen, um durch den Mittelrhein mit den Alemannen in Gallien einzuwandern. Noch nördlicher an der belgischen Küste standen die Sachsen. Diese alle drangen in Gallien ein und wurden mit Mühe von Diokletians Mitregenten Maximianus zurückgetrieben. Aber in dem neuen Alemannien widerstand er vergebens. Die Alemannen wurden von den Burgundionen, die mit ihnen um die Salzquellen stritten, immer weiter vorwärts gedrückt; ums Jahr 304 wurde der Kaiser Constantius I., Chlorus, bei Langres von ihnen eingeschlossen; er schlug sich durch; aber die Alemannen fielen in Helvetien ein und so zog sich der Krieg in unsre Gegend: denn jetzt näherte sich Constantius dem Rheine, schlug die Alemannen bei Bindonissa, zog den Rhein herauf und erschah sich auf helvetischer Seite den Punkt, der schmalen Erdzunge gegenüber, die zwischen dem Untersee und Obersee hinläuft, da wo der Rhein aus dem Obersee tritt, um auf dieser durch die Natur schon so festen Stelle ein Kastell zu bauen. Kein Schriftsteller, keine Inschrift, keine Münze nennt diese Gründung; sie dauert allein in ihrem Namen Constantia fort, der dem Orte geblieben ist. Aber als im Jahr 1632 der schwedische General Horn Minen gegen die belagerte Stadt Konstanz zu graben anfing, da stieß er vor dem Kreuzlingertthore auf ihre alten römischen Rippen. Ungeheure Substruktionen und die kolossalen Bogen einer steinernen Brücke, Zeugen von weit breiterem Wasserstande des Rheins in jener alten Zeit, kamen ans Licht; alles wies auf eine gewaltige, für lange Dauer berechnete Befestigung hin. —

Während der Rhein mit Eis bedeckt war, hatte ein Heerhaufe von Alemannen eine Rheininsel (vielleicht beim Kloster Rheinau) besetzt; aber das Eis brach, Constantius setzte in Schiffen über und machte Alle zu Gefangenen.

Sein Sohn Konstantin der Große schlug die Alemannen aus Gallien (313 n. Chr.) und besetzte den Rhein; n. Ch. 515. aber Konstantins Sohn, Constantius II., schloß bei den Raurakern einen nicht eben räumlichen Frieden (354 n. Chr.).

Am nördlichen Ufer des brigantinschen Sees, in finstern Waldungen, war der Gau der Lenzer Alemannen (Lentienses); diese kühnen Stämme hatten schon einen Theil Helvetiens in ihrer Gewalt und brachen öfters verheerend über die römischen Gr. Ch. 555. Gränzen (355 n. Chr.). Constantius aus Gallien in

Mailand angekommen, schickte den Arbetio, den General der Reiterei aus dem kaninischen Thal in Rhätien, wahrscheinlich über Chur und das Rheinthal, mit einem starken Heer an den See. Allein dieser war der wilden Gegend wenig kundig, er wartete seine Kundschafter nicht ab, gerieth in verborgenen Hinterhalt und blieb, von dem plötzlichen Uebel betroffen, unbeweglich stehen. Die Alemannen stürzten aus ihren Schlupfwinkeln hervor und im Augenblicke war das römische Heer auseinander gesprengt. Auf engen Pfaden und mit Hülfe der Nacht entkamen jedoch viele und sammelten sich wieder; doch wurden zehn Tribunen und eine große Anzahl Soldaten vermisst. Die Alemannen, durch den Sieg übermüthig gemacht, ritten jeden Morgen im Nebel mit gezogenen Schwertern bis dicht vor die römischen Schanzen und stießen plumpe Drohungen aus. Endlich fielen drei Tribunen, die dem Feinde seine Art zu kriegen abgelernt, aus dem römischen Lager, ergossen sich, wie ein Strom über die Feinde und griffen sie nicht in ordentlichem Treffen, sondern bald da, bald dort an, schlugen sie in die wildeste Flucht und wütheten mit Lanze und Schwert in ihren gesprengten Reihen. Ihnen folgte die Masse des römischen Heeres aus dem Lager, und bald thürmten sich ganze Dämme von Barbarenleichen auf; viele wurden mit den Pferden niedergehauen und noch im Tode mit verschränkten Beinen auf der Thiere Rücken gefunden. Constantius II. kehrte auf diese Nachricht freudig aus Rhätien nach Mailand zurück. Die Wahlstatt dieser Schlacht ist zwischen Lautrach und Dornbüren zu suchen, vielleicht auch zwischen Dornbüren und Ems.

Der Cäsar Julian, des Kaisers Vetter, bekämpfte mit Glück die Barbaren in Gallien; aber nach den Winterquartieren erschienen die Sueven in Rhätien; da wurde Barbatio ein mehr prahlerischer, als tapfrer Führer, zu den Naurakern, Severus zu Julian gesendet. Diese Feldherrn wollten die Alemannen einklemmen. Sie aber brachen durch und verheerten Alles bis Lyon; Barbatio wird überfallen und aus unsrer Gegend rheinabwärts gebrängt. Endlich schlägt und fängt Julian den Chnodomar bei Argentoratum und gewährt dem Feinde einen Waffenstillstand von zehn Gr. Ch. 559. Monaten (359 n. Chr.).

Mit Barbatio war der tapfere und gelehrte Krieger Ammianus Marcellinus aus Antiochien, der Geschichtschreiber dieser Kriege, ins Lager und in unsere Gegenden gekommen; ihm als Augenzeugen verdanken wir die zweiten, umständlichern Nachrichten über den See seit Strabo (XV, 4.). „Zwischen den Klüften der höchsten Berge — schreibt er — entspringt der Rhein mit gewaltigem Stoß, bahnt sich über abschüssige Klippen ein Bett, ohne Zuwachs fremder Wasser, und strömt hin mit stürzendem Falle, wie der Nil durch seine Katarakten. Und er könnte vom Ursprung an beschifft werden, da er Ueberfluß an eignem Wasser hat, wenn er nicht einem rennenden (ruenti) ähnlicher dahinließe, als einem fließenden. Und schon ins Freie hinausgetreten (absolutus) und die tiefen Spaltungen seiner Ufer bespülend, tritt er in einen runden und ungeheuren See ein (Brigantia nennt ihn der anwohnende Rhätier), der 460 Stadien lang ist und fast in gleiche Breite sich ergießt, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, außer wo jene alte, nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: dean die Natur der Dexter und des Himmels Unfreundlichkeit streitet wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf bricht der Strom brausend mit schäumenden Wirbeln, wandelt rasch durch die träge Ruhe seiner Gewässer, und durchschneidet sie wie mit einer scharfbegrenzten Fläche; und wie ein durch ewige Zwietracht von ihm getrenntes Element, löst er sich wieder ab vom See, mit nicht vermehrtem, nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften, und, auch ferner keine Anstreckung erleidend, taucht er sich in des Oceans innerste Tiefen. Und, was gar wunderbar ist, das ruhende Gewässer des Sees wird von dem raschen Durchgange nicht bewegt, und der eisende Fluß von dem unter ihm schwimmenden Schlamm nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermischt sich nicht; und lehrte nicht der Anblick, daß es wirklich so geschehe, so würde man glauben, keine Gewalt sollte die beiden von einander ferne halten können.“

Man hat diese letzte Schilderung Ammians, obgleich er als Augenzeuge spricht, rundweg für ein Märchen erklärt, und behauptet, er habe eine Strömung des Sees für den Rhein gehalten; man hat nicht bedacht, daß, wenn der See zu jener Zeit ein mit Meergras und andrer Unreinigkeit angefüllter Sumpf war, die Sache nicht so undenkbar ist. Doch muß dieß dahin gestellt bleiben. Was die Größe und Gestalt betrifft, nach welchen der Brigantia des Ammian 11½ Meilen lang und fast eben so breit wäre, so ist

diese Täuschung oben erklärlich gemacht worden; zugleich darf man nicht vergessen, daß der See wirklich im Alterthum noch zwei Seiten hin sich weiter ausgedehnt zu haben scheint, als heutzutage: im Osten zeigen die Ufer von Bregenz bis Rheineck mit ihren breiten Versandungen, daß hier einst noch die Flut geherrscht, und im Westen läßt das sogenannte Ried vermuthen, daß einst der See sich bis in die Nähe von Wahlwies erstreckt habe. Dieß beides angenommen ändert Gestalt und Größe des Sees beträchtlich, und Ammians Irrthum wird dadurch kleiner und verzeihlicher.

Befremdender könnte es erscheinen, daß weder Ammian, noch sonst einer der Alten, der vom Rhein und dieser Gegend spricht, des Rheinfallcs gedenkt; denn in der Lücke, welche Ammians Stelle hat, stand wohl schwerlich etwas davon. Aber die Römer hatten alle wenig landschaftlichen Schönheitsfinn; ihre Dichter selbst, mitten im Frieden und im Schoße der reizendsten Natur, schöpften ihre Schilderungen nicht aus dieser, sondern aus den Pergamentrollen der griechischen Poeten: wie viel weniger ist den römischen Kriegern in dem kalten, unheimlichen Barbarenlande zuzumuthen, daß sie die Natur hätten mit poetischen Augen ansehen sollen. Da sie den Rhein nicht der ganzen Länge nach beschifften, so kannten sie ihn überdieß wohl auch nur stellenweise, und weil der Rheinfall den Strom in jener Gegend durchaus unnütz für sie machte, so setzten sie sich gerade um jene Stelle herum niemals fest; der Ort selbst blieb also unbeachtet.

Während Julian gegen die Alemannen siegreich focht, brechen die Juthungen, ein Markmannenzweig, in unsre Gegenden ein. Diese, kühner als die Alemannen, welche festen Plätzen, nach Ammians Zeugniß, sorgfältiger auswichen, als wilde Thiere den mit Netzen umstellten Gruben, wagten es sogar, die vindelicischen Städte zu belagern, wurden aber endlich von Barbatio verjagt und fast ganz aufgerieben.

Kaum war Julian todt, so erschienen auch die Alemannen wieder in Rhätien und Gallien. In diesem letztern Lande, das sie fast ganz erobert hatten, schlug sie Jovinus auf den Kar. Cap. 366. talaunischen Felsern (366 n. Chr.). In Deutschland war der Kaiser Valentinian so glücklich gegen sie, daß er bis über den Neckar und die Donauquellen in unsre Ebenen vordrang.\*

\* Hostibus exactis Nierum super et Lupodunum, Et fontem Latis ignotum Annalibus Istri. Ahuson. Mosella. v. 423 sq.

Aber während er am Rhein und am untern Neckar neue Arbeit fand, zogen die alten Feinde wieder ins rhätiſche Land und der Kaiſer ward am Ende zu einem nicht ſehr rühmlichen Frieden ge- nöthigt (374 nach Chr.).

Dieſer Valentinian iſt es, der den Rhein von ſeinem rhä- tiſchen Urſprunge an mit Kaſtellen beſetzte, aus denen ohne Zweifel manche Städte und Dörfer im oberſten Rheinthale entſtan- den ſind, zu deren lateiniſchen Namen man in dieſer Fortifikation den Schlußſſel zu ſuchen hat.

Nun ruhten die Alemannen oder kriegten mit den Franken; nur die Lenzgauer fielen aus ihren Waldungen in Gallien und Helvetien ein und wurden, jedoch mit Hülfe ihrer Tobfeinde, der Franken, von den Römern geſchlagen.

Erſt die große Völkerwanderung, die am Schluſſe die- ſes Jahrhunderts das römische Reich bedrohte und der die Römer mit Geld- und Ländereien-Auſtheilung nur ſchwächlich wehr- ten, ſetzte auch die Alemannen wieder in Bewegung. Eine Reihe wandernder Kriegsvölker brach durch ihre und andere Stämme über Gallien und Spanien ein; Franken und Burgundionen wurden von Conſtantius, dem Feldherrn des Kaiſers Honorius mit Land beru- higt, aber eben dadurch die Alemannen an den Rhein und in un- ſere Gegenden gedrängt, in denen ſie ſich allmählig feſtſetzten. Die weſtlichen Länder mit ihren neuen Vandalen-, Alanen- und Sue- venſtämmen, des Krieges müde, ſchloſſen Frieden. Aber an beiden Ufern des Ober-Rheins bis ins Gebirg herrſchte jetzt der ale- manniſche Name; Rhätien, Bindelzien und Römerherrſchaft wurden nicht mehr genannt (374 bis 406), und Sidonius Apollin- aris — denn dieſer Dichter iſt für jene Zeiten der einbrechenden Barbarei faſt die einzige Geſchichtsquelle — ſang in traurigen, aber ſchönen Hexametern:

Und aus den Fluthen des Rheins, Alemanne, du trohiger, tranſt du,  
Stehend auf Römergeſad, und warſt auf beiden Gefilden  
Würger jetzt, und Sieger jegund. —

Dieſe neuen Anſiedler des Rheinſtroms und des Bodensees waren kräftige, rieſenhafte Geſtalten, mit blonden ſtiegenden Haaren, ſo ſtattlich und ſchön, daß ſchon der Kaiſer Caracalla ſie vorzugs- weiſe zu ſeiner Leibwache wählte; \* ein dem Wein und der Wolluſt

\* Den ächt deutſchen Liebreiz der alemanniſchen Frauen, lernen wir aus der Schilderung des römischen Dichters Aufonius kennen, die er von ſeiner Slavin Veſſula entwirft: „der zarten, ſchwäbiſchen Jungfrau

ergebenes Volk, geldgierig, wie alle Barbaren, aber selbst ihrem Feinde, dem Römer, gegenüber, ehrlich und truglos (nur blinder Haß spricht anders von ihnen). Von ihrer nordischen Heimat her war ihnen die Kunst zu frieren vertraut und angeboren, daher sie auch ihre Häuser nur leicht aus Holz, das sie in den dichten Wäldern aushieben, zu zimmern pflegten. Doch fand schon Ammian alemannische Wohnungen, die sorgfältiger, recht nach Römerweise gebaut waren. Sie waren treffliche Schwimmer, selbst in ihren Panzern und Waffen; tapfer und grausam in der Schlacht, die sie — wie die alten Germanen — noch beim Mahle berathen. Ihre Religion war Naturdienst, besonders verehrten sie alte heilige Eichen; daher so viele alemannische Ortsnamen die auf Eich enden, wie denn auch der Name Basel nicht etwa die griechische Uebersetzung von Augusta Rauracorum seyn, sondern von einer solchen Götterreiche, Basil genannt, seinen deutschen Namen tragen soll. In ihrem Heere hatten sie, gleichfalls nach germanischer Sitte, wahr sagende Frauen, welche die Zeit des Losbrechens in die Schlacht bestimmten und den Erfolg vorher sagten.

Dieses Volk saß im alten Rhätien und Bindelicien um den Oberrhein und den Bodensee, als ums Jahr N. E. 450. 450 n. Chr. der Hunnenkönig Attila alle kriegerische Völker von der Caspischen See bis zum Rhein zu Einem Zug unter Einem Haupte vereinigte. Mit ihm kamen viele Suevenstämme angezogen, und am Oberrhein regte der Zug auch die Alemannen auf. Attila ließ die unwegsamen Wälder lichten, die gefällten Tannen stürzten fallend vom Gebirg ins Thal, bald war der Rhein mit Flößen und Raßen bedeckt, auf welchem das ganze wandernde Heer nach Gallien überfegte. Alle Rheinstädte und was noch nicht früher zerstört war, wurde jetzt ein Raub der hunnischen Horden.

Bei Catalaunium von Aetius in der blutigsten Schlacht zum Umkehren gezwungen, suchte Attila den nächsten Weg ins italische Land. Dieser führte ihn durch das Alemannische, mitten durch unsre Gegenden. Was hier von vindelicischen und rhätischen Städten, was von römischen Stanzlagern und Mauern noch gestanden

(Sueva virginula,“ die das Geheimniß der Donauquellen kennt (Bissula nascentis conscia Danubii). Sie ist von Augen blau und blond von Haar (oculos caerula, flava comas), ein Barbarenkind, das hoch über allen den Puppen Latium's steht (Barbara, sed quae Latias vincis alumna pupas); der Maler, der sie abbilden wollte, mußte Rosen und Lilien mischen können (Ergo age Pictor! Puniceas confonde rosas, et lilia misce).

atte: Augusta Rauracorum, Bindonissa, Bitodurum, ohne Zweifel auch Constantia, Arbor, Brigantia wurden ein Raub der Flammen, mehr durch die Hand der in Attila's Gefolge ziehenden Alemannen selbst, als durch die Wuth der Hunnen: denn die Alemannen haften jene ummauerten Plätze, die den Römern, wenn sie je wiederkehrten, so leicht zu Stützpunkten dienen konnten. Sie hatten von ihren Führern den Grundsatz gelernt: „Was Andre gebauet, das zerstöre du!“ Zugleich dehnten sie ihren eignen Besitz noch weiter im Lande aus; sie hausten in einem Theile von Gallien und in ganz Rhätia prima oder Oberhätien, d. h. im Rheinthal und auf der Ebne um den See bis an den Lech. Sie wohnten getrost in den Trümmern der alten Städte, die, obgleich zerstört, die alten Namen noch führten. Sie bedurften ihrer Mauern nicht, denn mit des Aetius, des einzigen den Barbaren fürchtbaren Feldhern Einrichtung (455 nach Chr.) waren sie vor den Römern v. C. 455. vollkommen sicher.

Mit den Alemannen hatten sich die Sueven, die mit Attila gekommen waren, verwandten norddeutschen Ursprungs, Stämme eines ganz ähnlichen Völkerbundes, vermischt; sie erscheinen an der Seite der Alemannen, südöstlich im Gebirge mit neuer Ausdehnung. Wie die Waldströme aus den rhätischen Alpen, stürzten sie sich unter Hunnimund und Gibuld (475 n. Chr.) v. C. 475. gegen die sie bedrohenden Gothen und ziehen frei durch Rhätien und Noricum; wenden sich dann nach Italien und werden endlich von Odoacer zurückgewiesen. Dieser gründet seinen Thron in Italien. Die Wanderungen haben ein Ende. Die Völker bleiben fest in dem errungenen Sitz. An beiden Rheinufern bis an die Lahn, wo die Franken beginnen; in Helvetien, dessen Name verschwunden ist, bis an den Jura, wo die Burgundionen sitzen; im Südosten bis über die höchsten Alpen, wohnen jetzt friedlich die Alemannen und Sueven.\* Nur am Lech und Inn blühen noch in unzerstörten römischen Städten Markmannen, deren Hauptstadt das jetzt deutsche Augusta Vindelicorum (Augsburg) ist.

Necht in unsrer Gegend aber, vom Lech bis zum Rheinthal und zu den Donauquellen, werden Suevo-Alemannen jetzt zum gesonderten Stamm; ihr Name geht bald in den der Sueven über oder wechselt wenigstens ganz mit diesem, und zum erstenmale

\* Bei Procopius heißen sie schon Suaben:

Σουάβοι καὶ Αλαυνοὶ ἰσχυρὰ ἔθνη. Exc. ex. Proc. p. 341.



taucht Schwabenland aus der Geschichte empor. Sie sind noch die alten Germanen des Tacitus, wandernde Krieger, unter Waffen die zwei Gränzflüsse des römischen Reichs bewachend. Jeder Gau, deren vom Main bis zum brigantinschen See fünf genannt werden, hat seinen eignen Fürsten, jeder Gaufürst sein Gefolge, das in der Schlacht unzertrennlich von ihm ist und zu leben verschmäht, wenn er fällt. — Da sie nicht an gebildete Völker gränzten, so schritt ihre Kultur nur langsam vorwärts; zum Ackerbau gewöhnten sie sich nur schwer. Sie wohnen in Höhlen, auf Trümmern, in Hütten. Nur mißbrauchsweise heißt der Italiener diese Wohnstellen Städte. Doch scheinen sich zu den alten Plätzen hier und da neue Ansiedelungen gesellt zu haben.

Nachrichten aus dem sechsten Jahrhundert nennen als alemannische Städte unsrer Gegend Constantia, Rugium, Bodungo, Arbor Felix, Bracanzia.\* (Brigantium von deutschen Lippen ausgesprochen.)

Auf die beiden neuen Namen Rugium und Bodungo\*\* ist man bisher nicht aufmerksam gewesen. Sollte das letztere Bodmann seyn, das vom neunten bis zum zwölften Jahrhunderte noch hier und da Bodoma,\*\*\* Podona geschrieben wird, und sollte Boden der alemannische Name des Sees seyn?

Rugium ist vielleicht ein Name, den die Alemannen schon antrafen, wenigstens erinnert er an die Rugufci und Rucinatä des Alpentropäums unter August und an die Rhunicaten des Ptolemäus. Im Mittelalter kommt ein Ruchengau in Rhätien gegen den Bodensee vor.

\* Diese Nachrichten gibt uns der anonyme ravennatische Geograph, der zwar im siebenten, vielleicht erst im achten Jahrhundert schrieb, aber als seine Quellen die gotischen Philosophen (d. h. Schriftsteller) Istanarit, Hildebad und Markomir nennt, die, wahrscheinlich schon im sechsten Jahrhundert, Reisebeschreibungen durch ganz Deutschland verfaßt zu haben scheinen.

\*\* Bodungo citirt zwar Ritter in seiner Vorhalle, aber fälschlich als Name des Sees, was die Stelle des Ravennaten keineswegs befaßt.

\*\*\* Dipl. Ludov. P. ap. Neug. Cod. CCXCIII. der Biograph Ludwig des Frommen nennt es Bedonia.

### 3. Die Franken. Das Christenthum.

Nach Chr. 500 bis 800.

Die Sueb-Allemanden sollten sich nicht lange der Unabhängigkeit erfreuen; aber der Sieger brachte mit dem Joch misdere Sitte, Kultur und christliche Aufklärung in das von Gebirgen und Barbaren umlagerte, öde Allemandenland.

Chlodwig, König von Franken, eines durch Handel und Friedenskünfte blühenden, in einen festen Staat vereinigten Volkes, auf die Nachricht, daß das Allemandenvolk, auch schon am Mittelrheine mächtig, die Uferfranken zu verdrängen drohe, brach auf und stieß bei Zülpich unweit Köln auf sie.

Seine christliche Gemahlin Chrotehild ergriff den Augenblick; sie rieth ihm, sich dem Gotte der Christen zu weihen, wenn er siegen würde. Als nun im heißen Kampfe viele Männer fielen und die fränkischen Reihen wankten, erhob Chlodwig die Hände und betete laut: „Ich rufe den Gott an, den Chrotehild ehrt! wenn er mir Hülfe in dieser Schlacht, daß ich meine Gegner bezwänge, so möchte ich ihm immer getreu seyn.“ Da wandten sich die Allemanden zur Flucht und riefen: „Laß, wir flehen, das Volk nicht länger sterben! wir sind schon dein!“ So siegte Chlodwig und mit ihm der Christenglaube (495 nach Chr.).

Viele Allemanden flohen unsrer Gegend zu, ins rhätische Gebirg, andre zum Ostgothenkönige Theodrich, unter dessen Schutze sie sich einen Herzog, Namens Friedland, einsetzten. Das Land um den Main ward jetzt Ostfranken; die südlichen Alpen blieben den Ostgothen. Unser Mittelland war dem Namen nach den Franken unterworfen, in der That aber dauerte der alemannische Stamm und das alemannische Wesen noch unangefochten hier fort. Der Frankenkönig Theudebert setzte zwei eingeborne geehrte Allemanden, Buccelin und Leuthar, zu Herzogen über das Land, sie zogen im Namen des Königs mit dem Heerbann aus und verwalteten ihm jenes. Beide dienten mit Allemandenschaaren getreulich den ehrgeizigen Plänen der Franken gegen Italien und Byzanz (540 n. Chr.). Während dieser Kriege erfährt man wenig vom Allemandenland; man weiß nur, daß die Allemanden auf dem rechten Ufer des Rheins meißterlos geworden, in Helvetien einbrachen und Aven-ticum zerstörten. Endlich gab Klothar II., der kraftvolle Nachthaber,

Austrasien (und darin Alemannien) seinem Sohne Dagobert, der mit alemannischen Schaaren gegen die N. E. 581. Slaven zog. Dagobert wurde der Gesetzgeber unsrer Gegenden. Schon Theudrich, Chlodwigs Sohn, hatte die fränkisch-alemannischen Gesetze in Schrift verfaßt, Childebert und Klothar hatten sie verbessert. Dagobert vollendete die alemannische Gesetzgebung.\* Nach dieser Verfassung dauerte die alte Freiheit der Alemannen in Volksversammlungen fort; nur bestätigte der Herzog in des fränkischen Königs Namen die Beschlüsse. Die Gesetze beschränkten sich auf Sicherung des Eigenthums und dann des Lebens. Der Krieger war der freie Landbesitzer, im Frieden war die Jagd sein Geschäft. Beides berücksichtigt das Gesetz. Das Gefinde lebt in des Herrn Haus und Hofe. Hier war das Wohnhaus (casa), die Scheuer (scuria) und der Keller (colla, daher cellarius). Im Hause (sala), die Stube (stuba) und die Schafs- und Schweinfälle, Alles mit einem unverletzlichen Zaune umschlossen.

In solchen Wohnungen lebten die Suev-Alemannen auch am Bodensee.

Um ihren Glauben hatten sich bis jetzt die Franken und ihr Gesetz nicht viel bekümmert. Nur die Sonntagsfeier wurde streng eingeschärft und ihre Unterlassung mit ewiger Knechtschaft bedroht. Mit Befehringen von Staats wegen blieben die Alemannen verschont, die Wahrheit sollte auf dem rechtmäßigsten Wege, auf dem Ueberzeugung und des Bedürfnisses zu ihnen gelangen.

Daß in Germanien überhaupt schon im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt christliche Gemeinden bestanden, wissen wir aus gleichzeitigen Kirchenvätern. Auch in Oberdeutschland verbreitete sich der neue Glaube frühzeitig. Fromme Männer aus Italien flüchteten schon um die Zeit des Untergangs der römischen Herrschaft in die einsamen Alpen: so kam der heilige Severinus in die Gebirge Noricum's. Aber die Bewohner der Berge und Wälder, und darunter die alemannischen Ansiedler unsres Seeufers, blieben noch lange in der alten Rohheit. Sie und die übrigen

\* Bei Monstein im Rheinthale dauerte bis in späte Zeiten ein Denkmal von ihm: ein in die Felsen gehauener Mond, als Gränzzeichen zwischen Burgund und dem chur'schen Rhätien. „Ubi in vertice rupis similitudo lune, jussu Dagoberti regis ipso praesente sculpta cernitur ad discernendos terminos Burgundie et curiensis Rhaetiae.“ Diplom Friedr. I. vom Jahr 1155 bei Neug. Leider hat dieses Zeichen ein Steinbruch weggenommen.

Völker des Myrriens suchten hauptsächlich im Wasser ihre Gott-  
heiten. Strömten die Flüsse voll, so ehrte man freudig die Götter  
und stellte ihnen Dankfeste an. Nahmen sie aber bei anhaltender  
Dürre ab, oder überfroren sie des Winters, so wurden Buß- und  
Betttage öffentlich und zu Hause mit großer Angst begangen. Ihren  
ganzen Gottesdienst beschreibt Agathias am besten. Er ist ein  
byzantinischer Geschichtschreiber und Dichter des sechsten Jahrhun-  
derts, aus Smyrna gebürtig, gewiß einer der geistreichsten  
und aufgeklärtesten Männer seines Jahrhunderts. Sein Urtheil  
über den Kultus der Alemannen zeugt von so ächt griechischer Hu-  
manität und edler Toleranz, daß ich es meinen Lesern nicht vor-  
enthalten kann.

„Die Alemannen,“ schreibt er, „haben wohl auch N. E. 500 ff.  
noch gesetzliche Einrichtungen von ihren Vätern her; was  
aber ihre öffentliche Verfassung betrifft, so werden sie beherrscht und  
regiert und hängen vom fränkischen Staate ab. Nur von der Gott-  
heit haben sie nicht dieselben Glaubensansichten mit den Franken.  
Denn sie verehren gewisse Bäume, Ströme, Hügel und Thäler,\*  
diesen weihen sie ihren Gottesdienst und schlachten ihnen Pferde  
und eine Menge anderer Thiere zum Opfer. Jedoch bildet sie der  
Umgang mit den Franken, der überhaupt wohlthätig auf sie wirkt,  
allmählig zum Bessern um, zieht bereits die Verständigeren nach  
und wird am Ende bei Allen den Sieg davon tragen. Denn das  
Widerfönnige und Auffallende ihres Wahns, ist, dünkt mir, selbst  
denen, die mit ihm befaßt sind, wenn sie nicht ganz einfältig seyn  
sollten, kund und handgreiflich und leicht zu unterdrücken. Williger-  
weise sollte man sie daher mehr bemitleiden, als ihnen zürnen,  
wie denn überhaupt alle diejenigen, die sich von der Wahrheit ver-  
irren, aller Verzeihung theilhaftig werden sollten. Es ist ja nicht  
mit ihrem Willen, daß sie straucheln und in die Schlinge gerathen;  
sondern sie streben zunächst nach dem Guten, täuschen sich dann  
im Urtheil, und halten sofort hartnäckig an dem fest, was sie ein-  
mal im Glauben ergriffen haben, wie es nun auch beschaffen  
seyn mag.“

Uebrigens ging den Alemannen unsrer Gegend das neue Glau-  
benslicht zum Theile wohl von den Franken, zum größern Theil

\* Es ist sehr verführerisch, bei dieser Stelle an den Bodensee, den  
Strom und Gau der Thur, endlich das Frickthal zu denken und die  
drei Hauptgötter der alten Germanen, Wodan, Thor und Frigga,  
in diesen Namen und Gegenden zu entdecken.

aber von einer andern Seite auf. Zu Seckingen, auf einer Insel des Rheinfroms, stiftete der edle Schotte Fridolin ein Gotteshaus. Eine feste Stätte am See gewann der christliche Kultus zuerst in Constantia, wohin wahrscheinlich zwischen 553 und 561\* der aufräufische König Klothar I. das Bisthum verlegte, das bis dahin zu Bindonissa (Windisch) bestanden hatte. Der erste Bischof soll Maximus oder Maximinus geheissen haben. Am übrigen Bodensee glimmt das Licht der neuen Lehre noch sehr schwach. Es scheinen sich zwar schon vordem christliche deutsche Männer hier und dort angefindet zu haben. Die Stadt Bregenz, an der östlichen Spitze des Sees, lag seit Attila's Zug halb in Trümmern; aber ein Bethaus der heiligen Aurelia war hier von frommen Händen erbaut worden, oder hatte vielleicht schon vor der Zerstörung bestanden und dieselbe überlebt. Der christliche Gottesdienst hatte jedoch keine Wurzel in ihm gefast. Die heidnischen Alemannen ließen den Altar des wahren Gottes, der darin stand, unberührt; sie hatten an den Wänden drei eiserne und verguldete Götzenbilder\*\* aufgehängt. In der Mitte des Tempels stand ein großer Opferkessel mit Bier angefüllt, das sie ihrem Gotte Wodan darbringen wollten.

Einige Meilen von Bregenz abwärts am helvetischen Ufer des Sees, im alten, gleichfalls zerstörten, römischen Lager Arbor Felix, das den schönen Namen im Munde der Barbaren schon damals in Arbon verwandelt hatte, stand ein zweites christliches Bethaus, dessen Dienst ein Presbyter, mit Namen Willimar besorgte, ein schlächter Christ, selbst noch der höheren Belehrung

\* Nicht 597, vergl. Neug. Episc. Const. p. CXLV.

\*\* Auch hier dachte schon Eccard an die drei Gottheiten Thor, Wodan und Frigga, s. Neug. a. a. D. p. 31. Jakob Grimm's deutsche Mythologie (1835) S. 75 bis 78: „Hier erscheinen heidnischer und christlicher Kultus sonderbar vermengt. In einem zu Ehren der heiligen Aurelia eingerichteten Bethaus stehen noch drei heidnische Bildsäulen an der Wand, denen das Volk fortfährt, zu opfern, ohne den christlichen Altar zu berühren: es sind ihm seine alten, schützenden Gottheiten. Nachdem der Befehrer die Bilder zerschlagen und in den Bodensee geworfen hat, wendet sich ein Theil dieser Heiden zum Christenthum. Wahrscheinlich entarteten auf solche Weise an mehreren Orten die ältesten christlichen Gemeinden durch das Uebergewicht der heidnischen Volksmenge und die Fahrlässigkeit der Priester. In Zweifel kann es aber gezogen werden, ob unter diesen Heidengöttern alemannische zu verstehen sind, oder vielleicht römische.“ Grimm läßt dies unentschieden, neigt sich jedoch eher dem erstern zu und denkt auch an die nordische Vereinigung dreier Bilder, deren in mittelalterlicher Zeit immer den Thor vorzustellen pflegte.

bedürftig, aber voll Herzensgüte und darum geachtet und sicher. Auf dem nördlichen Ufer des Sees, auf Felsen gegründet, blühte eine alemannische Ansiedlung, Iburningä\* (Ueberlingen), damals, wie es scheint, der Mittelpunkt der fränkischen Regierung dieser Gegend. Ein christlicher Frankenherzog Alemanniens, vielleicht auch nur ein Gaufürst, mit Namen Gunzo, hochgeehrt am fränkischen Hofe, hatte dort seinen Wohnsitz. Von weitem Pflanzstätten des Christenthums im Anfange des siebenten Jahrhunderts ist in dieser Gegend nichts bekannt.

Aber ums Jahr 609\*\* traten in die Hütte des frommen Pfarrherrn von Arbon zween Apostel Christi aus dem fernem Irland mit zwölf Gesellen. Es waren dies der heilige Columbanus oder Columba und sein Jünger Gallus\*\*\* (Gallo, Gilliani) von hochadeliger Geburt. Von ihren Genossen werden Mang, Theodor, Kilian, Placidus, Siegbert genannt. Freiwillige Boten des Evangeliums waren sie über England nach Frankreich zu Schiffe gekommen, hatten aber auch hier bald den Ueberfluß verlassen, den ihnen König Siegbert im christlichen Frankenlande gewährte, nahmen Christi Kreuz auf sich, lebten und predigten eine Weile im wilden Vogesengebirg, und suchten dann, durch Hofränke von dort vertrieben, in Helvetien um die Limmath Christi Lehre zu pflanzen. Aber die egrimmten Heiden bedrohten Gallus mit dem Tode und geißelten Columbanus zum Lande hinaus. Diese Gefahr und Schmach machte die Verkündiger des Heiles nicht schüchtern, sie wanderten an den Bregenzsee, und als sie zu Arbon über Willimars Schwelle traten, erkannte dieser in ihnen Apostel Christi und rief erkreut ihnen entgegen: „Gelobt sey, der da kommt im Namen des Herrn!“ „Von den Enden der

\* Heißt in einer Urkunde vom Jahr 775 (Neug. Cod. LIII.) *Iburninga*, villa publica. Die Schreibart Ueberlingen erscheint erst vom Jahr 1257 an (N. C. DCCCCLIX).

\*\* S. Neug. Epis. C. p. 34.

\*\*\* Gallus heißt er constant erst bei Masafried Strabo; in den ältern Urkunden des siebten und achten Jahrhunderts bald *Gallo*, *Gallonis*. Neug. Cod. IV. VII. VIII. X. XI. XIX. u. f. w. bald *Gallunus*, *Gallani* XXXIII. VI. bald *Gallonus*, *Galloni* XLIII. XII. XVIII. XX. doch auch *Gallus*, *Galli* X. XXV. XLVI. auch *Gallone* indefinitabel. XVI. LXXVIII. CI. Gallo, *Gallonis* XVII. endlich *Gilianus*, *Gilian* XXIV. (a. 759) (Gilliani nennt sich noch ein Clan oder Stamm in Schottland). *Calonus*, *Caloni* XXVI. *Gallones* als Genitiv XXVIII. *Calle* indecl. LI.

Schwab, Bodensee.

Welt hat uns der Herr versammelt," antworteten gerührt die Irländer. Der Presbyter führte sie erst in sein Bethaus, dann in die Hütte zurück. Ehe sie sich zum Mahle niederlegten, betete Gallus auf seines Lehrers Geheiß so inbrünstig und weise, daß Willimar zu weinen begann. Sieben Tage pflegte er ihren Leib und sie nährten seinen Geist; da fragte Columban: ob ihm kein Ort bekannt wäre, wo in der Einsamkeit sich eine Zelle für fromme Übungen bauen ließe? „Wohl ist," antwortete Willimar, „in unser Gegend ein Ort, Spuren alter Gebäude unter Trümmern bewahrend; fett ist der Boden und verspricht reichen Ertrag an Korn; hohe Berge steigen im Halbkreis auf, und eine öde Wüstenei zieht sich hin über sie; aber unter der Stadt liegt ein eben, fruchtbar Land, das wird Arbeitern den Lohn nicht versagen." Dazu nannte er den Namen der Stadt: Brigantium. Dorthin verlangten die heiligen Männer. Willimar bereitete ihnen einen Kahn; bald steuerten er, sein Diakon und seine Gäste unter lauten Lobgesängen über den See. Der Ort gefiel ihren Augen: so bauten sie sich um jenes Bethaus der heiligen Aurelia kleine Hütten. Als sie aber den Tempel betraten, fanden sie den Altar des Herrn verlassen und die heidnischen Alemannen jenen Götzenbildern opfernd. „Das," sprachen sie, „sind unsre ursprünglichen Götter, die alten Hüter dieses Ortes, deren Schirm uns und unser Sach aufrecht erhält bis auf den heutigen Tag."

Da trat Gallus auf Befehl seines Lehrers auf und predigte den Heiden den wahren Gott. Es war gerade ein großes Götzenfest, und Männer, Weiber und Kinder waren herbeigeströmt, zugleich aus Neugierde, die Fremdlinge zu beschauen. Da sie der begeisterten Rede, welche sie an den allmächtigen Schöpfer Gott und an seinen Sohn wies, in dem Heil, Leben und Auferstehung der Todten ist, ihr Ohr nicht versagten, so wagte es Gallus, ergriff die Götzenbilder, schlug sie mit einem Stein in Stücke und warf sie in den See. Der Bierkessel zersprang, wie es schien, vor seinem Anhauche. Da bekehrten sich etliche zu Gott und bekannten ihre Sünden; andre gingen fort, ergrimmt über die Zertrümmerung ihrer Götzen. Columban aber ließ den Tempel mit Weihwasser besprengen und weihte ihn unter Umgängen und Gesängen seinem ersten Herrn. Den Altar salbte er, belegte ihn wieder mit den Reliquien der heiligen Aurelia, las die Messe und was glaubig geworden war, ging fröhlich auseinander. Drei Jahre wohnten die Fremden unangefochten in Bregeuz, bauten eine Zelle, reuteten

den Wald aus, legten Gärten an, pflanzten Fruchtbäume. Dies war der zweite Schritt, den, seit der Römeranfiedlung, der Anbau dieser wilden Seegesade that. Der fromme Gallus strickte Netze und fing so viele Fische, daß nicht nur den Brüdern der Vorrath nie ausging, sondern er auch Fremde und das umwohnende Volk mit der Ausbeute seiner Kunst beschenken konnte.

Aber selbst die frommen Verkündiger der reinen Lehre konnten sich der Schauer dieser Wildniß und des Naturdienstes, den sie hegte, nicht erwehren, und ihre Einbildungskraft wurde von den Schrecknissen des Aberglaubens, den sie bekämpfen wollten, ergriffen. Darum, als Gallus einst in der Stille der Nacht am See'sufer stand und seine Netze ins Wasser warf, hörte er einen Dämon, der von der Höhe des Bregenzerwaldes herab, mit lauter, kreischender Stimme einem andern Geiste mit Namen zu rufen schien, der in der Tiefe des See's sich aufhielt. Der letztere antwortete: „Hie bin ich!“ Da sprach der auf der Höhe: „Wohlan denn, so erhebe dich zu meiner Hülfe, auf daß wir jene Fremdlinge vertreiben, die, aus der Ferne daherkommend, meine Bilder im Tempel zerbrochen haben, und das Volk, das mir diente, zu sich abgewendet. Auf, laß uns die gemeinsamen Feinde über die Gränze jagen!“ Der im See antwortete: „Wehe! daß du die Wahrheit sprichst, das erfahre ich an mir selber, denn Einer von ihnen setzt mir im Wasser zu und verödet meine Netze; und nie vermag ich seine Netze zu zerreißen, noch ihn selbst zu täuschen, weil auf seinen Lippen unaufhörlich die Anrufung des wahren Gottes schwebt.“ Da ermannte sich der heilige Mann, verwahrte sich mit dem Zeichen des Kreuzes, bedräute die Teufel in Christi Namen, und eilte zu seinem Meister in die Zelle, zu erzählen, was er gesehen. Dieser berief noch in der Nacht eine Versammlung der Brüder, und kaum hatten sie angefangen zu beten und zu lobfingen, als sie auch das gräßliche Geschrei der Dämonen vernahmen, die mit verworrenen Klagen über die Gipfel des Gebirges scheidend dahin zogen.

Furchtbarer als diese Gebilde der Phantastie wurden den frommen Männern irdische Feinde und Gewalten. Die noch immer zürnenden Heiden wußten die Christenkolonie bei dem Herzoge Gunzo anzuschwärzen, als ob durch sie die öffentliche Jagd gefährdet würde. Der Herzog sandte Boten, die ihnen befohlen abzuziehen; er gewährte ihnen auch keinen Schutz mehr; die Heiden stahlen den Brüdern eine Kuh, und zwei der letztern, die der Spur der entwendeten nachgegangen waren, fand man im Walde



erschlagen. Die heiligen Männer glaubten die Warnungsstimme des Himmels zu erkennen und brachen auf, die Seegegenden der alten Finsterniß zu überlassen. Aber Gott wollte nicht, daß das angezündete Licht so bald wieder erlöschen sollte. Zwar Columban zog über die Alpen zu Agilulph, dem Lombardenkönig; den heiligen Gallus hingegen besiel ein plötzliches Fieber, das ihn bei Willimar zu Arbon krank darnieder warf; zwei Gehülfen, Magnoald und Theodor, blieben bei ihm, unter ihrer und des Presbyters Pflege genas er allmählig. Jetzt erst hatte er Gottes Wink verstanden. Willimars Diakon Hiltibold war ein rüstiger Mann, den das Werk des Glaubens vom Waidwerke nicht abhielt. In der ganzen Gegend streifte er auf dem Fischfang und der Habichtjagd umher, und kannte des Orts Gelegenheit wohl. Diesen fragte der genesene Gallus nach einer wasserreichen Stelle, wo auch gut eben Land wäre; dort möchte er seine Tage in Einsamkeit beschließen. „Wohl kenne ich,“ erwiderte Hiltibold, „eine Einöde reich an Wassern, aber wüste und rauh, voll überhoher Berge und enger Thäler; die reißenden Thiere, Bären, Eber, wüthende Wölfe hausen darin. Ich fürchte Herr, wenn ich dich dahin führe, du möchtest von solchen Feinden verschlungen werden.“ Da Gallus sich nicht abschrecken ließ, so sprach der Diakon weiter: „Nun, so nimm denn Brod in deine Tasche und dein kleinses Netz zur Hand, morgen will ich dich in die Wüste führen.“ Aber Gallus verlangte nüchtern zu gehen, und so brachen sie in der Frühe auf, und wanderten die Berge, die hinter Arbon liegen, durch dichte Wälder hinauf, bis sie in ein enges, hochgelegnes Thal gelangten, das sich an die Borhügel der Alpstainskette hängt, die mit ihren Gipfeln in die Wolken steigt. Hier kamen sie an einen schönen Wasserfall des Flüsschens Steinach, fingen Fische, brieten und aßen sie. Auf dem Wege strauchelte Gallus und fiel in die Dörner. „Laß mich liegen,“ sprach er, „das ist Gottes Wille, hier soll ich bleiben.“ — Doch auch in diese Einöde verfolgte die Männer das Blendwerk des alemannischen Naturdienstes. Als der Diakon in der Steinach fischen wollte, stiegen aus dem Grunde des Wassers zwei Dämonen in der Gestalt nackter Wasserweiber empor, schmähten ihn, daß er den Fremdling hergebracht habe, und warfen ihn mit Steinen. Gallus bedräute sie im Namen der heiligen Dreieinigkeit, und bald hörte er sie, auf die Berge gewichen, von dorthier mit traurigen Frauenstimmen wehklagen. Gallus weichte jetzt den Platz, wo er niedergestürzt war, mit Vetten und Faßten ein, bezeichnete

die Stelle mit einem Kreuze von Haselstauden, theilte — als er wieder Speise zu genießen anfang — sein Brod mit einem wunderbar zahmen Bären, und kehrte nach Arbon zurück. Dort nahm er Abschied von Willimar, ging in die Emdöde mit seinen zwei Genossen Magnoald und Theodor zurück, fing an den Wald zu lichten und baute eine Hütte, da, wo jetzt die Sankt Gallen Kapelle steht.

Nicht lange darauf fügte es Gott, daß die einzige schöne Tochter des Herzogs Gunzo zu Zburningen über dem See, die dem Frankenfönige Sigebert, Theoderichs Sohne, verlobt war, Frideburg mit Namen, in eine schwere Krankheit verfiel, so, daß ihr Vater und alles Volk glaubte, sie sey von einem bösen Geiste besessen. Die Priester, welche ihr Bräutigam zu ihrer Heilung gesendet, verspottete sie; erst nach langem Toben der Krankheit verlangte sie auf einmal, daß der fromme Gallus aus seiner Wüste geholt werden sollte. Als nun die Botschaft über den See nach Arbon kam und dort den heiligen Mann zu Besuche bei seinem Freunde traf, glaubte dieser voll Demuth dem Ruf an den Hof des Fürsten nicht folgen zu dürfen, sondern entwich mit seinen zwei Schülern nach seiner Zelle und von da über die Waldberge in die fennische Emdöde im Rheinthal (dahin, wo jetzt Sennwald, das Dorf, liegt), und weiter hinein ins alte churische Rhätien nach Quaradaves (Grabs), wo er einen Christendiakon Johann fand und bei ihm sich in einer Höhle verbarg. Willimar suchte und fand ihn dort, und, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß es ein Ruf Gottes seyn müsse, der ihn zu einem Werke der Liebe fordere, überredete er ihn, so daß Gallus mit ihm umkehrte, und über den See nach Zburningen zum Herzoge fuhr. Auf sein Gebet genas die Jungfrau und die alte Urkunde, \* die zuerst

\* Die ganze Erzählung gründet sich auf das Leben des heiligen Gallus von Walafrid Strabo. Bei meinem Durchblättern der St. Galler Manuscripte, die mir die grenzenlose Gefälligkeit des, seitdem verewigten, gelehrten Bibliothekars, Herrn Zedphons von Arz zur freien Einsicht überlassen hatte, stieß ich auf eine bisher nicht beachtete Quelle, die mit diesem Biographen alle Hauptzüge seiner Erzählung theilt. Es sind dies die im Cod. 174 enthaltenen lateinischen, gereimten Uebersetzungen des Mönches Ratbert aus seines Zeitgenossen Notker des Stammlers deutschen Gedichten. Beide blühten ganz kurze Zeit nach Strabo; so daß fast wahrscheinlicher ist, daß sie mit ihm aus einer gemeinschaftlichen frühern Quelle, als daß sie aus ihm geschöpft haben. Hier eine Probe jener in mehr als Einer Hinsicht merkwürdigen Verse:

Quaerunt alvearia Temptantes loca varia.  
Arbonam per lacum Involitant potamicum.

diese Geschichte meldet, erzählt, daß der grimme Geist in Gestalt eines schwarzen Raben aus ihrem Munde geflogen sey. Der dankbare Herzog verlangte, Gallus sollte die eben erledigte Bischofsstelle von Konstanz annehmen; aus ungeheuchelter Demuth weigerte sich Gallus, bestimmte aber einen eingebornen Alemannen, den Diaconus von Quaradaves, Johannes dazu, der unter seiner Leitung die heilige Schrift studirt hatte. Gallus wohnte seiner Weihung in Konstanz bei und benutzte diese Gelegenheit, um die Liebe Gottes, die sich in der Schöpfung und Erlösung geoffenbart, den Gemüthern der neuen Christen zu schildern. Er betrat mit Johannes die Kanzel, und dieser dolmetschte ins Alemannische, was Gallus lateinisch vorgetragen. Seine uns noch aufbewahrte Rede athmet den Geist der reinsten christlichen Erkenntniß und Liebe. Als der fromme Apostel mit des Herzogs reichlichen Geschenken nach Arbon zurückgekehrt war, versammelte er die Dürftigen um sich und vertheilte die Geschenke alle unter sie. Der Amtmann des Herzogs, zu Arbon, mußte auf Gunzo's Befehl mit allem Volke nach St. Gallus Zelle aufbrechen, und ihm dort Wohnungen bauen und zu recht machen. Friedburg, die genesene Tochter des Herzogs, zog statt der Hochzeitkleider Nonnentracht an, in solcher Gestalt fand ihr königlicher Bräutigam sie an dem Altar, wo sie getraut werden sollte und dessen Hörner sie, wie schußflehend,

Colligit UVillmarus Presbyter Christo carus,  
Pergit hinc Prigantium Grex gentes baptizantium.  
Columbanus amplum Hic Christo sacrat templum.  
Docet parvum clerum Cantare Deum verum.  
Latro Sigibertum Trucidat hinc et Placidum.  
Fugiunt Italiani In terram procul aliam.  
Gallus infirmatur Et viâ retardatur.

Bepetit febricitans Arbonam . . . .  
Convalescit Gallus Verum. (?) mox avidus  
Dux fit Hildebaldus Occurrit locus commodus.  
Clamant damna Daemones. Retentant Gallum febris.  
Gallus sagt; hingefallen:  
Noli sustinere Libet hic jacere.

Panem dedit bestiae Mirabilis modestiae.

Ducis sanat filiam etc.  
Exit ore torvus Colore tanquam corvus.  
Offert Sancto dona Pro morte (?) virgo sana,  
Quae dispersit protinus Dedit et pauperibus u. s. w.

gefaßt hatte. Ich trete dich deinem himmlischen Bräutigam ab, sprach der fromme König Sigibert, ergriff ihre Rechte und legte sie auf den Altar. Dann verließ er die Schwelle des Tempels; aber — fügt der Erzähler hinzu — Thränen verriethen das Leiden seiner verborgenen Liebe.

Der heilige Gallus bestellte unterdessen in seiner Einöde, die er vom Kämmerer des Königes Tasso und dem Könige selbst als Eigenthum erhalten hatte, seinen Acker an der Steinach, baute ein Gotteshaus und darumher Jellen für zwölf Brüder, die er allmählig um sich versammelt hatte, Lange Zeit diente er hier Gott, aber nicht mit träger Beschaulichkeit, sondern er suchte weit herum in ihren Wohnplätzen die Leute auf, lehrte, predigte, heilte, stieß die Bilder der Götzen um und brachte das Volk durch Ueberredung von ihrem Dienste ab; so daß er den verdienten Beinamen eines Apostels der Alemannen sich erwarb. Erst im höchsten Alter sollte er seine Laufbahn da enden, wo er sie begonnen hatte. Auf die Bitte seines Freundes Willimar stieg der 95jährige Greis, in der Kühle des Spätlings, noch einmal herab nach Arbon an den Bodensee, und predigte dort am Sankt Michaels Tage zur großen Erbauung des Volkes. Nach dieser Anstrengung überfiel ihn ein heftiges Fieber, an dem er vierzehn Tage lang krank darniederlag. Als nun im benachbarten Konstanz sein Schüler und Freund, der Bischof Johannes, von der Krankheit des heiligen Greises hörte, bestieg er ein Schifflein, beladen mit Speise und Trank, wie sie für Kranke dienlich sind, und ruderte auf Arbon zu. Als der Rachen sich dem Hafen des Lagers näherte, (so hieß der Ort noch immer von der Römerzeit her), hörte er aus dem Hause des Presbyter die Todtenklage herüber schallen, denn der Fromme war verschieden und sein Leichnam lag im Sarge. Da ließ den Bischof der Schmerz nicht warten, bis der Rahn das Ufer erreichte; er stürzte sich mit seinen Begleitern in den See, schwamm ans Ufer, eilte in das Trauerhaus und warf sich laut weinend über die Leiche seines Lehrers. Hierauf setzte er den Leichnam unter dem Zuflößen unzähligen Volks in der St. Gallen Zelle bei. In kurzem wallfahrtete alles Volk dahin, als zum Grabe eines Heiligen; die Sage trug sich mit Wundern, die der Todte verrichtete, und Vergabungen aller Art wurden an die Zelle gemacht. Als Vorfesher des Stiftes folgten dem Hingegangenen der Diakon Stephan und diesem der Priester Magulf. Die Brüder lebten nach St. Columbans Regel. Der Schüler Galls, Magnold,

gründete zu Füßen (ad Fauces) ein Kloster. St. Gall's Zelle wuchs, jedoch mäßig, durch Vergabungen aus dem Breisgau und aus Schwaben. Der Herzog Gottfried von Alemannien n. G. 708. selbst beschenkte es (ums J. 708 n. Chr.) nicht karglich. Aber die kriegerischen Ueberfälle der Franken ließen die Stiftung, vielleicht zu ihrem Heile nicht allzurast gedeihen. Denn schon vierzig Jahre nach dem Tode des heiligen Gallus verwüstete, nach Ermordung Königs Dagobert II. sein Majordomus Ebroin, nach andern Otwin genannt, den Aufrastien nicht als Herrn anerkennen wollte, das Thurgau und streifte bis Konstanz und Arbon. Die Einwohner des letztern Fleckens flüchteten zu den Schülern St. Gall's. Aber der Hauptmann des Hausmajers, Erchenwald, verfolgte sie dorthin, führte sie gefangen fort, und grub in dem Gotteshause nach ihrer geflüchteten Habe: Hinter dem Altar stieß er endlich auf ein hohles Gewölbe; er ließ es öffnen und zog eine verschlossene Kiste ans Licht; statt der Schätze fand er mit Entsetzen die Gebeine des heiligen Gallus darin; plötzlicher Wahnsinn und gräßliche Krankheiten schlugen den Räuber; die Reste des Frommen ließ der Bischof Boso von Konstanz wieder in ihrer Ruhestätte beisetzen. Noch einmal wurde die Zelle überfallen: einmal (n. Chr. 709), als Pipin von Heristall die Söhne Herzogs Gottfried von Alemannien bekriegte, das andermal durch den Grafen Viktor von Rhätien, der jedoch durch zweckmäßige Gegenanstalten abgetrieben ward. Unter Pipins Schutze gedieh S. Gall's Stiftung und freute sich ansehnlicher \* Schenkungen (747 n. Chr.)

Die Kultur schritt in diesem Zeitraume am Bodensee nur langsam vorwärts und außer den benannten Orten erscheint als neue Ansiedlung nur der Hof Roschach und Raitnau (Rettinaurwia N. CL. CLXII.) bei Lindau. Im Arboner Forste, oder dem Berglande zwischen dem Sitterfluß und dem Rheine zeigte sich noch keine Spur eines angebauten Ortes. Selbst die Namen der Berge und Flüsse scheinen jung zu seyn; sie sind alemannisch, nicht rhätisch, die meisten von ihren Urbewohnern, den Bären und Wölfen, entlehnt. Allmählig jedoch entstanden um diese Zeit aus der Hirtenwohnung, die S. Gall's Zelle in der Widnib anlegen ließ, angebaute Orte. Die Kultur beschränkte sich auf den

\* Unter den vielen Donatoren erscheint auch einer Namens Suab aus dem Nibelgau im Jahr 802, Neug. C. CXLIII.

Feldbau: Haber war die älteste Getraidegattung, die in diesen Gegenden gebaut wurde, Habermusch das erste und älteste Nahrungsmittel. Bier, Meih und Schotten waren der gewöhnliche Trunk; das Obst reichte nicht, Most daraus zu pressen: an Weinbau ward noch nicht gedacht.

Viel bevölkerter und angebauter finden wir um diese Zeit das Rheinthal. Die Moräste waren größtentheils ausgetrocknet; der Strom eilte in begränktem Bette dem See zu. Auf dem Moorlande standen Wälder, meist Eigenthum des Königs. Neben thätischen und römischen Ansiedlungen, erscheinen rheinabwärts immer mehr deutsche Namen: der schmale, nie versumpfte Thalstrich, am Fuße der Bergeskette hin, lockte Einwanderer an seine frischen Quellen, die von den Gebirgen herabrieselten. Es waren dies vielleicht Nachkömmlinge alter Kelten oder Germanen, welche von den Rhättern früher thalaufrwärts gedrückt worden waren und die jetzt als Leibeigene mächtiger Herren oder der Gallszelle erscheinen. Das Thal dies- und jenseits des Rheines führte den gemeinschaftlichen Namen Rheingau. Zu den ersten deutschen Plätzen, die hier angebaut wurden, gehört Altstädten\* (Altstadium) und, an einem Mark- oder Gränzbahe seines Bezirks der Hof Marbach. Auch der Flecken Mangkivil, der sich so lieblich an den Waldsaum des beginnenden Hochgebirges lehnt, erscheint schon zu Anfange des sechsten Jahrhunderts mit einem freien Landgerichte, dessen Gerichtsbarkeit bis nach Seddingen am Rhein herunterreichte.

Bei dem ersten Aufstande der Alemannen gegen die fränkischen Hausmager scheinen die Bewohner des Bodensees ruhig geblieben zu seyn (709—712 n. Chr.). Sie hielten es mit Pipin gegen Herzog Gottfried von Alemannien; aber dieser verheerte dafür alles Land um den See. Besonders treu blieb den fränkischen Beherrschern das helvetische Alemannien unterworfen. Unter ihrem Schutze wurden, selbst an der unsicheren Gränze der Aufrührer, neue Ansialten für das Christenthum begründet.

Die jetzt so liebliche Reichenau war damals (724 n. Chr.) noch ein von schädlichem Gewürme bewohntes Eiland, das in dem Gebiete eines austrasischen Landvogtes Namens Sintleoz (Sintlac, Sintlas, Sintloch) lag, der gegenüber, auf einer wahrscheinlich

\* Altstädten heißt eine Ruine; wo der Namen vorkommt, war allezeit früher eine römische Niederlassung.

von ihm benannten Burg (später Sandeck genannt) oberhalb Bernang am Untersee, festhaft war. Sie hieß schlechtweg die Aue, auch die Sintlas-Au. \* Dorthin schickte der austrasische Hausmager Karl Martell den helvetischen Bischof Virminius aus Pfungen oder Winterthur, um eine christliche Pflanzstätte zu gründen. \*\* Er war ihm von zwei mächtigen Alemannen Berthold und Nebi, einem Sohne Pouhings und Enkel Gottfrieds von Alemannien, empfohlen worden. Der Bischof erhielt von Sintlas Wohnung, reinigte das Eisland von den Schlangen, und gründete eine Abtei. Wenn die Schenkung Karl Martells an diese Stiftung ächt ist, so erscheinen in dieser Gegend um den Untersee jetzt die schwäbischen Dörfer Marolfsingen, Alohsobach (Allenspach), Kaltebrunn Almanns-Montescurt (Almannsdorf) und Erfmuottingen (Ermatingen), die dem neuen Kloster mit Land und Leuten vergabt wurden. Karl stellte das Stift unter den Schutz des Herzogs Luitfried von Alemannien und eines Grafen Beroald. Aber schon nach drei Jahren wurde Virminius von einem gebornen Feinde Austrasiens Theodebald Gottfrieds von Alemannien Sohn, gezwungen ins Elsaß zu fliehen (727 n. Chr.) und nach A. G. 727. drei Jahren auch sein Stellvertreter Hatto nach Helvetien verbannt. Aber Karl Martell verjagte den gewaltthätigen Alemannen und stellte Abt und Stiftung wieder her. Pipin und Karl der Große bestätigten die alte Schenkung.

So sehen wir innerhalb 125 Jahren an dem Seeufer, dessen Wälder noch nicht gelichtet sind, wo die alten römischen und rätischen Städte alle in Trümmer liegen und nichts Neues an ihre Stelle getreten ist, wo der Alemanne noch auf seine Faust lebt und niemand weiß, wer herrscht und wer gehorcht, drei wohlgegründete Pflanzschulen des neuen Glaubens aufblühen. \*\*\* Zwar erscheint der Wahrheit noch der größte Aberglaube beigemischt, aber doch wäre es sehr ungerecht und einseitig geurtheilt, wenn wir schon in jenen ersten Anfängen eitel Pfaffenbetrug und Selbstsucht vermuthen wollten. Ein Gallus, ein Columban, ein Johannes von Konstanz, ein Virminius waren gewiß von reinem Eifer für die heilige Sache begeistert, die sie im Ganzen und Großen begriffen hatten. Sie

\* Sintleozesaugia in pago Untresinse. Neug. C. CLXXXVIII. Dipl. Ludw. des Jr. von 816. Sintilleozas Aua noch im Jahr 905. C. DEXL.

\*\* Virminius war wahrscheinlich auch ein Schotte.

\*\*\* Konstanz erzog schon ein geborne Missionäre, einen Mummolin und Chertramn (Neug. Ep. p. 38)

dachten nicht an sich selbst; auch bei der Gründung ihrer Pflanzschulen dachten sie noch nicht an die Schenkungen der Großen, die diesen so bald und so reichlich zugeflossen kamen. Als der heilige Gallus Gonzo's Geschenke zu Arbon den Armen austheilte, sprach sein Schüler Magnoald zu ihm: „Vater! hier habe ich noch ein silbern Gefäß, mit eingegrabnen Bildern schön geschmückt: willst du, so stell' ich es bei Seite, damit wir es beim heiligen Mesopfer gebrauchen mögen!“ „Mein Sohn,“ antwortete Gallus „gedenke an das Wort Petri, das er zu dem Gichtbrüchigen sprach, der Geld von ihm verlangte: Gold und Silber haben wir nicht. Du, daß du nicht, uneingedenk des heilsamen Beispiels erfunden werdest, Sorge, daß dein Gefäß den Armen gegeben werde. In ehernen Gefäßen pflegte mein Lehrer Columban das Mesopfer darzubringen, ehern waren die Nägel, mit denen der Erlöser am Kreuze geopfert ward.“ Dies war die Gesinnung jener Männer. Aber dieselben Hände, die das Gold von sich wiesen, schämten sich der harten Feldarbeit und andrer Geschäfte nicht, welche die Wohlthat geselliger Bildung für diese finstern Gegenden vorbereiteten: Mönche treiben Viehherden aus, Mönche gehen am Pfluge; Mönche pflanzen Obstbäume, spannen die Seegel aus und zwingen den stürmischen See; Mönche stehen am Ufer mit dem selbstgeflochtenen Netze; und theilen den Hungrigen den Fang aus.

Zugleich mit den Klöstern steigen auch neue Wohnungen weltlicher Herrn am See empor. An seiner n. S. 759. untersten Junge spiegelt sich auf den südlichen waldigen Hügeln ein Flecken und Pallaß in den Wassern, der vom deutschen, vielleicht uralten Namen des See's, den feinigern, Bodam (Potamum, potama, Bodemen, Bodmann) führte. Es war eine Lustwohnung der frankischen Könige. Noch südwestlicher, am Schlusse des Zellersee's, wo der Rhein ihn wieder verläßt, stand bei dem jetzigen Eschenz, vielleicht auf römischen Grundmauern, das ländliche Schloß eines mächtigen Alemannen, Gogbert. Beide Orte werden zuerst in der Verfolgungsgeschichte des frommen Abtes von St. Gallen, des edeln Alemannen Dthmar genannt. Dieser, von den Verwaltern Alemanniens, den Gaugrafen Warin und Rudhard und dem Bischöfe Sidonius\* in Konstanz verfolgt und

\* Dieser soll auch sonst ein Barbar gewesen seyn, und namentlich die von Bischof Ehrenfried in der Abtei Reichenau (deren Abte beide waren) zurückgelassenen codices, zum Privatgebrauche verwandt haben. Neug. Ep. p. 76.



gefangen, wurde von Lambert, einem ungerathenen Mönche seines Klosters, des Ehebruchs beschuldigt und vor das Gericht des Bischofs gestellt. Zu reden gezwungen, antwortete er: „Ich bekenne gern, daß ich viele große Sünden begangen haben mag; wegen dieser Beschuldigung aber rufe ich Gott, der in mein Innerstes schaut, zum Zeugen.“ Die Synode verurtheilte ihn dennoch, und er wurde nun im Gefängnisse des Flekens Bodam, neben dem königlichen Palaste, mit Einsamkeit und Hunger gequält. Nur heimlich und bei Nacht brachte ihm ein treuer Bruder seines Klosters Nahrung. Endlich wurde er von dem feindseligen Fürsten seinem stillen Verehrer Gohbert anvertraut, auf dessen Insel Stein er ungefört frommen Uebungen oblag, aber bald dort starb und als Gefangener dort beerdigt wurde (759 n. Chr.). Nach zehn Jahren holten die Mönche St. Gallens seinen Leichnam, den man unverwest fand, in ihr Kloster ab; sein Gefängniß ward in eine Kapelle verwandelt. Das Kloster zog die ihm entrißnen Besitzungen wieder an sich, der Bischof Sidonius, der den Stuhl von St. Gallen usurpirt hatte, war am Altare des heiligen Gall mit der Ruhr geschlagen worden, und jählings gestorben, 100 Jahre nach seiner Verurtheilung wurde der fromme Dithmar heilig gesprochen.

Nach Unterwerfung Landsfrieds und der andern alemannischen Auführer, gab Karl Martell Aufrassen und Schwabenland, zusammen Alemannien genannt, seinem Erstgebornen Karlmann (727 n. Chr.), gegen den der Herzog Theodebald noch eine Zeitlang ankämpfte. Nach des letztern Tode vernichteten die Hausmaje Karlmann und Pipin alle Herzogsgewalt in den Provinzen (750 n. Chr.): nur Rhätien erscheint mit dem neuen Titel: curisches Herzogthum. Bis hierher war die Verfassung folgende gewesen:

Unter den vier Herzogthümern des fränkischen Reichs Alemannien, Franken, Baiern und Sachsen, war Alemannien das mächtigste, von den deutschen in der Landessprache schon damals Schwaben genannt. Es begriff mehrere Grafschaften (pagos, comitatus) unter sich, die wieder in Zenten (Huntar, Marken) getheilt waren. Das schwäbische Ufer des Bodensees hieß das Linzgau und erstreckte sich fünf Stunden landeinwärts; zuweilen scheint auch das Rheingau zum Linzgau gerechnet worden zu seyn oder flossen doch die Gränzen in einander, denn Höchst am Einflusse des Rheines in den See, das zu Ende des achten Jahrhunderts genannt wird, lag im Linzgau. Sonst kommen noch

das Arbongau und der Gau Untersee (Unthar see N. C. CCCXIV.) als pagi vor. Doch waren dieses wie das Hegäu, das Kleggau, wohl nur große Zenten. Bei Bodmann schloß sich das Linggau, und fing die Bertholdsbaar an, welche die südliche Abdachung des Schwarzwalds begriff; an sie schloß sich die Focholtesbaar bis gegen Ulm. In dieser Gegend mehr östlich, lag auch das Nibelgau, von dem Flüsschen Nibel (so heißen die vereinigten Bäche Eschach und Aach) so genannt und früher fälschlich in der Gegend von Feldkirch gesucht. Im Nibelgau lagen die Höfe Leutkirch, Wangen, Memmingen und Biberach. Das Albegau (Algäu) zog sich nach der Gegend von Remyten hin. Um den Fluß Argen (Arguna) war das Argungau.

Jede Gaugrafschaft hatte ihren Gaugrafen; jede Zent ihren Zentrichter, schon im achten Jahrhundert Schulthais (Seulthaizeo) genannt. Alle wichtigen Staats-Verwaltungsgeschäfte besorgten Jene, alle geringen diese. Viermal jährlich visirten königliche Kommissäre (missi dominici), ein Bischof und ein Graf, die sämmtlichen Bezirke; zuweilen wurden außerordentliche Verwalter vom Könige in die Grafschaft geschickt, Kammerboten (nuntii camerae) oder Pfalzgrafen genannt. Alle 14 Tage saß der Gaugraf und sein Stellvertreter unter freiem Himmel zu Gericht und nahm dazu aus der Nachbarschaft zwölf Beisitzer. Zeugen, Eidschwüre, Feuer- und Wasserproben, auch der Zweikampf entschieden. Gegen Blutrache, wenn sie abgekauft war, schützte der Graf. Die Klöster waren von den Gaugrafen unabhängig, ursprüngliche Herrn über ihre Güter und Leibeigene. Ihre Schirmvögte, deren sie in jedem Gau, wo sie Besitzungen hatten, Einen aufstellten, dessen Amtsbauer vom Klostersvorstand abhing, übten mit dem Abte oder Bischof die Gerichtsbarkeit im Klosterbezirk, erteilten Lehen, entschieden über Krieg, schützten vor Gericht und im Nothfalle durch gesetzlichen Zweikampf die Rechte des Klosters.

Landrecht waren die alemannischen Gesetze, nur in Rhätien ließ sich das römische Recht nicht verdrängen. In Alemannien ließ sich Alles mit Geld büßen: der Reichere war dadurch Herr über das Leben der Armen; erst durch die fränkischen Reichsverordnungen wurde die Todesstrafe allgemeiner. Die Verträge wurden vor offenem Gerichte geschlossen. Die urkundliche Sprache war noch immer die lateinische.

Das Volk bestand aus Freien und Leibeigenen (Leuten). Jene waren im Besitze des Lands, der Gewalt, der Ehre: aus

ihnen bestand das Königsheer. Einen Mittelstand bildeten die Freien, die sich freiwillig zu Zinsleuten der Klöster machten; um sich vor den Bedrückungen der Großen zu sichern, schenkten sie einem Stift ihr Gut, nahmen es als Lehen von ihm zurück und zahlten jährlichen Zins (Vieh, Eisen, Leinwand, öfter Früchte). Sie sanken bald in den Zustand der Leibeigenen herab. Die Leibeigenen machen den Herrn das Land urbar und bauen ihnen Feden; sie waren Hirten, Sennen, Schiffszimmerleute. Jeder besitz eine Hube, von der er Bier, Brod, Hausvieh, Eier, auch häufig Käse und Frischlinge (junge Schweine) als Zins entrichtet; dazu frohnt er drei Tage in der Woche, der Mann mit Feldarbeit, das Weib mit Weben und Stricken.

Der Herr kann diese Leute mit der Hube vertauschen, verschenken, verkaufen, zu Lehen geben. Ein Leibeigner kann seine Freiheit erkaufen, ein verschuldeter Freier kann Leibeigner werden. St. Gallen hat im achten Jahrhundert schon über hundert Leibeigene, die theils im Kloster Handwerker treiben, theils als Hirten und Sennen die äußere Familie bilden.

Um den Bodensee erscheinen in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts meist von den Händen der Knechte neuangelegt Lindau, (Lintaunia, Neug. C. LIX.) Romanshorn, Langenargen (Argona Neug. C. LIV.) Thüringen (Duringae Neug. Cod., XVII.) Otherschwang (Athorinswanic Neug. IV.) Fischbach (N. LXXI.) Bermatingen (Bermuatingae N. LXXIV.) Mitinbach (Mitten bei Wasserburg.) (N. CXXII. vergl. CCXC.) Wasserburg (Wazzarburuc.) (N. LXXXVIII.) Wangen, Deningen (N. CIII.) Eschenz, Wil (Neug. XVIII.) als Höfe (curtes) mit Aekern, Wiesen, Waiden, Wäldern. Die Gebäude sind weitläufig: Wohnhaus, Saal, Speicher, Keller, Verfkäite, Viehställe, jedes brauchte und hatte seinen eignen Bau. Die Huben (Hoba, mansus) sind kleiner und nur von leibeignen Familien, aber auf ihre eigene Rechnung, angebaut.\*

Das Kloster St. Gallen erhielt wichtige Vergabungen von Vater, Sohn, Enteln und Urenteln Einer gräflichen Familie: Agilolf, Aulf, Berthold, Chadalo, Wago, Ata, Regfınd. Diese vermachten dem Stifte das von ihren Vorfältern gegründete Kloster Marktthal mit andern dreißig Höfen und Huben. Diese Edeln

\* Hoban I, hoc est XL jugera, curtem cum domo. Urkunde vom Jahr 904 N. C. DCXLV.

halten einige für die Alvordern der Grafen von Montfort, die angeblich noch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts in jenen Gegenden Besitzungen hatten.

Nach Aufhebung der Herzogsgewalt schalteten die königlichen Kammerboten in den Provinzen, besonders als Verwalter der Einkünfte, die aus jährlich auf der Maiensammlung beschlossenen und dem Hausmaler übergebenen Geschenken der Fürsten und Edeln bestanden; im Uebrigen lebte der König von seinen Ländereien: seine Länderbesitze mit Unterdrückung anderer großer Landesbesitzer auszudehnen, war sein Hauptbestreben.

#### 4. Der Bodensee unter den Karolingern.

Nach Chr. 800—900.

Karl der Große, der sich zum Herrn des fränkischen Reichs gemacht, suchte in diesem, so gegliederten R. G. 800 und verwalteten Alemannien, zuerst festen Fuß zu fassen. An diesen Mittelpunkt sollten sich alle germanische Völker zu Einem Reiche, dessen Seele er war, verknüpfen. Er heirathete alemannische Frauen: Schwaben sind seine besten Kämpfer gegen Sachsen und Baiern, und leiteten in spätern Zeiten noch daher das edle Vorrecht, die ersten in des Deutschen Königes Heere die Schlacht öffnen zu dürfen. Der eifrige Schutz, den Karl der Große den Klöstern angedeihen ließ, führte ihn in unsere Gegend und zeigte sein gefeiertes Haupt dem Bodensee. Als er nach Rom ging, sich die römische Kaiserkrone aufzusetzen, kehrte er mit seiner Gemahlin Hildegard in Konstanz\* ein, ließ die Mönche von Konstanz und St. Gallen vor sich, und gewährte beiden schriftliche Freiheiten, den Letztern namentlich das Recht, sich selbst ihre Äbte zu wählen. Aber der Bischof Johann von Konstanz behielt den St. Gallischen Freiheitsbrief und verfälschte ihn; so daß St. Gallen erst unter Ludwig dem Frommen zu seinem Rechte kam.

\* Konstanz heißt er schon bestimmt eine Stadt, ihre Kathedrale heißt die Marienkirche. Diplom vom 8. März 780. Neug. C. LXXVIII. (Die zweite Kirche S. Stephani erscheint seit 851.)

St. Gallen wurde im übrigen reich von Karl begabt; doch blieb es bis dahin dem Geiste seines Stifters treu, und verschmähte den weltlichen Prunk; denn als Karl seinen vatermörderischen, unehelichen Sohn, den häßlichen Zwerg Pipin bestrafen wollte, wußte er ihm kein schlimmeres Gefängniß anzuweisen, als die Zelle des heiligen Gall, die ihm „ärmer und enger vorkam, als alle andere Dertter des weiten Reiches.“

Besonders lieb war ihm das Kloster auf der Au im Untersee, \* das längst unter einer friedlichen Reihe von Aebten blühte. Hildegards Bruder, ein Abkömmling vom Alemannen Gottfried, Gerold vom Bussen (auf diesem Berge stand sein Schloß), einer der Heerführer und Schwager Karls des Großen, hatte dieses Stift reichlich beschenkt, und als er in der Hunnenschlacht gefallen, war sein Leichnam nach der Au geführt und dort begraben worden (798 v. Chr.). Eben dahin zog der Bischof Egin o von Verona, ein geborner Alemanne und blutsverwandt mit Karl dem Großen, baute da die untere Zelle und die Kirche des heiligen Petrus, und starb daselbst im Jahr 802. Karl schenkte (wenn die Urkunde ächt ist) diesem Kloster sogar den königlichen Flecken U. m. v. Cs. 809.

Die besondere Verwaltung Alemanniens hatte Karl seinem Sohne gleichen Namens übertragen, der aber vor ihm starb. Das Land war noch immer von den Gränzen des Rheins, der Donau und des Maines eingeschlossen. Doch galt auch Schwaben, wo die fränkischen Könige große Erwerbungen gemacht, zum Theil als alemannisch, sogar bis an die Reuß.

Um diese Zeit erblühte in unserer Gegend ein Geschlecht, das wir nach hundert Jahren zur Herzogswürde Alemanniens sich emporschwingen sehen: das Geschlecht der Burkharde. Als sein Stammvater ist ein ungenannter Hausmeister Karls des Großen anzusehen, dessen Sohn Sunfried im Anfange des neunten Jahrhunderts, Rhätien und Istrien verwaltete und bald Graf, bald Herzog genannt wird. Nach seinem Tode fiel die Verwaltung Istriens seinem ältern Sohne Burkhard, die unsres Rhätiens dem jüngeren, Adalbert, zu. Die Würde Adalberts erregte den Neid des benachbarten Grafen vom Argenau, Ruodpert, dessen Ruhme Hildegard, die Mutter Ludwigs des Frommen, war. Er benutzte seine Verwandtschaft mit dem Kaiser, und verschaffte sich die Erlaubniß, jenen Adalbert aus seiner Verwaltung zu vertreiben. Man griff

\* Daß das Kloster einst ächte Privilegien von Karl dem Großen besessen, s. Neug. Cod. I. p. 160. not.

zu den Waffen. Aber Adalbert hatte aus Istrien von seinem Bruder Burkhard Unterflüchtung erhalten, griff seinen Gegner bei Zizers an und schlug ihn in die Flucht. Ruodpert suchte sich durch die Schnelligkeit seines Rosses zu retten, er stürzte im Fliehen und gab vom Sturze seinen Geist auf. Da handelte Adalbert, wie ein christlicher Held soll; er erbarmte sich über den Leichnam seines Feindes, legte ihn auf eine Bahre und ließ ihn nach Lindau tragen, wo er ihn mit allen geziemenden Ehren bestattete. Diesen Adalbert macht die Sage zum Gründer des uralten Fräuleinstiftes zu Lindau. Er war auch Graf in Thurgau und Arggau, und starb im Jahr 846. Sein Sohn Adalbert, der Erlauchte, war noch unter Karl dem Dicken, Graf in der Bertholdsbaar und im Thurgau. Der Sohn dieses zweiten Adalberts, Burkhard, heißt Fürst und Graf der Alemannen, und Burkhard der Enkel und der Urenkel werden mit der Herzogswürde in Alemannien bekleidet. Ja Hermann der Lahme nennt schon den ersten Burkhard Herzog.

Ein andres, weltberühmtes Geschlecht, das der Welfen, nahm auch um diese Zeit und zwar in unsrer Gegend seinen Ursprung. Der erste Welf, den wir kennen, war ein angesehener Graf Karl des Großen. Sein Enkel, ein Sohn Ethilo's, auch Welf mit Namen, war Gaugraf im Argengau am Bodensee vom Jahr 850 — 858. Der Nachkomme dieses letztern im siebenten Gliede war Herzog Welf von Baiern, der im ersten Jahre des zwölften Jahrhunderts starb. Die Stammburg des Geschlechtes war Altdorf bei Ravensburg. Am Ende des zehnten Jahrhunderts war Konrad, ein Welfe, Bischof von Konstanz. Doch zurück zu unsern Karolingern.

Ludwig der Fromme, Karls Sohn, liebte unsre *fr. 66. 814* Gegend; \* er pflegte hier der Jagd- und Landluft auf den königlichen Maierhöfen; in seinem Palaste zu Bodoma (Bodman) am See feierte er im Jahr 839 Ostern. Seine zweite Gemahlin Judith war aus einem edlen schwäbischen Hause.

Ueber Alemannien entstand die erste Fehde unter Karls Nachkommen; und nachdem Ludwig im Kriege mit seinen Söhnen gestorben war, und Lothar, der älteste, seine Brüder unterdrücken wollte, \*\* ließ Ludwig II., die Sachsen, Thüringer und Alemannen

\* S. des. seine Diplome zu Gunsten Reichenaus vom Jahr 816. Neug. C. CLXXXVIII. und St. Gallens vom Jahr 817. CXCI.

\*\* Kurz nach einander erschienen, von den Liedern der Mönche begrüßt, der Knabe Karl der Dicke und Lothar, der älteste Bruder, als ephemere Herren Alemanniens zu Reichenaus.

sich huldigen. Der Bodensee wurde Zeuge dieses Bruderkrieges. Lothars Heer wurde bei Bregenz „auf rthätischem Boden“ geschlagen, und Ludwig vereinigte sich mit seinem Bruder Karl. Beim endlichen Frieden erhielt Ludwig II. Alemannien bis n. Ch. 845. an den Rhein (843), und ließ sich jetzt in den Urkunden König der Alemannen nennen. Dieses alemannische n. Ch. 865. Königreich übergab er noch lebend (im Jahr 865) seinem jüngsten Sohne Karl dem Dicken, der sich nach des Vaters Tode, und langen Kriegen mit seinen Brüdern, bei der Theilung des Reiches (n. Chr. 875) den Besitz desselben bis an die Alpen sicherte. Und dieses Alemannien gab dem römischen Reiche seinen Kaiser. Karl hielt sich gerade im Lande auf, als die Nachricht von seines Bruders Ludwigs III. Tode (881.) ihn mit seinen Alemannen zum Aufbrechen vermochte. Er eilt in die Lombardei, wird Herr Italiens und vom Senat in Rom zum Kaiser ausgerufen. Gesandte laden ihn auch auf den erledigten Frankenthron und Karl verläßt Italien.

n. Ch. 881. In Alemannien war ihm das Reich der Welt zugefallen, in demselben Lande wurde sein Sturz vorbereitet. Er war krank aus Italien zurückgekommen; nur halb genesen begab er sich an den Bodensee auf sein Schloß Bodman im Oktober 881 (Potamus um diese Zeit in den Urkunden genannt N. C. DXVI; etwas später im Jahr 905 palatium Potamicum DCLIII.); hier mußte er sich einer Operation am Kopfe unterwerfen; an Leib und Seele geschwächt, zog er dann gegen die in Norddeutschland eingedrungenen Normannen und machte sich durch einen unglücklichen Feldzug und schimpflichen Frieden verächtlich.

In Alemannien hauste indessen sein vertrauter Rath Eitwart, Bischof von Verzell, als ein Tyrann und ein Wüstling; die Alemannen erhoben ihre Klagen ohne Scheu; der Kaiser mußte Eitwart verstoßen. Dieser, voll Erbitterung, ging zu Karls Feinden im Reich: Franken, Thüringer, Sachsen, bairische und alemannische Fürsten empörten sich. Arnulph, ein natürlicher Sohn Karlmanns, ein tapferer Mann, wurde von den Fürsten auf den Thron erhoben. Beide Könige kamen nach Frankfurt vor die Fürsten. Aber alle gingen zu Arnulph über und in drei Tagen war der Erbe von Karls des Großen Weltmonarchie, er, den die Mönche aus Schmeichelei auch Karl den Großen genannt hatten, was er freilich leiblich war: — dieser Karl war zum hungrigen Bettler geworden, der den Erzbischof von Mainz um Speise und

Trank ansehen mußte. Die Fürsten gewährten ihm einige Hofe Alemanniens, und da er den Mönchen immer „demüthig gehorcht, unaufhörlich Gebete und Psalmen gefungen, milde Almosen reichlich ausgetheilt und auf Gottes Gnade unermüdet gebaut“\* so zog er, im Unglücke getrost oder unemphindlich, in die Nähe der frommen Stifter, wo er oft unter großer Vertraulichkeit mit den Mönchen gelebt hatte; er wohnte jetzt fünf Meilen vom See zu Reidingen in der Bertholdsbaar und diente hier Gott andächtig, bis zu seinem (vielleicht gewaltsamen) Tode (13. Jan. 888.).

Seine Leiche trug man nach der Reichenau; auf dem Wege schien sich der Himmel zu öffnen und ein Lichtstrahl fiel auf die Bahre. Er wurde in der Hauptkirche neben dem v. G. sss. Altare der Jungfrau Maria begraben. **Ka d o l d**, den Bischof von Novara, den Bruder des Luitward, der den Kaiser gesürzt, jammerte des Toden; er stiftete ihm auf der Au mittheilig eine Gedächtnißfeier.

Obgleich die Alemannen mit Karls des Dicken Herrschaft zufrieden zu seyn nicht Ursache hatten, so empörte sie doch die schmähliche Behandlung, die er von seinen Gegnern erfuhr und sein jämmerlicher Tod. Am Bodensee stellte sich sein Blutsverwandter, der Graf des Linzgau's und Argengau's **Ulrich**, und **Bernhard** der Abt von St. Gallen an die Spitze der Mißvergnügten; sie unterstützten den Sohn des entthronten Kaisers, **Bernhard**, der Rhätien und Alemannien überfiel. Aber der Herzog von Rhätien, **Rudolph**, vertrieb ihn im Jahr 890 aus dem erstern Lande, und erschlug ihn im folgenden Jahr. **Ulrich** büßte seine Empörung mit dem Verluste seiner Würde und seiner Güter, die der Abt von Reichenau, **Satto** erhielt. Später kam **Ulrich** wieder zu Ehren, und alle Ungnade blieb auf dem Abte von St. Gallen lasten, der auch wirklich vom Stuhle steigen mußte und **Salomo** zum Nachfolger erhielt. — Um die Mitte dieses Jahrhunderts war der Alemanne **Katold** oder **Radolph**, **Egino's** Nachfolger im Bisthum von Verona, gleich diesem, in die Heimath zurückgekehrt und baute am Untersee eine Zelle, aus welcher in der Folge die Stadt **Radolphszell** erwuchs. Er starb im Jahr 874 und wurde dort begraben.

### Geisteskultur am See.

In dem neunten Jahrhundert waren die geistlichen Stiftungen durch reiche Gaben schnell gewachsen; aber v. G. 500 ff.

\* Worte des Chronisten *Regino ad a. sss.*



das religiöse Leben wurde dadurch nicht gefördert, der Zwiespalt der königlichen Brüder theilte sich auch den Stiftern mit und sie hatten darunter zu leiden. Die Klöster bekamen Streit untereinander, die Mönche mit den übermüthig und hart gewordenen Aebten. Das weltlichste Streben offenbarte sich in Konstanz, das auf die Hulb Karls des Großen trofste. Auch das ärmere St. Gallen hob sich jetzt aus seiner Niedrigkeit und machte sich, besonders von Karl dem Dicken begünstigt, wieder von Konstanz unabhängig. Unter der thätigen Aufsicht des Abtes Gogbert stieg im Jahr 830 die neue stattliche Klosterkirche empor, dann auch die übrigen Klostergebäude. Den Riß des für seine Zeit prächtigen Baues bewahrt die Klosterbibliothek noch auf den heutigen Tag. „Man sieht,“ schreibt ein fremder Augenzeuge davon, „an dem Reste wohl, was für Vögel drin wohnen! Sieh nur die Kirche und das Klostergebäude an, und du wirst dich über meinen Bericht nicht mehr wundern.“

Die Lebensweise der Mönche blieb indessen einfach; sie lebten nach der Regel des heiligen Benedikts von Capua, die Dithmar anstatt der des heiligen Columbanus eingeführt hatte, die aber für das nördliche Gebirgsland sehr hart war. Ohne italische Früchte und Wein mußten sie in ihren kalten Wäldern von Bier, Mus und Hülsenfrüchten ohne Fleisch leben, nach italienischer Weise zu Bette gehen und zweimal des Nachts im Chor singen. Ihr Oberkleid war schwarz, die Kutte weiß, der Bart kurz, die Haare lang, mit runder Platte. Das Gelübde der Armut kannten sie jedoch nicht, nur das des Gehorsams. Zu Klostergeistlichen wurden Freie, seltner Leibeigne, ungerne Hochadlige angenommen. Geschäfte und Einkünfte waren unter die Klosterbeamte getheilt. Verbrüderete des Klosters waren oft Könige, Bischöfe und Grafen. Die Einfachheit der Lebensart beförderte das geistige Leben im Stifte.

Und wirklich fing dieses Kloster an, die Pflanzschule der Gelehrsamkeit für die ganze gebildete Christenheit zu werden, und das Licht der Wissenschaft leuchtete vom Ufer unsers Sees in das dunkle Europa hinein.

Der königliche Erzkanzler Grimold, ein Gelehrter und großer Beschirmer der Gelehrten, brachte seine letzten Lebensjahre daselbst zu, wo er starb und begraben ward (822 nach Chr.). Der Mönch Hartmut hatte eine Menge thesogischer Werke geschrieben, als Abt schmückte er den Tempel von außen und innen und legte den Grund zur Klosterbibliothek. Ein berühmter Lehrer dieser Zeit

war der Mönch Iso, der nach Burgund berufen im Jahr 871 zu Granval starb. Drei ausgezeichnete Männer gingen aus seiner Schule zu St. Gallen hervor: der erste ist der Mönch Notker, der Stammler, angeblich aus dem Geschlechte der von Elk, ein Mann, schwach von Leib, aber stark von Geiste; er sang in deutscher und lateinischer Sprache, und der lateinische Urtext des allverbreiteten Liedes: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“ wurde von ihm, als er in der Wildniß im Martinistobel eines plötzlichen Sterbefalls Augenzeuge war, gedichtet. Er eignete seine Lieder dem Erzkanzler Karls des Dicken zu und machte diesen dadurch zum Wohlthäter des Klosters; Notker starb im höchsten Lebensalter, 912 n. Chr. Der zweite Schüler Isos war der Mönch Ratbert, ein ernster, strenger Stubengelehrter († 902); der dritte Tutilo, ein Dichter, Musiker und kunstreicher Arbeiter in Schnitzwerk, ein Mann von Athletengestalt, wandrungslustig, weithin der Länder und Städte kundig, aber durch seinen tugendhaften Wandel eine Zierde des Stiftes. Seine Leibesstärke brauchte er, um Aergerniß zu verhindern und Räuber zu bestrafen. Etwas später blühte der Abt Hartmann, der geistreiche Conseger Waltram, der berühmteste Schönschreiber in Deutschland, Sintram.

Im Allgemeinen verstand und las man in St. Gallen Deutsch, Latein und Griechisch, übte sich in der Dicht- und Redekunst, der Logik, Musik, Sternkunde, Arzneikunst; zeichnete, malte, schnitzte, verfertigte Kunstwerke in getriebener Arbeit. Den Unterricht in der Musik hatte den Mönchen ein von Karl dem Großen nach Metz berufener und in St. Gallen erkrankter Römer ertheilt. Eine Hauptbeschäftigung war das Bücherabschreiben auf die zum feinsten Pergament verarbeiteten Häute ihrer wilden Thiere (in den Wäldern hausten noch immer Bären). Die merovingischen und lombardischen Schriftschnirkel gingen allmählig (seit 820) in die edlere karolingisch-römische Schrift über. So entstanden noch heute bewunderte Prachtwerke voll Kunst, bei welchen sie sich einander in die Hände arbeiteten. Das Verdienst dieser Bücherabschreiber für theologische, klassische und vaterländische Literatur kann nicht genug anerkannt werden.

Die deutsche Sprache\* fing erst an in diesem Jahrhunderte geschrieben zu werden, zuerst in kleinen Wörterbüchern, dann in

\* In Rhätien war das Latein größtentheils Landesprache (wahrscheinlich, wo heutzutage das Romanische herrscht). Omnes Romani et Alamanni sagt eine Urkunde vom Jahr 920. (Neug. C. DCCV).

übersehten Sagen, dann im Vaterunser, im Glauben, in Predigten. Die früheren Runen hatten lateinischen Buchstaben Platz gemacht. Die St. Gallischen Mönche waren die ersten, die die vaterländische Sprache ausbildeten: Ratbert machte ein deutsches Volkslied auf den heiligen Gall.

Die Schulen St. Gallens theilten sich nach Reichsgesetzen in Äußre, für Fremde und Laien, in innre für künftige Mönche. Die Ruthe, bei Klostergeistlichen die Geißelung, ist eingeführt. Die Lehrer standen mit den Gelehrten und Großen des Jahrhunderts in stetem Briefwechsel.

Konstanz kam dem Befehle Karls des Großen, daß in allen Klöstern Knabenschulen errichtet, Grammatik, Gesang und katholische Literatur gelehrt werden sollte, nicht so rasch nach. Der Bischof Eginio sorgte für kostbare Bücher, Salomo I. war der Lehrer des berühmten Otfried; daß sie aber Schulen gehalten oder gestiftet, wird nicht gelesen. Erst im Anfange des zehnten Jahrhunderts erhielten zum geistlichen Stande bestimmte Jünglinge nothdürftigen Unterricht vom Kollegium der Kanoniker, und vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts findet man keine ordentlichen Lehrer zu Konstanz.

Desto früher keimte die Blüthe gelehrter Bildung auf der Reichenau. Hier war schon vor Ablauf des achten Jahrhunderts eine Schule errichtet worden und die Freigebigkeit vieler edlen Männer auch aus der Ferne hatte für eine Bibliothek von Büchern aus verschiedenen Sprachen gesorgt, die sich immer vermehrte und bis auf die neuesten Zeiten den Schatz der Abtei ausmachten. Namentlich hatte ein Angelfachse, Namens Oelfried, der Mönch auf der Au geworden war, sie mit Büchern seiner Landessprache bereichert. Aber an diesen Schätzen vergriff sich der Bischof Eginio von Konstanz, wie einst Sidonius gethan. Die Mönche der Au pflegten besonders auch der lateinischen Dichtkunst, die sie freilich barbarischen Formen und dem Reime zu gehorchen nöthigten. Einer der ausgezeichneteren Gelehrten war der Abt Petto, zugleich Bischof von Basel (um 806), ein Vertrauter Karls des Großen, der ihn auch zu einer wichtigen Sendung nach Konstantinopel verwandte.

Nachdem Petto an Erlebold, Wetin und Reginbert vortreffliche Schüler gebildet, legte er seine beiden Ämter nieder und lebte bis zu seinem Tod als bloßer Mönch auf der Au. In der Folge blühten Totto, und vor allen Walafrid Strabo, ein Alemanne von niederer Geburt, in seiner Jugend Zuhörer des

berühmten Rabanus Maurus zu Fulda, seit 842 Abt auf der Au; er schrieb sehr viele Werke in ziemlich reiner Prosa und in antiken Versen. Ihm verdanken wir das Leben St. Gallus und Othmars und damit unentbehrliche Hauptzüge der Zeitgeschichte. Sein Kloster war undankbar gegen ihn; den faulen Bänken seiner Mönche wäre es lieber gewesen, wenn er weniger studirt und sich mehr um ihr leibliches Wohl bekümmert hätte. Sie setzten ihn ab und er wanderte ins Exil nach Fulda; ob er je in sein Kloster zurückgekehrt, ist ungewiß.\* Wahrscheinlich starb er auf einer Reise nach Frankreich im Jahr 849. Sein Schüler Ermenrich und viele andere Gelehrte gingen noch aus der Au hervor.

Von dieser Gelehrsamkeit in den Klostermauern strahlte wohl mehr in die weite Ferne aus, als sich in die nächsten Umgebungen verbreitete. Wenigstens scheinen die Versuche jener frommen und gelehrten Männer, das Volk an den Seeufnern sittlich und religiös zu bilden, mit wenig Erfolg gekrönt worden zu seyn; hart wie ihre derben Leiber, hart wie der feinigste und walddige Boden, den sie urbar machen sollten, und schwer zugänglich dem lebendigen Glauben war der Sinn dieser rohen Alemannen. Dieß klagt Notker in einem des klassischen Alterthums würdigen Verse.\*\* Es war noch nicht so lange her, daß König Karlmann (im Jahr 743) ein Gesetz zu geben genöthigt war, das heidnische Mißbräuche um fünfzehn Schillinge strafe. Die niedrige Taxe beweist die Häufigkeit der Vergehungen. Dennoch arbeiteten in ganz Alemannien, besonders noch immer schottische Missionäre, Nachfolger des heiligen Gallo, ein Zintan, ein Eusebius und Andre, unermüdet. Mit dem Anbau des harten Bodens ging es rascher vorwärts. Die Ufer des Bodensees schritten im neunten Jahrhundert fröhlich in der Kultur fort.

St. Gallen war weit herum der volkreichste Platz; von mehr als hundert Klostergeistlichen, zweihundert Leibeigenen, vielen Studirenden und Verpfändeten bewohnt. Es besaß Mühlen, Bierbrauereien, einen Arznei-Wurzgarten, ein Gasthaus; Werkstätten, Wirtschaftsgebäude, Viehhälle umgaben das Kloster; sein Umkreis füllte das ganze Thal. Neben dem Kloster läuft bis Arbon der Waltramsberg, den die Römer, von Arbon aus durch den Thalriß gesehen, wegen seiner runden Kuppe *mons rotundus* nannten, ein Name, den er lang in Urkunden behielten und die spätre Zeit in *Rotmonten* verkürzt hat.

\* So Goldast, die ganze Sage bespricht Neug. Episc. p. 154—156.

\*\* *Dura viris, et dura fide, durissima gleba.* (Sc. gens)

Auch unmittelbar am Ufer des Bodensees drang die Kultur überall durch. Bald wird das edle Gewächs, das mit seinen Ranken jetzt den ganzen See umschlingt, einheimisch an seinem Ufer, und sein lichteres, hoffnungsvolles Grün tritt an die Stelle der finsternen Wälder. Um Bodinchhofen (Bottichhofen) blühen schon im siebenten Jahrhunderte die Reben; auf dem Hofe Goldach im Arbonerzert treiben freie Zinsleute des Klosters St. Gallen um die Mitte des neunten Jahrhunderts Weinbau; bald darauf (um 896) erscheint derselbe auch um das dem Kloster eigene Dorf Steinach, das schon eine Kapelle und eine Schiffslände hat.

Die sämtlichen Seeufer füllen sich jetzt mit Höfen n. G. 500. ff. und Heimathen, in deren Namen allen man — freilich manchmal mit Mühe — die jetzigen Ortschaften wieder erkennt.

Zu den schon genannten gesellen sich \* am linken Seeufer unterhalb Bregenz: Lutaraha (Lautrach); Hohunskati, eine große Villa am Rheine, die Bruck, Gaisau, Zussach, St. Johann-Höchst (Hochstettharre marcho) und Rinisgemünde \*\* (Rheinsgemünd, wo jetzt Alten-rhein) umfaßte. Ferner Steinaun (Steinach), Goldaun (Goldach), Nordsacum (Norschach), Salmasach, wo einst Salomo I. ein regulirtes Chorherrnstift gegründet, das aber schon von Salomo III. nach Konstanz verlegt worden war, aus Furcht vor den Ungarn; Uzzinwilare (Urwil), Ehezziwilare (Kefwil), Gutininga (Güttingen), Lansalabe (Landschlatt), Mamburon (Mammern); wo der Rhein dem Untersee entströmt; ferner Stamhaim (Stamheim), Steiniguneka (Steinegg), Manen (Maningen). Die Ufer des Untersees haben wir schon im vorigen Jahrhundert bevölkert gesehen. Das rechte Ufer des Obersees hinauf erscheinen neu: Walewis (Walwies), Rammisperage (auf einem hohen Berge, drei Stunden von Ueberlingen, jetzt Ruine), Marakdorf (Marktort) und der Keranberg ober Görriberg (Gerenberg), Manunzella (Manzell), Vuachihorn (Buchhorn), Tetinanc (Tettmang), Wangun (Wangen), Lintcharichun (Leutkirch), Wazzerburuf (Wasserburg), jetzt schon mit einer Kirche, Liubilaa (Lieblach bei Lintthowe (Lindau), das schon ein bedeutender Ort ist.

\* Aus den Urkunden bei Neugart (Cod. Diplom.) vom Verfasser zusammengelesen.

\*\* Wahrscheinlich mündete der Rhein damals mit mehreren Armen in den See.

Im Rheinthale blühen außer den früher genannten eine Menge theils deutscher, theils rhätischer Orte; die vornehmsten sind: Flumines (Flums), Amidis (Ems), Campesias (Gams) mit einer Kirche; seine *Alp astra Caesara* läßt sich ebenfowohl vom Alpenkäse, als von den *Castra Caesaris* ableiten. Weiter: Meilis (Mels), Senovio (Schnüß), Quadravedes oder Quaradaves (Grabs), in dessen Nähe im Walde *Salectum* (Salez) ums Jahr 884 ein *Alderam* lebt; in *Pugus* (Buchs) verkauft ein *Manno* im Jahr 854 um zehn Schillinge einen Baumgarten. Nur hundert Jahre später (in einer Urkunde des Jahrs 967) erscheint in dieser Gegend schon das Geschlecht als Gutsbesitzer, das später unter dem Namen der Grafen von Montfort die ganze Gegend mit seiner Macht und seinem Ruhm erfüllt.

Im eigentlichen Rheingau, Rhingowe genannt, diesem zum Theil neu den Sümpfen des Rheines abgewonnenen Lande, befaß die königliche Kammer die Waldungen zu Kobel, Dieboldsau, Balgach und Widnau, die sich bis an den Berg Ramor erstreckten. In Altstädten (Alsteti) und Marbach hatte St. Gallen große Besitzungen. Farniwang, Pernang oder Berenwang (Bernang?) gehörten dem Geschlechte, das nachmals Montfort hieß; ein Konstanziensweiler ist verschwunden. Zeldkirch mit einer Kirche kommt vor im Jahr 909. Ueber dem Rhein erscheint *Lufenowa* (Lusinau) als *Curtis regia* unter Karl dem Dicken, und *Thornbiura* (Dornbüren). Der hohe *Santis* taucht aus dem Nebel dieser alten Zeiten zuerst ums Jahr 868 auf, unter dem Namen *Mons Sambiti*, und noch im Jahr 1155 heißt er *alba Sambatina*.\* Der Bodensee führt diesen Namen (*Lacus podamicus*) zuerst in der Gränzcheidungs-urkunde vom Jahr 890.\*\*

Die Besitzungen der Klöster dehnten sich auch über das ganze Thurgau, über Zürich, den Schwarzwald, das Breisgau, das Donauthal aus. St. Gallen allein befaß damals an eignen und zinsenden Gütern 160,000 Jaucharte, 1723 Köpfe zinsten ihm.

Das Verhältniß der Leibeigenen war noch wie im vorigen Jahrhundert. Sie erhielten nicht leicht die Freiheit, wenn sie nicht Priester wurden. Ihre Abhängigkeit, von den Freien ist der

\* Neug. Cod. CCCCLXIX und DCCCLXVI

\*\* ib. DXCVI.

Ursprung der niedern Gerichtsbarkeit; die der Freien von den Gau-  
grafen, der Ursprung der höhern. Die Klöster übten die letztere  
durch einen Schirmvogt aus.

Die meisten Pfarrkirchen jener Zeit und Gegend entstanden,  
wenn ein Herr oder ein Kloster für seine Zinsleute und Leibeigene  
ein Bethaus in Form eines Schoppes bauen ließ, in dessen Mitte  
Taufstein und Altar, mit Gold, Silber und Seidenzeug verziert,  
standen. Sie ließen dann einen Priester weihen. Dieser, mit Lie-  
genschaften, frommen Dyfern, erst später durch den Zehnten bezahlt,  
wohnte an dem Orte, sagte den Nachbarn Psalmen und Taufgebete  
auswendig her, und las ihnen (wenn er Latein lesen konnte) des  
heiligen Augustins Homilien vor. Sein Oberkleid war von weißer  
Leinwand. Die Bischöfe predigten oft selbst; für den Papst ward  
öffentlich gebetet, und er befähigte die Freiheiten der Klöster.

Soldat war nur der Freie; Armuth allein befreite diesen  
vom Kriegsdienst. Die Klöster stellten gute Mannschafft (St. Gallen  
666 Mann, aus allen Gauen Alemanniens zusammengedrückt),  
erhielten Liegenschaften dafür, und gaben den Kriegern Lehen oder  
Geld. Reiche Klöster schenkten überdieß dem Könige jährlich zwei  
Pferde, Schilde und Lanzen; die Armen weihen ihm Gebete, St.  
Gallen that beides.

So viel von Kultur und Sitten dieses Zeitraums.

## 5. Der Bodensee unter dem Salischen und dem Sächsischen Hause.

Nach Chr. 900 bis 1150.

### 1. Bischof Salomo von Konstanz.

Nach Karls des Dicken Tode verschwand die Weltmonarchie,  
und nur Deutschland blieb auf kurze Zeit einem Zweige vom  
Stamme Karls des Großen. Arnulph, nachdem er mit Aleman-  
nen die Normänner angegriffen und Rom gestürmt, er-  
st. C. 899. frankte und starb nach der Rückkehr. Sein zarter Sohn  
Ludwig das Kind hielt in Alemannien Volksversamm-  
lungen und Gerichte (901), aber der Königsname war nicht so  
mächtig, die einbrechende Verwirrung vom Reiche abzuhalten. In

dieser Lage mußten die einzelnen Bezirke sich selbst helfen. Für den Bodensee war der rechte Mann von der Fürsorge gefunden. Ein junger, reicher Edelmann des Landes, frühzeitig Waise, im Kloster St. Gallen von Iso sorgfältig und zum Gelehrten erzogen, Schulfreund jener berühmten Schüler, hatte sich unter Ludwig dem Deutschen zum gewandten Höfling herangebildet und war sein Hofkapellan, d. h. Ausfertiger der königlichen Diplome geworden. In der Hoffnung Abt zu werden, schlich er sich in St. Gallen ein, that dort im Jahr 889 Profess, kehrte dann zu seinen Hofämtern zurück, stürzte bei Arnulph den Abt Bernhard, der ein unehelicher Sohn Karls des Dicken war, und erschien auf einmal als Abt von St. Gallen; unmittelbar darauf setzte er sich auf den erledigten Bischofsstuhl von Konstanz unter dem n. c. 890. Namen Salomo III. So waren beide angesehene Stifter wieder vereinigt. Der neue Abt-Bischof war einer von jenen Ulysses-Charaktern, die um die Wahl der Mittel wenig verlegen, wenn die Hindernisse beseitigt sind, und das Ziel erreicht ist, edlere und uneigennützigere Gesinnungen zeigen, als man ihnen zutraut. Er führte das Regiment mit bessern Künften, als die waren, durch die er es erworben hatte. Denn er trat alsobald vor dem königlichen Gerichte zu St. Gallen am See kräftig auf, die Rechte und Gränzen St. Gallens gegen die Anmaßungen Ulrichs des Jüngern, Gaugrafen im Linzgau zu wahren. Hier wurden die Gränzen zwischen dem Thur- und Rheingau erneuert. Sie zogen sich aus dem Bodensee im Thalwege des Rheins bis an Monstein hinauf, dessen Name von jenem Halbmonde stammt, den schon König Dagobert, wahrscheinlich als Gränzzeichen, einem Felsen einhauen ließ, den längst ein Steinbruch weggenommen hat. Von dort liefen sie aufwärts vom Rheine bis Schwarzunegla (Schwarzeneck im Appenzell), von wo das Schneewasser nach der Seite des Bodensees herabrann, wo die Ziegen standen. Das Rheinthal von Monstein bis Blatten gehörte zum Linzgau, wie es schon vor 300 Jahren zu Dagoberts Zeiten war. In der Urkunde heißt der See Podamicus; als Namen des Rheinthales kommen vor Cobolo (der Kobelwald), Balgaa (Balgach), Eichibach (der Eichelbach), Thiodpoldesaua (Diepoldsau) und die unbekanntenen Hermentines, Ibirinesowa und Scrienespach.

Unter Ludwig dem Kind, der St. Gallen auf alle Weise begünstigte, bereitete Salomo dem Stifte den Besitz der Abtei Pfeffers vor (905 bis 909 nach Chr.). Pöbe n. c. 905 ff.



Reisende besuchten jetzt das Kloster und beschenkten es reichlich. Inzwischen stieg ein finsternes Gewitter aus der Ferne über dem weiten Horizont unsrer Seeufer empor. Ludwig war kaum zwanzigjährig gestorben. Sein Nachfolger, ein Sohn des ostfränkischen Grafen Konrad und durch seine Mutter Gisimotta ein Enkel Arnulphs, war gewählt, aber noch nicht anerkannt. Da erschienen an Deutschlands östlichen Gränzen die Ungarn, die zuerst Arnulph unvorsichtiger Weise herbeigerufen, ein wildes Nomadenvolk. „Sie sind kleine Männer mit tiefliegenden Augen — so berichten Zeitgenossen — ihr Ansehen ist gräßlich; auf leichten Pferden, die sie nie verlassen, umschweben sie die schwerbewaffneten Gegner und schießen furchtbare Pfeile von hornenen Bogen; sie sind eben so schnell im Ueberfall als in verstellter Flucht; sie leben nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh, fressen rohes Fleisch und trinken das Herzblut ihrer Feinde.“ Diese Barbaren stürzten auf Sachsen, Baiern, Thüringen; ein alemannisch-fränkisches Aufgebot fiel unter ihrer Wuth; endlich bedrohten sie Alemannien. Konrads Gewalt war noch nicht befestigt; jeder Staat war an Selbsthülfe gewiesen. Da verbanden sich des Königs Kammerboten in Alemannien, die Brüder Erchanger\* und Berchtold, die mit Herzogsgewalt herrschten und um den Bodensee wohnten, mit Herzog Arnulph von Baiern. „Wir haben Eisen und Schwerter, entgegeneten sie den trotzigen Abgesandten der Hunnen, und fünf Finger in der Faust;“ und hieben in einer blutigen Schlacht am Inn das ganze Hunnenheer zusammen.

An diese Einfälle der Ungarn in Deutschland knüpft sich eine schöne Sage unsrer Seegegend. Unter den im Norikum von den Ungarn gefangenen Deutschen befand sich auch ein Graf vom Argengau und Linzgau, Namens Ulrich. Dieses alte Geschlecht führte seinen Ursprung auf Gottfried von Alemannien zurück, und war mit Karl dem Großen seitenerwandt: denn Hildegard, die Urenkelin jenes Gottfrieds, war Karls Gemahlin; ihr Bruder, dessen Sohn und Enkel, drei Ulrichs, waren Grafen im Argengau (787 bis 862). Der Urenkel des ersten, Uzzo, und dessen Sohn Ulrich IV., heißen auch schon Grafen von Brigantium; das Geschlecht soll aus der Fremde an den See gewandert seyn, und hier von Karl dem Dicken mehrere Besizungen, darunter Brezgenz,

\* So heißt er und sein Bruder: Perethold, Urkunde vom Jahr 909. N. C. DCLXXIII., beides waren nach derselben Urkunde Grafen. — Anderswo heißt jener Erchengarius (DCXCI).

Heberlingen und Buchhorn, erlitten haben. Ludwig der Deutsche nennt Ulrich III. († 978) in einer Urkunde seinen Enkel. Aus diesem Geschlechte nun war jener todtgeglaubte Ulrich. Seine trauernde Gemahlin, Wendilgard, hatte sich unter der heiligen Wiborada zu St. Gallen einem geistlichen Leben geweiht. Alljährig aber kam sie nach Buchhorn, das nach den vielen dort ausgefertigten Urkunden damals schon ein bedeutender Ort gewesen zu seyn scheint, und feierte dort das Andenken an ihren Egeherrn mit andächtigen Gebet und Werken der Mildthätigkeit. Als sie dieses Trauerfest das viertemal zu Buchhorn beging, trat unter andern Bettlern ein Mann vor sie und begehrte zur Gabe ein Kleid. Wie sie nun, zwar unwillig über seine Frechheit, doch ihm dasselbe darreichte, ergriff er die Hand der Gräfin, drückte sie an sich und küßte sie der Widersirebenden. Die Diener eilten auf ihn zu und schlugen ihn mit Fauststreicheln, Wendilgard aber schwankte zurück und rief seufzend: „Ja, an dieser Frechheit erfahre ich erst, daß mein Herr Ulrich todt ist!“ Da erwehrte sich der Bettler der Streiche, warf sein wildes Haar aus dem Angesichte zum Halse zurück und rief: „Ich habe genug Streiche in der Fremde ausgestanden; so schaut doch her und erkennet euren Ulrich!“ Dazu wies er seiner Gemahlin eine wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard als aus dem Schlaf und rief: „das ist mein Herr, der liebste aller Menschen!“ So fielen sie sich in die Arme und herzten sich unter dem Jubel der Diener. Auf einmal trat der Graf zurück: er hatte den Schleier auf dem Haupte seiner Gemahlin erblickt, und rief: „Sprich! wer hat ihn dir aufgesetzt!“ Sie antwortete: „der Bischof.“ „Von Stund an,“ sprach Ulrich, „darf ich dich nicht mehr umarmen.“ Aber Bischof Salomo entband die treue Frau des Klostersgelübdes; Wendilgard kehrte zu ihrem geliebten Gemahl zurück, und empfing einen Sohn von ihm. Sie starb an dieser Frucht ihrer erneuten Ehe; das Kind mußte von ihr geschnitten werden. Der Vater opferte das theure Pfand Gott im Kloster St. Gallen. Der Sohn wurde Burkhard genannt, in der Klosterschule wohl erzogen und in der Folge zum Abte des Stiftes gewählt.

Als die siegreichen Kammerboten an den Bodensee heimgeliehet waren, wurde ihnen der gebührende Lohn nicht zu Theil. Schon früher (um 893) hatte König Arnulph alle Gunst dem Bischof Salomo zugekehrt und ihn mit Schenkungen aus dem Gebiete der Kammerboten, namentlich mit Liegenschaften um Podamum (das jetzt ein Städtchen heißt) bereichert. Daraus entstand Has und

Neid, ja selbst bewaffneter Streift. Einst kamen die Kammerboten heimlich über den Bodensee gefahren und wollten den Bischof in St. Gallen fassen. Dieser, gewarnt, hatte sich im wilden Turbenthale (Turhatun, vallis turbata in Urk. jener Zeit), das die Tös durchfloss, verborgen. Damals wurden die Kammerboten gefangen und nur auf Salomos Fürbitte von Arnulph begnadigt.

Kurz vor dem Ungarnkrieg, im December des Jahrs 911 hatte König Konrad den Bischof in Konstanz besucht, und ergötzte sich mit Lustfahrten auf dem Bodensee. So schiffte er nach Arbon, ritt gen St. Gallen und setzte sich zu den überraschten Mönchen traulich ans Mahl. Der König beschenkte die Abtei reichlich, ließ sich unter die Mithbrüder aufnehmen, schlief in Arbon und fuhr wieder über den See nach Bodmann, von wo aus er das Kloster, zum Schaden und Aerger der Kammerboten, noch reichlicher begabte. Der Bischof hatte diese, seine Gäste, schon früher durch Prahlereien erbittert, und in Konrads Gegenwart, beim Festmahle mit einem unwürdigen Scherze gekränkt; denn er schickte ihnen bärige Hirten mit Jagdgeschenken in Staatskleidern zu, und lachte mit der ganzen Tischgesellschaft, als die Fürsten vor den Knechten aufstanden und ihr Haupt entblößten. Dieser Hohn, nach jenen Zeiten gemessen, war so groß, daß der König als Vermittler aufstehen mußte.

Der Zorn über jene Beleidigung wuchs bei den Kammerboten, als sie im Bewußtseyn ihrer Thaten aus dem Kriege zurückgekehrt waren. Sie besaßen in Stamheim ein von ihnen erbautes Schloß; von hier aus verheerten sie im Grimme die neuen Besitzungen des Bischofs, unbekümmert um seine Klagen. Da begegnete eines Tages der Bischof selbst auf einem Lustritte den Fürsten und ihrem Gefolge (914 nach Chr.), redete sie mit Vorwürfen an und erinnerte sie an ihre Begnadigung durch König Arnulph, die sie ihm verdankten. Jetzt unterbrach ihn Luitfried, der junge Schweftersohn des Kammerboten und rief: „Soll der verfluchte Mönch sich gegen euch rühmen, Dhme? und ihr wollt ihn leben lassen?“ damit zog er sein Schwert und hätte es gegen den Bischof gebraucht, wenn ihm die Andern nicht in den Arm gefallen wären. Diese faßten des stehenden Bischofs Pferd am Zaum; einer seiner Knechte ward im Gefümmel erschossen. In einer Herberge hielten sie Rath über ihren Gefangenen; die mildere Meinung siegte über den tobenden Luitfried, der brüllte, daß dem Feinde die Augen ausgestochen, die rechte Hand sollte abgehauen werden. Der Bischof wurde auf einer schlechten Mähre auf Dieboldsburg gebracht,

wo Bertha, Erchangers Gemahlin hauste. \* Vor den Thoren zwangen ihn die Kriegsknechte, den Pforthern die Füße zu küssen. Aber Bertha, die stolze und strenge Frau, bei der ihm die Feinde ein hartes Gefängniß zu bereiten glaubten, schlug, als sie die That vernommen, ahnungsvoll an ihre Brust und sprach: „das ist der Tag, der unsern Ehren vor Gott und Menschen ein Ende machen wird.“ Sie schmückt Kirche und Altar, bereitet Baldachin und Teppiche, geht dem Bischof weinend entgegen, faßt seine Hand und bittet um den Friedenskuß. Die Kriegsknechte sahen darin einen bösslichen Hinterhalt, und der Bischof selbst, dem mit seinen zwei begleitenden Priestern ein stärkendes Bad bereitet worden war, als die Thüre des Schlafgemaches sich hinter ihm schloß, that kein Auge zu und war bei jedem Schall der Trompete, bei jedem Schrei der Wächter des Todes gewärtig. Aber am andern Morgen besuchte ihn Bertha, von einer einzigen Magd begleitet, sie führt ihn zum Mahle, sie speist mit ihm aus Einer Schüssel und bricht den Bissen mit ihm.

Während dies auf Dieboldsburg geschah, fasten die Brüder einen kühnen Entschluß. Im Hegau, drei Stunden vom Bodensee, ragt ein steiler hoher Fels auf weiter Ebene über die ganze Gegend hervor. Niemand weiß, wer zuerst auf seiner Spitze eine Burg erbaut, oder ihr den Namen Tziel gegeben hat. Dort hin wandten sich die Kammerboten, besetzten den Berg bei Tag und Nacht und führten Lebensmittel zusammen. Da gedachte Berthold, umringt von vielen Lebensleuten und Bundesgenossen, der alten freien Zeit, und ließ sich auf der hohen Beste zum Herzoge von Alemannien ausrufen.\*\*

\* Nach den Umständen dieser Erzählung in den Casus des Eckehard, kann jene Burg nicht wohl eine andre seyn, als das heutige Schropburg oberhalb Bohligen in der Htri. Man hat die Dieboldsburg im Algäu suchen wollen; allein wenn man die Kürze der Zeit bedenkt, in welcher sich diese Begebenheiten ereigneten, so ist es physisch unmöglich, daß man Salomo dorthin konnte geführt haben. Die Schropburg lag dem Sitze der Kammerboten (Tziel) ganz nahe in einer waldigen Gegend; also ganz geeignet, einen geheimen Gefangenen zu verbergen. Das Geschichtsbuch erzählt uns, daß die Burg nach diesem alsbald zerstört (zerstroten) wurde. Sie verlor hierdurch ihren Namen und wurde von den Landeuten nur die zerstrotene, d. i. die gebrochene Burg benannt; und der Name blieb, selbst als sie späterhin (wahrscheinlich durch die Herren von Schieren) wieder erbaut wurde. Anm. eines Dritten.

\*\* Nach einer andern Nachricht hätte König Konrad selbst vorher Tziel vergebens belagert, und die Kammerboten hätten bei Wahlwies eine

Aber die Rache war den Friedensstörern leise und unbemerkt nachgeschlichen. Siegfried, eine Nefle des Bischofs, sammelte die Edelknechte von Konstanz und St. Gallen und überraschte die Brüder, die, um sicherer zu seyn, in dichten Waldungen sich aufhielten, im Schlafe, sammt ihrem Betteer Luitfried. Gebunden führte er sie vor die Dieboldsburg und drohte, sie im Angesichte der Burg an drei Galgen zu hängen und von der Sonne braten zu lassen, wenn der Bischof nicht freigegeben würde; doch diesen hatte Bertha, als ihr Gemahl ihn nach Twiel abforderte, schon in der vorigen Nacht durch ein Hinterspörtchen aus der Burg entfliehen lassen, ja sie selbst war ihm weinend nachgefolgt. Die Besatzung hatte die Burg und das am Fuße derselben gelegene Städtchen (Vohlingen) fliehend verlassen. Da trat Salomo, Frau Bertha an der Hand, unerwartet aus dem Stadthor den Seinigen entgegen. Ein alemannisches Volkslied empfing ihn, dessen Anfang war: „Heil Herro, heil Liebo!“ und eine unzählige Menge schloß sich dem Zuge an. Die Stadt schirmte der Bischof um Berthas willen; er war in Allem freundlich gegen sie gesinnt; ja er erlaubte ihr, den gefangenen Gemahl ohne Zeugen zu schauen. Als nun dieser, mit Ketten belastet, vor ihr stand, umfaßte sie ihn ohne ein Wort zu sprechen und fing an zu weinen, bis ein Strom von Blut ihr aus der Nase drang. Den Bischof, der hereingetreten war, rührte so plötzlicher Glückswechsel selbst am Feinde; frei von Leidenschaft und Rachsucht ertheilte er dem unglücklichen Paare, das vor ihm niedergesunken war, seinen Segen, und so viel an ihm war, Verzeihung. Die Gefangenen wurden auf die von ihnen selbst besetzte Burg Twiel gebracht. Unerbittlicher war König Konrad. Als dieser, der in Frankenland zu Felde lag, an einem Morgen die Nachricht von der Mißhandlung des Bischofs, seines Freundes, durch seinen Diener erhielt, sprang er vom Bette auf, verlor die königliche Fassung und ging bei Seite zu weinen. Schnell wurde von ihm eine Fürstenversammlung berufen, die den Kammerboten das Leben absprach; ihre Güter wurden einem tapfern und vornehmen Alemannen mit Namen Burkhard, dessen Geschlecht wir oben betrachtet haben, geschenkt, der vielleicht als Verräther der Kammerboten thätig gewesen war, und eben derselbe, früher ein harinädiger Feind des Königs, wurde bald mit dem wiederhergestellten Herzogthum Alemannien belehnt. Sein Vater

Schlacht gegen die wider sie aufgebotenen Alemannen gewonnen und diese dem Berthold, als ihrem Herzog, unterworfen.

Burkhard, auch Alemannenfürst (s. oben) war durch Verräther gefallen, vielleicht unter Erzhangers Mitwirkung; dadurch wurde Burkhard's Betragen entschuldigt. Der Bischof Salomo suchte vergeblich seinen gefangenen Feinden das Leben zu retten. Konrad, obgleich mit den Schuldigen verschwägert, blieb unerbittlich, und sie wurden nach Abingen (Dettingen an der Wernitz? oder Hattungen im Hegau? oder Aldingen?) geführt und dort, auf Burkhard's Betrieb und Befehl, alle drei enthauptet. Bertha, deren Eigenthum der Bischof sorgfältig abgetheilt, behielt ihr Leibgebing, die Beste Zwiel.

Der schmäbliche Tod seiner Gegner ging dem Bischof Salomo zu Herzen und ließ ihm keine Ruhe. Weinend trat er vor die Fürsterversammlung, ein strenger Ankläger seiner selbst, begehrte und erhielt Urlaub zu einer Wallfahrt nach Rom, dort seine Sünden zu büßen. Ob er die Reise persönlich vollbracht, oder, durch Kriegsunruhen abgehalten, sich des Papstes Verzeihung und die Bestätigung der Freiheiten St. Gallens durch Gesandte geholt habe, darüber sind die Nachrichten nicht einig.

Ein neuer Einfall der Ungarn bedrohte um jene Zeit auch Alemannen wieder, erstreckte sich jedoch nicht bis an den See.

Unter Salomo blühte das Kloster als Gelehrtenschule fort, er selbst war in allen Fächern der damaligen Gelehrsamkeit wohl bewandert, ein guter Prediger, ein eifriger Bischof. Mit Hülfe seiner alten Mitschüler besorgte er ein großes encyclopädisches Wörterbuch (vocabularium Salomonis), das sich aus heidnischen und christlichen Schriftstellern über alle Fächer des menschlichen Wissens verbreitete. Durch Grimoald, Hartmut und Salomo vermehrte sich die Klosterbibliothek bald auf hundert Bände aus allen Fächern.

Salomo's schöne, große Leibesgestalt flößte Ehrfurcht ein; er war streng und mäßig gegen sich selbst, und trank wie sein Vorfahr, der heilige Gallus, nur Quellwasser, aber er trank es aus einem schweren, goldenen, reich mit Edelsteinen verzierten Becher; in seinem Schlafgemach stand ein Wasserbecken von herrlicher, getriebener Arbeit, wahrscheinlich ein Kunstwerk des griechischen Alterthums. Pracht aller Art kehrte unter ihm in St. Gallen ein. Aus dem fernen Englan d kam eine Gesandtschaft vom weisen König Athelstan und schloß für ihren Herrn Brüderchaft mit St. Gallen. Salomo, der seltene Mann starb ums Jahr 920 nach Chr. und ward im Dome zu Konstanz begraben.

## 2. Herzog Burkhard und seine Nachfolger.

Um diese Zeit fügen die Gau- oder Amtsgraffschaften N. C. 916 ff. Alemanniens an, durch die Lehenherrschaft erblich zu werden, und schon unter den Franken und den Karolingern theilten sich allmählich die Länder unter verschiedene Fürstenthäuser.\*

Im Elßaß, in Rhätien, im helvetischen Alemannien kommen Fürsten (duces) vor. Ein solcher war der neue Herzog Burkhard von Alemannien (916 nach Chr.). Der erste seiner Ahnherrn, den man kennt, war, wie wir wissen, unter Karl dem Großen Markgraf über das curische Rhätien und den Seebezirk. Dasselbe Gebiet verwaltete jetzt Burkhard, und der Sitz der Herzogsgewalt war an den jetzt schon heitern und fruchtbaren Ufern des Bodensees. Er hatte Würde und Güter unmittelbar vom König; unter ihm hielten die Grafen, die Bögte und seine Abgesandten unter freiem Himmel, unter einer Eiche oder Tanne, vor der ganzen Versammlung der Freien Gericht mit ihren Schöffen. Das Land blieb unter seiner Verwaltung vor den Hunnen sicher, die Burgunder wurden abgewehrt, und eine Tochter Burkhard's, Bertha, die hochgelobte Spinnerin, ward Königin von Burgund (922).

Der Nachfolger Königs Konrad, der Sachse Heinrich I., verwüsthete Alemannien, wegen Burkhard's Verbindung mit Burgund. Dieser unterwarf sich und mußte Herzogthum und Güter zu Lehen vom Könige nehmen, wurde aber Statthalter des Königs, besonders über die Klöster, denen er nicht sonderlich hold war. Er zog mit Burgund nach Italien und starb dort durch Meuchelmord.

Während dessen fielen die Ungarn wieder ins Land und erschienen, nachdem sie Augsburg lange belagert, mit Sturmesseite am Bodensee: dem Kloster St. Gallen verkündigte erst der aufsteigende Rauch und geröthete Himmel die Nähe der Nordbrenner.

\* Eines der ersten Beispiele, daß ein Gaugraf den Namen von seiner Grafschaft führe, findet sich am Bodensee. Eine Urkunde vom Jahr 965 bei Neug. (C. DCCLIV) nennt einen comes Chuono de Oningen (Deningen). Häufige Benennungen vom Besitz findet man erst in den Urkunden vom Ende des 11. Jahrhunderts an (etwa vom Jahr 1085). Zu Anfang des 10. Jahrhunderts erscheint als Graf des Argengau's Ulrich, des Linzgau's Konrad, des Nibel- und Rheingau's Adalbert, des Thurgau's Adalbert d. J., Sohn des Erlauchten.

In Eile ließ Abt Engelbert zwei feste Schlösser bauen, das eine an der Sitter, das andre über dem See auf der Halbinsel Wasserburg; dorthin sandte er Knaben und Greise des Klosters mit der Weisung, im See, als der sichersten Freistätte, auf wohlversehenen Schiffen zu leben. Bücher wurden nach Reichenau, die Schätze auf das Rastel an der Sitter gestühtet. Der Kern der Mönche mit eilig verfertigten Harnischen, Keulen, Schilden und Bogen warf sich, den Abt Engelhard, der den Harnisch über die Rutte angezogen hatte, an ihrer Spitze, in die Burg an der Sitter. Nur die heiligen Jungfrauen in St. Mangs Klausen, entschlossen zu sterben, und ein blödsinniger Mönch, welcher klagte, daß ihm der Klosterkammerer das Leder zu den Schuhen vorenthalten habe, in denen er stehen könnte, blieben zurück. Am 1. Mai des Jahres 925 erschienen endlich die Ungarn. Der blödsinnige Mönch kam ihnen ergötlich vor und sie schonten seiner. Zwei von ihnen bestiegen sogleich den Thurm, wo ihnen das vergoldete Bild des heiligen Gallus entgegenblickte, fielen aber, ehe sie es erreicht, zu Tode. Die Horden lagerten sich darauf im Grase, schmauften rohes Fleisch und berauschten sich im Wein; nach dem Mase brüllten sie zu ihren Göttern, und Heimbald, der Mönch, mußte mit schreien. Eben wollten sie ihren Dolmetscher, einen gefangenen Priester, schlachten, als ihre erschrockene Vorhut sie vor der Nähe des Sitterschlusses warnte, und so brachen sie eilig nach der Ebene auf, zündeten einige Höfe an, um in der finstern Nacht eine Leuchte zu haben, und verschwanden rheinabwärts so schnell aus der Gegend, als sie gekommen waren. Das einzige Opfer ihrer Wuth war die fromme Einsiedlerin, die heilige Jungfrau Wiburade, in deren verschlossene Klausen sie, Schätze hoffend, eingedrungen waren, und die sie, enttäuscht und zürnend, mit ihren Speisen niedergestoßen hatten.

Um Konstanz herum hatten sie alles verheert. Der Ort aber leistete siegreichen Widerstand. Reichenau hatte alle seine Schiffe ans Land gezogen; den Rand der Insel hielten glänzende Geharnischte besetzt; dieser Anblick schreckte die Barbaren, und sie eilten vorbei, sengend und brennend den Rhein hinab.

Engelbert und seine Mönche kehrten nach St. Gallen zurück. Ein Ungar war im Lande geblieben, ließ sich taufen und heirathete ein schwäbisches Mädchen.

Aller Boden um den See lag verwüstet, Dörfer und Höfe verbrannt, dazu war das arme Land durch Burthards Tod herzoglos



geworden. Endlich erhielt Hermann I. ein Graf in Franken, den alemannischen Herzogshut (926.). Das Land, von den Ungarn hinfert verschont, erholte sich unter seiner weisen und milden Verwaltung allmählig wieder, und der Fremdling that viel für die Kultur, die Sitten und Gesetze des ihm anvertrauten Schwabens. Er vermählte seine Tochter Ida mit Luitbold, dem Sohne Otto's, seit 936 Königs der Deutschen, und starb das Jahr nach N. C. 948. dieser Vermählung. Seine Leiche ward in der Kapelle des heiligen Kilian auf der Reichenau beigesezt. Hermann galt für den weisesten und klügsten seines Volkes, war ein Wohlthäter der Kirchen und Klöster, baute auf den ungarischen Brandsätten, beförderte den Handel mit dem Süden. Durch ihn erhielt Nordsach vom Könige Markt- und Münzrecht, (Neug. C. DCCXXXIX.) und St. Gallen die italischen Zölle.

Daß Hermann in einer Fehde mit dem Linzgauer Grafen Lindau eingesehert, und Bregenz gestürmt, ist eine Fabel. Der Hof Lindau brannte im Jahr 948 ab, wahrscheinlich aber durch Zufall.

Nach Hermanns Tode (der zu St. Kilian auf der Reichenau begraben war) wurde sein Schwiegersohn Luitbold mit Einstimmung aller Fürsten zum Herzoge von Alemannien erhoben, mußte jedoch nach seiner Empörung gegen seinen Vater Otto diese Würde niederlegen; Burkhart II., \* Burkhards I. Sohn wurde mit dieser Würde bekleidet, (954 nach Chr.) und des Königs Bruder, Heinrich, Herzog in Baiern, gab ihm seine schöne und geistvolle Tochter Hadewig zur Gemahlin. Sein Herzogsstz war Tübingen, das vielleicht nach Bertha's Tode dem Reich heimgefallen war.

In diese Zeit ist die Entstehung ummauerter Städte zu setzen, hervorgerufen durch die Nachbarschaft der Ungarn, die endlich mit der Drohung nach Alemannien herausbrachen, daß ihre Rosse Flüsse und Seen austrinken und ihre Hufen die Städte zertrümmern wollten. Dieser Schrecken gab Wil, Altstädten, Rheinau, Stein am Rhein, Konstanz, vielleicht auch Arbon und Bischofszell seine Mauern. Auch die Stadt St. Gallen nahm so ihren Anfang, indem Abt Anno anfang, einen Graben um die Wohnungen zu ziehen, und rundum eine Mauer mit 43 Thürmen aufzuführen; aber als das

\* Neugart nennt diesen Burkhart den dritten, indem er seinen Großvater Burkhart schon als ersten Herzog zählt.

Werk eine Elle hoch über die Erde aufgestiegen war, starb er (1. Dec. 954).

Die Ungarn wurden vom Könige in der berühmten Schlacht auf dem Lechfeld aufs Haupt geschlagen (955), daß ihrer 100,000 fielen und sie nicht wiederkehrten. In dieser Schlacht führte Herzog Burkhard II. die siebente und achte Schaar, die aus Alemannen bestanden.

Derselbe half dem König Otto in der Lombardei, bis der Sieg ihm die römische Kaiserkrone fest aufs Haupt setzte (965). Dieser große und siegreiche Kaiser, der Deutschland zum Mittelpunkt von Europa gemacht, kam im Jahre 973 mit seinem jungen Sohn Otto, der in St. Gallen erzogen worden war, an die Ufer des Bodensees und besuchte Konstanz (wo er den Bischof Konrad, den Welfen, einst seinen römischen Reisegefährten, begrüßte) und die Reichenau, worauf er seinen Weg nach Helvetien ins Kloster Einsiedeln fortsetzte. Noch in demselben Jahre starben der große Kaiser, der Herzog Burkhard und der fromme Bischof Ulrich von Augsburg fast auf Eine Zeit.

N. E. 973.

### 3. Die Herzogin Hadewig.

Nach Herzog Burkhard's Tod erfuhr unsre See-Gegend etwas in der alemannischen Geschichte Einziges und Unerhörtes, das durch das alemannische Gesetz selbst unmöglich gemacht schien: eine Weiberherrschaft; aber es war die kräftige Herrschaft einer Mannin.

Hadewig, des Baiernherzogs Tochter, des großen Otto Nichte, mit seltener Schönheit geschmückt, war in zarter Jugend dem Enkel des byzantinischen Kaisers Konstantin Porphyrogenneta, dem Konstantin, der nachher selbst den Thron bestieg, verlobt worden, und ein abgesandter Verschnittener mußte sie in der griechischen Sprache unterrichten. Sie aber haßte den nichtswürdigen Bräutigam, und als ein griechischer Maler erschien, um das Bild der schönen Braut nach Konstantinopel zu bringen, verzerrte sie beim Sitzen Gesicht und Augen zu häßlichen Fratzen. Das Ehebündniß zerbrach sich, und Hadewig wandte sich gemüthsrühig zu männlichen Studien, sie erwarb sich zu der Kenntniß der griechischen, die Bekanntschaft mit der römischen Literatur, und ließ sich lieber dem in Ehren ergrauten und jetzt kraftlosen Greise, Herzog Burkhard II. als einem von feiger Ruhe entnervten

Griechenknaben zur Gemahlin geben. Mit jenem lebte sie in einer jungfräulichen Ehe, und er hinterließ ihr große Mitgift und die Herrschaft im Herzogthum. Nicht als ob sie — dem alemannischen Geseze zuwider — die Würde und das Amt selbst erhalten hätte: sondern König Otto II. hatte ihr das wichtigste, die Schutzvogtei über die Klöster alemannischen Bezirkes, gelassen und sie auch sonst gewissermaßen zu seiner Stellvertreterin im oberschwäbischen Alemannien gemacht und keinen neuen Herzog eingesetzt. So herrschte die schöne, strenge und schlaue Frau, weithin gefürchtet, von ihrer hohen Feste Tzuel herab, wo sie, die kinderlose, das alte, von einem unbekanntem Gründer gestiftete, von ihrem Gemahl erneuerte Kloster aufrecht hielt, und ihre Zeit in die Herrschersorgen und die Wissenschaften theilte. Ihre Aufsicht über die Klöster führte sie einstmals ins Stifft St. Gallen. Da fand sie an der Pforte einen schlanken und kräftigen Jüngling mit leuchtenden Augen stehen, eine blühende Heldengestalt. Es war Eckhard der Pfortner. Keinem hatte, nach der Bemerkung eines Großen jener Zeit, die Benediktinerkapuze je besser gefallen. Dabei war er klug, gelehrt und verschlagen. Hadewig hatte ihn schon früher ins Auge gefaßt: jetzt hielt sie an der Pforte eine geheime Unterredung mit ihm und am andern Tag erbat sie sich von dem widerstrebenden Abte den Jüngling — zum Lehrer nach Tzuel. Dort führte sie den sehnlich erwarteten an der eignen Hand in das Gemach, das an das ihrige stieß. Dahin kam sie bei Tag und bei Nacht, von einer einzigen Dienerin begleitet, die Alten mit ihm zu lesen. Aber immer standen die Thüren offen, und Diener, Krieger, Fürsten fanden sie oft mit ihrem Liebbling lesend oder rathschlagend. Keine Verläumdung wagte sich an ihren Ruf und es ist kein Zweifel, daß ihre Neigung zu dem schönen und geistreichen Jüngling, edler und reiner Natur war. Ja, sie zeigte sich von so strengen Sitten, daß sie ihrem Schüßling selbst oft wehe that. Einmal ließ sie ihn auf seinem Strohlager peitschen und nur seine kläglichen Bitten hielten sie ab, ihn nicht kahl scheeren zu lassen. Doch wurde bald das Wohlwollen wieder Meister; dann sandte sie, wenn der Liebbling zu Besuche nach St. Gallen ging, heimlich auf die Schiffe zu Stain am Rhein seidene Beutel, Mützen, Stolen und andere reiche Geschenke für den heiligen Gall und seinen Jünger.

Damals war heftiger Streit zwischen St. Gallen und Reichenan. Nuodmann, der Abt des letztern Klosters, wurde als Lauscher zu St. Gallen ertappt und entging mit Mühe den Fäusten

der Mönche. Durch Eckehard gerettet und verführt, bat er diesen auf seinem Wege nach Wiesel in der Reichenau einzusprechen, denn er gedachte durch ihn die Herzogin zu gewinnen. Eckehard kam, und Ruodmann beschenkte ihn mit einem schönen Pferd; er liebte ihn auch zum Abschied, doch konnte er sich einen unbesonnenen Scherz nicht versagen, und raunte dem Scheidenden ins Ohr: „Seliger! der du eine so schöne Schülerin die Grammatik lehren darfst!“ Eckehard war um eine höhnische Antwort nicht verlegen. „Gerade,“ erwiderte er, „wie Du, heiliger Herr, deine schöne, liebe Schülerin, die Nonne Klotilde, in der Dialektik unterrichtet hast!“ Mit diesen Worten ritt er unwillig davon. „Du hast dein schönes Pferd verloren!“ sagte Ruodmanns Dienstmann, der Bruder Osker, der Zeuge des Auftritts gewesen war, spöttisch zum Abte. Hadewig aber empfing ihren Freund lachend. „Hast Du dem Wolf, der in eurem Schaafstall eindrang, heimgesündet?“ fragte sie. „Bei Hadewigs Leben;“ rief er, denn dies war sein gewöhnlicher Schwur, „hätte ihm einer aus Ungeschick den Hals gebrochen, es hätte mich nicht bekümmert.“ Die Herzogin war ihrem Lehrer mehr als je gut. Am andern Morgen fand sie einen hofseligen Knaben an seiner Seite. „Er will griechisch lernen,“ sprach Eckehard, „er will von deinem Munde etwas rauben!“ Der schöne Knabe erklärte dasselbe in einem zierlichen Mönchsverse, da zog ihn die Herzogin auf ihren Fußstuhel, und gab ihm etwas von ihrem Munde, das er nicht gehofft hatte zu rauben; dieser antwortete erstaunt aber schnell in zwei Hexametern, daß er, von dem Kuß einer Fürstin verwirrt, unfähig sey, würdige Verse zu dichten. Die Herzogin vergaß ihre gewohnte Strenge, lachte laut auf, und ließ sich herab, den zarten Jüngling eine griechische Antiphonie, die sie selbst aus dem Lateinischen übersetzt hatte, \* zu lehren. Den Abtretenden beschenkte sie mit einem Horaz und andern Handschriften, die noch lange im Büchersaale des Klosters prangten. Der Knabe hieß Burthard und wurde in der Folge Abt von St. Gallen. — Als Hadewig mit ihrem Freunde allein war, lasen sie zusammen den Virgil, und bei der Stelle: *timeo Danaos et dona ferentes*, gedachte Eckehard an Ruodmanns Geschenk, und erzählte der Herrin auf ihr Begehren alles, nur die unehrerbietigen Worte des Abts verschwie er (so erzählte er selbst)

\* *Θάλασσα καὶ ποταμοὶ, εὐλογεῖτε [I. εὐλογεῖτε] τὸν κύριον, ὑμνεῖτε, πηγὰς, τὸν κύριον. Ἀλληλοῦϊα.*

„seiner Allerschönsten.“ Da zürnte sie, daß sie, die Regentin und Reichsverweserin, nicht als Schiedsrichterin über den ganzen Streit aufgefordert worden. Sie schrieb ein Landgericht auf die Wahlwiese aus, auf das sie den Bischof von Konstanz und die Aebte von Reichenau und St. Gallen berief. Doch Ruodmann unterwarf sich noch vorher: die Fürstin legte ihm auf, sich mit St. Gallen zu versöhnen und an einem bestimmten Tage hundert Pfund Buße vor die Thore von Zwiel zu legen. Die Hälfte schenkte sie ihm wieder, und Burkard, der Abt von St. Gallen, erhielt von ihr ein so rasches Pferd, daß es ihn beim ersten Ritt abwarf und er das Bein verrenkte. Dennoch brachte es Ruodmann beim Könige so weit, daß St. Gallen wegen üppiger Lebensart seiner Mönche von Abt Nebo von Vorsch visitirt wurde: auf dessen günstigen Bericht sollte das Stift einen Wein-Ort erhalten, und Hadewig war geneigt zu diesem Behuf ihr Lehen Saspach abzutreten, wenn ihr lieber Gebhard der Verwalter dieses Nebgutes würde. Als die Mönche das ihm nicht gönnten, brach sie zornig ab.

N. E. 978. Noch bei ihren Lebzeiten erhielt Alemannien vom König einen Herzog, in Otto, dem Sohne Luitholds und Idas und Enkel Otto des Großen; er erhielt zugleich das Herzogthum Baiern (um 978), und starb im Jahr 982. Hadewig überlebte ihn 11 Jahre. Nachdem sie ihre Güter an N. E. 993. Zwiel, Petershausen\* und andre Klöster vergabt hatte, starb sie im Jahr 993.

#### 4. Die Hermänner und Ernst von Schwaben.

Herzog Otto's Nachfolger, der rheinische Franke Konrad, übte fünfzehnjährige Herrschaft. Er, „der glorreiche Herzog der Alemannen und Elsäßer“ hatte sich unsrem See, während seiner langen Verwaltung, an der Seite des Königes Otto III. zu N. E. 988. Konstanz gezeigt. Der letztere zog, vom ersten Römertzuge, den er gegen den Patrizier Crescentius unternommen hatte, heimkehrend, als gekrönter römischer Kaiser 8 Jahre später (996 im Herbst) „wie im Triumph“ abermals in unsere Seestadt ein. Herzog Konrad aber starb im folgenden N. E. 997. Jahre eines jähen Todes. Ihm folgte Hermann II.

\* Petershausen (domus petri) war ums Jahr 955 von Bischof Gebhard von Konstanz gestiftet worden.

sein Neffe, der nach Kaiser Otto III. Tode mit Herzog Heinrich III. von Baiern um die Kaiserkrone stritt. Während Hermann Straßburg stürmte, erschien Heinrich mit der Brandsackel am Untersee, vor Reichenau. Hermann eilte herbei und forderte, den blutigen Streit zu enden, Heinrich zum Zweikampf heraus. Heinrich wartete sein auf einer ebenen Wiese, bei Konstanz am See. Als aber Hermann nicht erschien, riethe jenem seine Rätthe, Konstanz, dessen Bischof gezwungen auf Hermanns Seite war, zu brandschätzen.\* Er befolgte zwar diesen Rath nicht; aber er durchzog mit Feuer und Schwert, verflucht von den armen Bewohnern, das schöne Oberschwaben, kehrte nach Franken zurück, und kurz nachher sah er, zum deutschen Könige gekrönt, den Herzog Hermann von Alemannien küßend zu seinen Füßen. Er beehrte ihn mit dem Herzogthum, und Hermann starb als treuer Anhänger und Begleiter des Kaisers. Unter seinem minderjährigen Sohne Hermann III., der von mütterlicher Seite von Karl dem Großen und den Königen Burgunds abstammte, herrschte Zwietracht in Alemannien, bis der aus Italien zurückgeeilte König Heinrich II., zu Zürich Landfrieden machte. Derselbe verlegte das Kloster zu Zügel, auf die Bitte der Mönche, aus der rauhen Höhe herab in das milde Stein am Rhein, und stellte das wohlthätige Kloster N. E. 1005. unter das neuerrichtete Bisthum Bamberg (1007).\*\*

Nach Hermann III. frühzeitigem Tode erhielt Ernst, dessen ältesten Schwester Gisela Gemahl, der Sohn Luitholds, Markgrafen in Oesterreich, das Herzogthum Alemannien. Er starb auf der Jagd, und sein älterer Sohn, der unglückliche Ernst II. folgte ihm unter der Mutter Vormundschaft. Gisela ward vom Frankenherrzoge Konrad geraubt, geheirathet und bestieg mit ihm den deutschen Königsthron. Der neue König besuchte das Schwabenland, fuhr gen Konstanz und bestätigte die Rechte der Klöster. Als Herzog Ernst seinen Aufstand um das Erbe Burgunds gegen den harten und ungerechten Stiefvater und seine Anhänglichkeit an den aufrührerischen Grafen Welf oder Welfhart, den Abkömmling der Kammerboten

\* Konstanz hatte damals einen blühenden Handel. Eine Urkunde vom Jahr 1022 führt folgende mercatores Constantienses mit Namen auf: Echo, Chomuli, Woueli, Abeli, Engezo, Tegenhard. (Neug. C. DCCCXX.) Es scheinen besonders Goldschmiede gewesen zu seyn.

\*\* In der Urkunde (N. C. DCCCXXVIII.) heißt der Berg *Duellum*.

Rudhard und Warin und einen der Stammväter der Welfen, mit langer Gefangenschaft auf dem Siebichenstein büßte, zog der Kaiser durch das aufgeregte Oberschwaben und zerstörte die Burgen der Aufrührer. Auf diesem Zuge begleitete die traurige Gisela ihren Gemahl; beide kamen an den Bodensee und nach St. Gallen. Hier fand Gisela ein Wohlgefallen an Notker Labeo's schönen Handschriften, dem Hiob und dem Psalmbuch, und Beides wurde ihr verehrt. — Von allen Vasallen Ernsts war ihm nur der Gaugraf im Thurgau, Berner, treu geblieben, und seine Besatzung Kyburg troßte dem Kaiser fünf Monate lang. Als Konrad sich das Erbe Burgunds gesichert hatte, war er geneigt, seinem freigelassenen Stiefsohn Ernst das Herzogthum Schwaben zurückzugeben, wenn er seinen Freund Werner von Kyburg ausliefern würde. Mit Unwillen verwarf Ernst diese Bedingung; er wurde mit Werner geächtet, und das Herzogthum erhielt sein Bruder Hermann. Das treue Freundespaar zog in den Schwarzwald, sammelte sich auf der alten, im Walde versteckten Burg Falkenstein Anhänger, und brach in die Baar hervor, das Herzogthum mit Waffengewalt wieder zu erobern.

Hier stießen sie auf den Grafen Mangold von Beringen oder Nellenburg, der vom Kaiser mit Vollziehung der Reichsacht beauftragt war, und mit seinen Dienstmännern in der Gegend streifte. In einem verzweifelten Gefechte, in welchem Ernst und sein Freund Werner, aber auch Mangold, der Führer der feindlichen Schaar und viele Edle fielen, wurde der Haufe des N. C. 1050. erstern zerstreut, und sein Anhang vertilgt (18. Aug. 1030).

Der Bischof erbarmte sich des gefallenen Feindes; er nahm den Bann von seinem unglücklichen Haupt, und der Leichnam des Herzogs wurde nach Konstanz gebracht und dort in geweihter Erde bestattet; sein Gegner Mangold erhielt auf der Insel Reichenau sein Grab.

Bald kam ein anderer erlauchter Todter in ihre Nähe. Graf Gero, der Familie von Montfort angehörig, und Herr von Pfullendorf, beschloß im höhern Alter, der Welt zu entsagen und in dem Kloster Petershausen dem Himmel zu leben.

Voll Sehnsucht nach dieser Freistätte, entdeckte er am See, auf einer Reise begriffen, sein Vorhaben dem Abte jenes Klosters, setzte sich mit ihm zu Schiff und segelte dem Hafen zu: aber ihn sollte eine noch stillere Ruhestätte empfangen. Noch auf der Fahrt erkrankte er, und an der schmalen Landzunge, die nicht allzuletzt

von Konstanz sich ins Wasser streckt, und schon damals das Eichhorn hieß, starb der Greis im Schiffe, das jetzt den Sterbenden wiegte, wie es einst den Säugling gewiegt hatte; denn er war zu Schiff auf dem Bodensee geboren. Seine N. C. 1055. Hülle ward an der Stätte seiner Sehnsucht, zu Petershausen bestattet.

### 5. Kaiser Heinrich III.

Alemannien wechselte um diese Zeit seine Herren schnell. Hermann, Ernsts Bruder, starb an der Pest in Italien. Da gewann der Kaiser die Vasallen von Schwaben, Baiern und Burgund durch Erblüchmachung ihrer Lehen, und N. C. 1058. gab diese Länder seinem Sohne Heinrich. Als aber dieser den Thron bestiegen (als Heinrich III.), konnte er bei den Kriegen, die das Reich durchtoben und dem Aufruhr, der auch in Schwaben drohte, diese Länder seinem Hause nicht erhalten. Ihm lag vor allen Dingen der Reichsfriede am Herzen, der seit Jahrhunderten fehlte. Daher berief der Kaiser N. C. 1045. im Jahr 1043 Fürsten und Bischöfe an dem Bodensee nach Konstanz, bestieg nach viertägigen Berathschlagungen die Rednerbühne, ermahnte das Volk mit lauter Stimme zum Frieden und ertheilte allgemeine Verzeihung. Den Alemannen gab er Otto (II), Pfalzgrafen am Rhein, der in Schwaben besitzungslos war, zum Herzog; dieser, ein gütiger und schöner Mann, waltete fromm und rüstig im Lande. Als er schon nach drei Jahren starb, ertheilte Heinrich Otto III., Markgrafen von N. C. 1047. Schweinfurth, das Herzogthum; aber er selbst war eigentlich Regent des Landes und lebte, ferne von den prächtigen Hoflagern, die er hatte und aus denen er Fiedler und Gaukler vertrieb, am liebsten auf den stillen Materhöfen Schwabens. Als er zur Krönung nach Rom reiste (1046), N. C. 1046. besuchte er das Gestade des Sees und nahm von Konstanz seinen Freund, den Bischof, mit. Am 24. April 1048 erschien der Kaiser persönlich bei der Einweihung der neuen St. Markuskapelle auf der Reichenau, und feierte den Tag dieses Heiligen auf der Insel. Im folgenden Jahre besuchte auch der Papst Leo IX., von Geburt ein Deutscher, Graf v. Egisheim im Elsaß, den See und die Insel Reichenau, und weihte die Kirche dieses Klosters, so wie andere Altäre und Gotteshäuser in der Gegend.



### G. Rudolph, Herzog von Schwaben und Gegenkönig; Heinrich IV., Kaiser.

Der Kaiser Heinrich III. und Herzog Ditto waren gestorben; da trat Graf Berthold I. von Zähringen vor des Kaisers Wittwe Agnes, die Vormünderin des jungen Königs, und hielt n. S. 1056. ihr den Ring vor, den Heinrich ihm als Unterpfand der Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben gegeben.

Die Kaiserin erkannte den Ring, aber das Herzogthum gab sie mit Burgund dem begnadigten Entführer ihrer Tochter Mechtilde, Rudolph von Rheinfelden zur Mitgift. Zürich wurde seine Hauptstadt; der Zähringer erhielt Kärnthen und Verona zur Entschädigung. Herzog Rudolph trat als ein kräftiger Gegner der Gewalt der Erzbischöfe, die sich um die Vormundschaft des jungen Heinrich IV. stritten, auf, und griff mit starker Hand in die Geschicke jener Zeit ein. Auf dem Schlosse Bodmann am See, das wiederaufgebaut blühte, war Welf, Herzog von Kärnthen, kinderlos gestorben und sein Erbe an seinen Schweftersohn Welf gefallen. Diesem verschaffte Rudolph das Herzogthum Baiern. An beide eng verbündete Fürsten schloß sich der seiner Würden ungerecht entfesselte Herzog Berthold von Kärnthen an. Alle drei standen dem König Heinrich drohend gegenüber, und nachdem sie es im Sachsenkriege noch wider Willen mit ihm gehalten, bestimmte sie der furchtbare Sieg über n. S. 1075. die Sachsen bei Hohenburg (13. Jan. 1075), der die Fürsten selbst gereute, sowie die Anschläge des Kaisers auf ihr Leben, zu einem offenen Bruch. Gregor VII. sandte den Bannsuch über den Kaiser, und während dieser im Winter über die Alpen eilte, um sich zu Canossa vor dem Papste zu demüthigen, wählten die Fürsten und Bischöfe des Reichs und der n. S. 1077. päpstliche Legat den Herzog Rudolph von Schwaben zum König der Deutschen, und krönten den Widerstrebenden in Mainz.

Ganz Deutschland und auch unsre Gegend theilte diese Wahl in zwei Parteien; der öffentliche Krieg brach aus. Rudolph eilte auf den Reichstag nach Eßlingen, dann erschien er plötzlich am See zu Reichenau und in Konstanz, wo er länger weilte. Der Bischof Otto war nach Markdorf geflohen.

Mit Rudolph waren der neuernannte Bischof Altmann von Konstanz, die Aebte von Stein am Rhein und Reichenau. Aus Rugk in Hohenrhätien stammte, nach der Sage, sein Anhänger, der Pfalzgraf von Tübingen. Auf seiner Seite stand auch

Graf Marquard von Bregenz mit der Stadt, der mit Rudolph verschwägerte Graf von Deningen, Graf Hugo von Montfort mit seinem ganzen Geschlechte, das jetzt schon als hochmächtig in der Geschichte auftritt, und dessen Besitzungen von den rätischen Alpen bis ans deutsche Ufer des Bodensees hinausreichten; aus weiterer Ferne die Grafen von Dillingen, Calw und Achalm. Mit Heinrich waren der Abt von St. Gallen, der Bischof von Straßburg, der Graf Ulrich von Bregenz, einer der mächtigsten im obern Lande und nach einer Sage, Schwiegerohn seines Feindes Rudolph, ferner der Graf von Lenzburg, der Graf Luitbold von Dillingen, der Graf Eginold von Achalm. So war fast kein Geschlecht, das nicht den blutigen Streit der Könige getheilt hätte. Während Rudolph Sigmaringen an der Donau belagerte, das dem Grafen von Pfüllendorf gehörte, fiel Heinrich mit dem Schwert in Alemannien ein, und verwüstete das untere Land. Im obern wüthete sein Verbündeter Abt Ulrich II. von St. Gallen, der mit seiner kleinen Mannschaft ein kühnes <sup>bis 1080.</sup> Wagensück unternahm. Er bemächtigte sich der Abtei Reichenau, fuhr über den Bodensee und eroberte, von seinem Bruder, Herzog in Kärnthen unterstützt, mit stürmender Hand die Kastele Markdorf, Bregenz und andere, und gab sie den Flammen preis.

An der Sitter, an der Thur, im Gebirge, am Rhein baute er Festen (so Hersbruck bei Bernang). Rudolph hatte nach Sachsen weichen müssen, und überließ das Land der Verheerung; während der eigentliche Krieg sich wechselvoll in die Ferne zog. Unter diesem Ungemach starb Rudolphs Gemahlin Adelheid auf der Feste Twiel. Rudolph erfocht zuletzt in Sachsen einen Sieg über seinen Gegner; der Paps hatte ihm eine Königskrone gesandt. Aber er lag sterbend auf dem Schlachtfelde, die rechte Hand war ihm abgehauen, durch den Leib ging ein tödtlicher Stich. So wurde er nach Merseburg gebracht. „Ich N. C. 1080. habe genug gelebt,“ sprach er, „ich sterbe unbeseigt.“

In Schwaben und am See tobte indessen der Partekampf fort, das Herzogthum hatte Friedrich von Staufem vom Kaiser Heinrich IV. erhalten, und hielt sich im Nordosten von Schwaben auf.

Am Bodensee herrschte Heinrichs Anhang bis ans Nichtland. Aber die erste Schlacht war seiner Partei nicht günstig. Eckhard, der Bruder des St. Gallischen Gegenabts Luitbold, Abt von Reichenau, bemächtigte sich, nachdem Ulrich ins Gebirge geflohen

war, seiner Insel wieder, zog nach St. Gallen, verbrannte die Pfalz, plünderte die Stadt, und diesen Einfall wiederholte er viermal. Das viertemal setzte er auf den Rand des nahen Gebirgs die Besse Bernegg im Rheinthale (später Rosenburg N. E. 1085. von ihrem Wiedererbauer genant), die jedoch Ulrich nach wenigen Tagen zerstörte (1085).

Einen mächtigen Genossen erhielt der Abt Eckhard, an dem Markgrafen Berthold von Zähringen. Beide tritten nach zwei Seiten gegen Bischof Otto von Konstanz, und gegen Abt Ulrich. Ihr einer Haufe zog jenseits des Bodensees hinauf, und verheerte das St. Gallische Gebiet von Konstanz bis Bregenz; den andern führte ihr Hauptmann Adilgozo durchs Thurgau bis an die Alpen, und verbrannte die Sennhütten mit sammt dem Vieh. Es mußte sich fügen, daß das Patriarchat von Aquileja um diese Zeit erledigt wurde, und der dankbare Kaiser seinen Bundesgenossen Ulrich mit dieser Würde bekleidete. Dies stöste seinem Gegner Eckhard auf der Reichenau solche Ehrfurcht ein, daß er vom Kampfe abstand. Ulrich benützte den Augenblick und machte bei dem Markgrafen Berthold einen Gegenbesuch über Konstanz hinaus, indem er sein festes Schloß Twiel überraschte und durch Verrath der Bewohner sich in seinen Besitz setzte. Berthold brach erzürnt gegen St. Gallen auf und wüthete mit Raub und Brand. Seine Kriegsknechte drangen in die Klosterkirche und verwundeten einen Mönch im Allerheiligsten. Einen armen Knaben, der ein Kreuz ergriffen hatte und damit als einem Schilde sich deckte, hieben sie unbarmsüchtig nieder. Aber nach drei Tagen wurde der Thäter wahnsinnig, lief an den See nach Rorschach und stürzte sich hinein. Unter diesen Händeln war Berthold von dem päpstlichen Legaten, den Fürsten und Bischöfen zum Gegenherzog von Alemannien erhoben worden, und die Welfen, Vater und Sohn, standen auf seiner Seite: Heinrichs Freunde aber sammelten sich um Friedrich von Staufen und Ulrich von Bregenz. Den Letztern bekriegte der junge Welf. Hungersnoth und Seuchen wütheten N. E. 1091. am See. Eine Sonnenfinsterniß am hellen Mittage erschreckte das Volk. Große Greuel gingen in der Gegend vor. Ein Graf Otto (wahrscheinlich Otto II. von Buchhorn), hatte mit seines Nachbarn, Grafen Ludwigs (von Pfalldorf?) Gemahlin bei dessen Lebzeiten öffentlich Hochzeit gehalten; dafür hieben ihm Ludwigs Dienstmannen das Haupt ab und sein Erbe kam an Fremde.

Auf den Bischofsstuhl zu Konstanz wurde Gebhard, der Bruder des Jähringers, mit Gewalt eingesetzt. Diesen zu stürzen und den Grafen Arnold von Heiligenberg einzusetzen, N. E. 1086. zog der Patriarch Ulrich an Weihnachten 1092 vor Konstanz. Aber die Schleuderer und Pfeilschützen der Stadt verwehrten ihm den Eingang, und er zog, nachdem er einige Häuser verbrannt, unverrichteter Dinge wieder ab. Dafür verwüstete die jählingische Besatzung der Stadt die Besatzungen St. Gallens, bis sie an der Thur überfallen und geschlagen wurde. Ulrich ging nach Aquileja; aber Arnold Graf von Heiligenberg vertrieb mit Hilfe seines Bruders Heinrich den Bischof N. E. 1065. Gebhard glücklich vom Stuhle zu Konstanz, auf den er sich setzte.

Alles zeigte sich der grausamen Fehden satt. Der erste Friedensstifter war der vertriebene Bischof Gebhard von Konstanz, der einen Fürstentag in Ulm veranstaltete, und dessen Beredsamkeit die ersten Grundlagen eines Vertrags zu Stande brachte, den der Kaiser, von Italien zurückgekommen, vollendete. Arnold mußte vom Bischofsstuhle steigen, den Gebhard wieder einnahm. N. E. 1096. Friedrich erhielt das Herzogthum von Schwaben, der Jähringer die Reichsvogtei im Thurgau und die Stadt Zürich nebst dem Herzogstitel; beide beides erblich. Der Name Alemannien verschwand. Bertholds und Welfs Erbgüter blieben reichsfrei. Die Letztern gingen vom Bodensee durch Schwaben bis ans Kochergau. Baiern erhielt als erbliches Herzogthum der alte Welf.

### 7. Kultur in den Klöstern.

Die Gemüthsart der Uferbewohner hatte noch wenig von ihrer alten Rohheit verloren. Sie waren zwar empfänglich für die Ermahnungen der Geistlichkeit, schnell gerührt und schnell versöhnt; aber nach wenigen Augenblicken griffen sie unter Schimpf- und Drohworten wieder gegeneinander zu den Waffen; und in derselben Zeit stifteten und plündern sie Kirchen. Größere Fortschritte machte die Bildung, aber mit ihr auch der Luxus, in den Klöstern des Ufers. Der Küchenzettel aus dieser Zeit ist ein ganz anderer, als der des Abtes Hartmut von St. Gallen. Zahlreiche Fleischweifen, darunter Schlachtvieh, Steinböcke, Murmelthiere, Wiesente, Auerochsen, Wildpret, freilich auch Bären; Vögel aller Art, namentlich Birkhähnen und Schwäne sind nichts Seltenes. Von einheimischen Fischen bemerkt man den

N. E. 1000  
bis 1100.

Rheinlanken (Illanck), den Rothfisch (rotin), Salmen, Häusen; von fremden Häringe und Stockfische, auch Siberfleisch; dazu edles Obst, worunter Pfirschen, Melonen, Feigen, Kastanien, Datteln. Das gewöhnliche Getränk ist Bier und Meth (Honigwasser). Wein ist ein Lekertrank.

Auf dem Lande hingegen herrschte diese Neppigkeit nicht; auch der Reichste begnügte sich hier mit den Landeserzeugnissen. Strohhüte, selbstverfertigte leinene und wollene Röcke waren allgemeine Tracht.

Am Schlusse des elften Jahrhunderts wurde ein neues geistliches Stift am Bodensee, die Augia Major (Mehrerau) bei Bregenz vom Grafen Ulrich VIII. von Bregenz gegründet, im Jahr 1097. Er fand dort noch in demselben Jahre seine Grabstätte.

Die Klosterschulen zu Reichenau und St. Gallen blühten in diesem Zeitraume fort. Die ausgezeichnetsten Gelehrten lieferte noch immer das letztere Kloster. Es waren Eckehard I., der Bearbeiter des Heldengedichts Walthers von Aquitanien; hochgeehrt von Papst Johann XII. und Kaiser Otto I. († 973); Eckehard II., ein Schüler des ersten, rüstig und streng; der bekannte Lehrer Hadewigs; er starb als Domprobst zu Mainz, am 23. April 990. Eckehard III., Vetter des vorigen, unterrichtete die Hofkaplane Hadewigs auf Tüwil; Notker der Physiker, Professor der Musik, der Malerei und der Arzneikunde; Notker Labeo (der großlippige), einer der gelehrtesten und freundlichsten Menschen seiner Zeit, Theolog, Musiker, Dichter, Astronom, Mathematiker, Philolog; hochverdient um die Muttersprache durch seine Uebersetzungen; \* von Eckehard I. gebildet. Er wollte in der Todesstunde die hungrigen Armen speisen sehen und starb unter ihrem fröhlichen lauten Lärm an der italienischen Pest im 70sten Jahre (22. Juni 1022). Man hat noch sein deutsches Psalmbuch, seine Poetik des Aristoteles, seinen Martianus Capella, und einen Aufsatz von ihm über musikalische Instrumente.

Eckehard IV. (Junior) ein großer Philolog, nebst Hilberich, Vorsteher der Schulen; für Geschichte und Sittenkunde unschätzbbarer Fortsetzer der St. Gallischen Hauschronik seit Abt Salomo; Verfasser des liber benedictionum. († 21. Oktober 1070). Er redigirte Eckehard I. Gedicht, Walthers von Aquitanien.

\* Primus barbaricam scribens; faciensque saporam.

Eckeh. Jan.

Endlich der Mönch Hepidan, Biograph der heiligen Wiborada und zum Theile Verfasser der *annales Hepidani*; schrieb nach der Mitte des elften Jahrhunderts.

Unter der Leitung dieser Gelehrten wurde das Studium der Klassiker aufs Eifrigste betrieben; ihr lateinischer Styl zeichnet sich für die Zeit aus; aber die Verse sind schon gereimte Mönchsberameter. Der Philosophie wurde Aristoteles, Plato, Porphyrius und Boethius zu Grunde gelegt; die Musik nach Regeln gelehrt. Geometrie und Astronomie beschränkten sich wohl auf die Anfangsgründe. Leibesübungen aller Art wurden nicht vergessen, und die Erholungen sind noch römisch=antik: Würfel (*tali*), Wettrennen, Ringspiele, zu denen man sich salbte.

Ihre sittlich=religiösen Begriffe waren reiner, als man vielleicht denkt: „Das Gebet ändert Gottes Willen nicht — sagen sie — sondern er steht es vorher und wirkt es. — Schnelles Geständniß der Sünde ist der sicherste Weg zum Heil. — Die beste Reue zeigt man über die Sünde, die man nachher nicht wiederholt.“ Die Religion stellten sie hoch über alle Wissenschaften. Der Gottesdienst ist prachtvoll, in den Kirchen glänzt alles von Gold, Silber, Bernstein, Stükerei. Der Kirchengesang in St. Gallen zeichnete sich aus; die Beichte war noch edel und sittlich; bei der Taufe herrschte noch die Sitte der Eintauchung. Uebrigens ist noch keine Spur von Gewalt des Papstes über die Klöster; er schützt sie bloß und bestätigt die Heiligspredungen. Die Bischöfe von Chur und Konstanz üben die geistliche Gerichtsbarkeit, jeder über seinen Sprengel. Der Kaiser führt in der Regel die Aufsicht über die Klöster.

### S. Welfen- und Gibellinenfehde am See.

Die großen Reichshändel ziehen sich am Anfange des zwölften Jahrhunderts aus unsern Gegenden weg. Ein Reichstag zu Konstanz im Jahr 1112 und der Besuch Kaiser Heinrich V. in derselben Stadt, sind isolirte Erscheinungen. Dafür spielt die erste Fehde der Welfen und Gibellinen, die den Samen zu dem tödtlichen Haffe beider Häuser austreute, an dem Bodensee. n. C. 1125. ff.

Der von den Fürsten wider Erwarten gewählte König Lothar (1125) war über die alten Besitzungen des salischen Hauses mit dem Schwabenherzoge Friedrich II., der sich Hoffnung auf die deutsche Krone gemacht hatte, in Krieg gerathen; von ihm, als er nach Italien zog, hatte der Reichsverweser, Heinrich der Stolz, Herzog von Baiern und Sachsen, ein Welfe, diesen Kampf gegen den Schwab, Bodensee.

Staufen, obgleich dieser sein Schwager war, geerbt. Schon im Jahr 1128 war Heinrich, noch unabhängig von dieser Fehde, mit einem großen Heere von Sachsen und Italienern vor Konstanz erschienen, weil der Bischof Ulrich Händel mit seinem Bruder Welf hatte. Aber die Stadt widerstand muthvoll, und der Graf Heinrich von Heiligenberg, der einen Familienschimpf bei dieser Gelegenheit rächen wollte, und sich trotzig vordrängte, fiel von den Geschossen der Städter. Am andern Tage kaufte sich der Bischof durch Geld los und zerstörte das nahe Schloß Kastell, das sein Vorfahre Gebhard von Jähringen erbaut hatte und das von den Belagerten benutzt worden war, der künftigen Sicherheit halber. Diese Welfen streekten von ihrem Stammschlosse Altdorf (bei Ravensburg) immer kühner die Hände nach dem Ufer aus. Schon Heinrichs Vater hatte sich der Grafschaft Buchhorn, wahrscheinlich mit Waffengewalt, bemächtigt. Sein Bruder Welf gründete im Jahr 1130 daselbst das Kloster Hofen.\* Als nun im Kriege gegen die Staufen Heinrich an ver Wernitz ihnen den Rücken ohne Schlacht geboten (1132), so benutzte der Herzog Friedrich sein Glück, kam an den See, überfiel Altdorf und Ravensburg und verheerte die Umgegend. Dagegen verwüstete Heinrich das Donauland. Im folgenden Jahre sehen wir diesen wieder auf seinem Stammschlosse sitzen und dem Staufen von hier aus Frieden bieten. Aber dieser zeigte keine Lust. Heinrich dächte ihm im Oberland, Welf im nördlichen Schwaben zu waffengewaltig; sie mußten gedemüthigt werden. So bereitete sich der große Streit vor, der Jahrhunderte lang zwei der mächtigsten Häuser Deutschlands entzweite.

\* Kurz zuvor (um's Jahr 1125) war von Bischof Ulrich von Konstanz das Kloster Kreuzlingen (Crucilinum) gestiftet worden. (Neug. C. DCCCLXVII).

## VI. Der Bodensee unter den Hohenstaufen.

(Nach Chr. 1150—1267).

### 1. Barbarossa am See.

Nach Lothars Tode war der jüngere Staufer, Konrad, zum Könige der Deutschen gewählt worden. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von trefflichen Gaben des Leibes und des Gemüthes, einen tapfern Krieger und einen Herrscher voll Muth, wie es einem Könige geziemt; daß er die Reichsverfassung wankend angetroffen, und durch die Mißgunst der Umstände gehindert wurde, alle innern und äußern Angelegenheiten des Reiches nach Wunsche zu ordnen, war nicht seine Schuld. Erst hemmten innere Fehden, dann der Kreuzzug seine heimische Thätigkeit. Doch entging auch unser Schwabenland, so viel es möglich war, seiner Aufmerksamkeit nicht; der kirchliche Friede lag ihm sehr am Herzen, und in einem Streite zweier Klöster Alemanniens, wo er als Vermittler auftritt, versichert er sonst, wo es Noth that, so kriegslustige König, daß er nicht mit tauben Ohren jenes evangelische Wort vernommen habe: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen.“ In unsrer Seegegend scheint Konrad nicht erschienen zu seyn. Hier, wie im ganzen Reiche, heilend und bekräftigend zu wirken, war seinem großen Nachfolger vorbehalten. Dieser war Friedrich der Rothbart, der Sohn seines ältern Bruders Friedrichs II., Herzogs von Schwaben, der dem Vater im Herzogthume, dem Oheim auf dem deutschen Throne folgte (1152). Unter einem solchen Haupte kehrte Leben und gesunde Eintracht schnell allen Gliedern zurück. Mit weiser Güte wurden die Reichsfürsten gewonnen, die Fehden beigelegt, das königliche Ansehen in Deutschland befestigt: dann erst dachte der König an die höchste Majestät und Würde des Reichs, und der Blick des Ablers fiel auf Italien und die Kaiserkrone.

Am Bodensee in seines Reiches freier Stadt Konstanz thronte der König und hielt Tag mit den versammelten Fürsten. (1153, 11—23. März.) Nie hatte ein würdigeres Fürstenantlitz in diesen Wassern sich gespiegelt, aus welchen uns, wie aus dem Ströme der Zeiten, bis dahin fast alle Könige der Deutschen



entgegengeblickt haben. Das gelbe Haupthaar, der röthliche Bart, die rothen Wangen auf der weissen Haut, die blauen Augen verkündigten in ihm den Schwaben, den Alemannen, den Sprößling des Männergeschlechtes, das dieser See seit neun Jahrhunderten an seinen Ufern hegte; der feste Gang, der würdevolle Anstand, die reine Stimme, der durchdringende, der innern Kraft sich bewusste Blick waren ihm eigenthümlich und stempelten ihn zum Herrscher seines Stammes und des ganzen deutschen Volkes. Der erste in allen Leibesübungen, heiter bei mäßigen Festen, der größte Held und Feldherr, doch den Frieden stets im Auge, streng gegen Widersrebende, verfühlich gegen Reuige, voll herablassender Würde gegen die Seinen, voll Andacht ohne Frömmelci, dem Rathe offen, aber stets als Herrscher selbst entscheidend — dieß ist das Bild, das uns die Geschichte von ihm entwirft.\*

Zu Konstanz am See saß dieser Kaiser in der Mitte seiner Fürsten. Da fasten zwei italienische Männer, Bürger aus Lodi, als sie sahen, wie besonnen und strenge Friedrich jedem Gerechtigkeit widerfahren ließ, ein Herz zu dieser Heldengefalt, und wurden von der Hoffnung ergriffen, daß er auch ihr Vaterland aus dem tiefsten Elende erretten werde. Sie eilten in eine Kirche, nahmen dort zwei große Kreuze, warfen sich mit denselben weinend zu den Füßen des Königs und der Fürsten und brachten bittere Klagen über die Tyrannei ihrer Herren, der Mailänder, vor. Sogleich schickte Friedrich einen Gesandten mit drohendem Schreiben nach Mailand; aber die Bürger dieser Stadt rissen es in Stücke und der Bote, ein

Churwale, rettete sich kaum durch die Flucht. Diese N. S. 1155. Nachricht entschied: Friedrich eilte über die Tyroleralpen (1155), schlug erst Mailand, dann das aufrührerische Rom selbst, mit der Schärfe des Schwertes, und noch in demselben Jahre sah ihn unser Bodensee, die Kaiserkrone auf dem Haupte, auf siegreicher Heimkehr zu Ueberlingen und zu Konstanz (23. 28. September, 27. November). Das Herzogthum Schwaben vom Main bis an die Alpen gab der Kaiser jetzt dem zu verwalten, dem es vom Vater zugedacht war, dem Sohne Konrads, Friedrich.

Zwischen dem zweiten italienischen glorreichen Feldzug, der mit Mailands Zerstörung endigte, und dem dritten, eilte Friedrich noch Deutschland und hielt auch am See, zu Konstanz, N. S. 1162. Gericht (1162, November). Auf diesem Reichstage

\* Vergl. Kaumers Hohenhausen II. S. 5, 6.

schied sich Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig von seiner Gemahlin, Klementia von Jähringen. Während des dritten Römerzuges entbrannte in Schwaben die Fehde zwischen Hugo, dem Pfalzgrafen von Tübingen, und seinen Freunden, darunter der Herzog Friedrich von Schwaben, ein Graf von Pfullendorf, und zwei von Heiligenberg, auf der einen, und dem jungen Welf auf der andern Seite. Flüchtig erschien dieser auf seinem Stammschloß bei Ravensburg nach der Schlacht bei Tübingen; Friedrichs böhmische Hülfsvölker durchwütheten die Gegend. Endlich kam der Kaiser über die Alpen und trat als Verfühner, Vermittler auf.

Der vierte Feldzug nach Italien, durch Pest verunglückt, machte den Kaiser zum Erben Schwabens. Der fünfte Feldzug gab Veranlassung, den treulosen Welfen zu unterdrücken. Endlich ging Friedrich aus 30jährigem Kampfe, nachdem auch Italien und der Papst kriegesmüde nachgegeben, in der Glorie des Siegs und der Alleinherrschaft hervor. Auch in dieser vollen Herrlichkeit sollte ihn der Bodensee schauen. Konstanz, einst ein römisches Gränzkastell gegen die wilden Alemannen, war jetzt des deutschen Königs Gerichtshof, vor den er Römer und Germanen lud.

In dieser Seestadt, wo vor wenigen Jahren die Bürger von Lodi mit aufgehobenen Händen die Gerechtigkeit des Kaisers gegen die Unterdrückung des lombardischen Mailands angefleht, hielt nun Friedrich in dem Friedhofe, welches Haus noch auf den heutigen Tag diesen Namen behält und damals, vermutlich von Gärten umgeben, außer den Mauern der Stadt lag, im Kreise der Fürsten des Reiches Gericht; da erschienen vor ihm die Boten der italienischen Städte und brachten dem römischen Kaiser die goldenen Schlüssel ihrer Thore, als Zeichen der Unterwerfung dar. Hier wurden die Freiheiten der Städte und die Hoheitsrechte des Kaisers sorgfältig erwogen und bestimmt, und am 25. Junius des Jahres 1183 der merkwürdige Friede von Kon- n. E. 1183. stanz geschlossen.

## 2. Der Adel am See und im Rheinthal. Klöster. Städte.

Das Herzogthum Schwaben gab der Kaiser seinem zweiten Sohne Friedrich (V.); die großen Erbgüter und Lehen des erlöschenden Welfenstammes, darunter am Bodensee Altdorf und Buchhorn, ferner das erledigte Pfullendorf und Bregenz wurden

mit seiner Herrschaft vereinigt und so der Herzog zum Landesherrn von fast ganz Schwaben und namentlich vom Seeufer gemacht.

Um diesen Sitz eines mächtigen Königshauses zieht sich jetzt, verbunden und gegliedert, ein Kranz von großen Vasallen, blühendem Adel, wohlgeordneten Stiftern und Klöstern.

An die Stelle der Gaugrafen sind in Folge des Landbesitzes erbliche Grafen getreten: Kyburg, Toggenburg, Rapperschwil, Lenzburg, Habsburg, Nellenburg, Pfullendorf, Heiligenberg, Hohenberg, Beringen, Dillingen und andere sind blühende Grafschaften in näherer und fernerer Nachbarschaft des Sees. Im Rheinthale hatten schon seit länger die Grafen von Montfort ihr Haupt erhoben; ihr erster Wohnsitz war Rhätien, wohin sie, nach ihres Hauses Sagen, aus dem alten Italien gewandert kamen. In den Alpen bauten sie ihre erste Burg Fortifels oder Montfort. Später rückten sie, mit der Ausdehnung ihres Besitzes, auch mit ihrer Wohnung ins offenere Rheinthale heraus und bauten am rechten Rheinufer die beiden Burgen Montfort, bei Gögis und Rankwil in Müslen, deren ernste Ruinen noch immer auf den Wanderer niederblicken. Auf dem linken Rheinufer erscheinen die Freiherrn von Sar, von deren Blüthe das nächste Jahrhundert erzählt. Andre Freie wurden Kriegerleute oder Beamten der Grafen und Stifter; sie sind die Stammväter des niederen Adels; aber manche stiegen in der Folge auch höher, wie z. B. die Herren von Waldburg, Tann und Winterstetten, die als Truchsesse der schwäbischen Herzoge hier zum erstenmal vorkommen.

Solche Edle schrieben sich oft von den Schlössern ihrer Herren, deren Dienstmänner sie waren: so kommt es, daß ein neues Geschlecht sich von Ravensburg nennt. Es saß zu Neuravensburg zwischen Lindau und Wangen im Nibelgau und war im Dienste der Welfen. Als St. Gallische Volksknechte lernen wir die von Korschach, von Haslach, von Bernang, von Balgach kennen. Diese freien Krieger bauen sich nach dem Vorbilde des hohen Adels Schlösser auf den Spitzen der Berge: eine Burg nach der andern hebt ihr Haupt in die Luft und spiegelt sich in den Wellen. Sie bestanden gewöhnlich aus einem Wohnhause und einem Thurme, mit runden großen Kieselsteinen, aus 7 — 12 Fuß dicken Mauern, an einem Abgrund aufgeführt, mit doppelten Gräben und einer Mauer umfassen. Wartensee, Korschach, Altenburg, Falkenstein, Steinach sind solche Sitze am See; im Rheinthale Werdenberg, Sar, Bernang. Rheineck ward von den Aebten

von St. Gallen erbaut; in diesem Kloster wurden die Ehrenämter, nach dem Beispiele des Herzogs, erblich.

Der ganze, zahlreiche kriegerische Adel bildete jetzt einen Ritterorden, seinen Dienst that er auf dem Streitroß und auf den Römerzügen holte er sich den Ruhm; die Lieder aber, die wir bald an den Ufern des Sees von allen Burgen herab schallen hören werden, lernte er vorzüglich in der weltlichen Klosterschule St. Gallens, wo schon Luitilo den jungen Adel singen lehrte, und aus der die „Fideläre“ hervorgingen. Neben den Edeln erhielt sich ein freier Bauernstand; aber die Zinsleute der Klöster wurden jetzt den Leibeigenen ganz gleich geachtet, doch auch diesen ihre Lehen erblich verliehen.

Auf den Zinsgütern hatten die Klöster Mäier, die gut bezahlt waren, Aemter und Gerichtsbarkeit zu Lehen hatten und dadurch Edelknechte wurden. Die Schirmvögte der Klöster hausten als mächtige Herren.

Ueber die Klöster selbst hatte der Papsi, mit dem Wachstum seiner geistlichen Macht, allmählig die höchste Zustanz in allen kirchlichen Streifsachen gewonnen.

Seit auch die Klostergeistliche Ritter geworden waren, zerfiel in den Klöstern Zucht und Wissenschaft. Die Mönche bauten sich Häuser, feierten schwelgerische Gastmahle, führten die Waffen und ließen die Schule von Eremiten besorgen. An die Stelle der Gelehrten treten magere Chronikenschreiber; zu St. Gallen verfaßt Eckhard V. das Leben des heiligen Kofter mit groben Verstößen.

Um so blühender hoben sich den geistig zerfallenden Stiftern gegenüber durch Handel und Gewerbe die Städte, alle dem Gründer ihres Wohlstandes, dem Kaiser Friedrich treu ergeben. Konstanz wetteiferte mit Augsburg und Ulm, durch wichtige Reichstage geehrt; Weberlingen und andre alten Villen der Karolinger und Salier erwachsen zu Städten und erhielten Mauern. Der Handel fing an mit dem Landbau zu wetteifern. Auch der Bauer, wohlhabender geworden, machte Höfe zu Dörfern, und diese erhoben sich selbst zu Städten. An dem Ufer des Untersees, der von der Reichenau, auch der Au=See, lacus Augiensis, hieß, war der neue Flecken Ratolfszell (Ratolfscella) entstanden; auch Steckborn, Kattenhorn, Gottlieben erscheinen um diese Zeit mit vielen andern Namen, so daß wir von nun an den Bodensee uns mit seinen jetzigen Ortschaften besetzt denken dürfen. Dieß Alles war Friedrichs Werk.

### 3. Heinrich VI. 1190 — 1197.

N. C. 1190. Friedrichs verhaßter Sohn liebte unsre Gegend nicht; er ließ anfangs Schwaben, mit dem er das ganze weltliche Erbe vereinigt hatte, durch seine Vasallen verwalten. Seine ehrgeizigen Pläne riefen ihn nach Süden; doch sollte unsre Gegend nicht ohne Denkmal seiner Grausamkeit bleiben. Denn als der Tod den König von Sicilien, Tancred, seiner Rache entzogen hatte, und die Familie des Königs in seine Hände gefallen war, ließ er dem zarten Sohne Tancreds, dem Bräutigam der griechischen Irene, die Augen ausstechen, und den Unglücklichen mit andern gefangenen neapolitanischen Edeln in unser Rheinthal nach dem Schlosse Hohenembes schleppen, wo der Geblendete sein ganzes jammervolles Leben vertrauern mußte. Das Herzogthum Schwaben hatte der Kaiser seinem Bruder Konrad, und, als dieser an der Pest gestorben, dem jüngern Bruder Philipp verlieshen, dem er auch die griechische Irene vermählte.

Dieser Philipp bestieg, nachdem Heinrich zu Meserich gestorben, den Thron, den ihm der Welfe Otto streitig machte. Weder dieser Streit, noch Philipps Ermordung durch den Wittelsbacher, hatten unmittelbaren Einfluß auf unsre Gegend. Nur die allgemeine Verwirrung des Reiches und die Parteiung herrschte auch hier.

### 4. Die Freiherren von Sar im Rheinthal.

Aber eben diese Verwirrung begünstigte das Aufkommen einzelner Familien. Die mächtigsten Herren im Rheinthale nach den Grafen von Montfort waren um diese Zeit die Edeln von Sar. Aus ihrem Hause war Heinrich von Sar (Henr. de Sacco Urkunde von 1213) lange Dekan des Klosters St. Gallen; er führte unter andern wohlthätigen Bauten auch einen neuen Münsterthurm an der linken Seite der Kirche auf, dessen Grundstein durch 80 Ochsen und 500 Mann herbeigezogen werden mußte, und der beim Abtragen des Thurms (im Jahr 1785) für einen Felsen gehalten wurde. Auf seine Veranlassung wurde sein Bruder Ulrich, ein junger, gelehrter Mann, zum Abte gewählt. Er war ein treuer Anhänger Königs Philipp, ward diesem in Basel vorgestellt und von ihm mit dem Fürstentitel begünstigt, den schon Kaiser Heinrich dem Abte Robert von Stofelen ertheilt hatte, wurde aber deswegen nach Philipps Tode von Otto bitter angefeindet.

Dieser Abt Ulrich von Sar vergaß den Heldencharakter seines Geschlechts und die Ritterpflicht über seinem frommen Amte so wenig, daß er selbst in der Charwoche einen Feldzug nicht scheute. Sein Bruder Heinrich von Sar hatte im dichten Forste, der sich noch jetzt zwischen Werdenberg und Sennwald im breiten Rheinthale bis an den Strom hinreckt, die Burg Forstegg in die Rippen der Felsen angefangen zu bauen. Heinrich war indessen nach Spanien gezogen und sein Nachbar und Freund Graf Hugo von Montfort, hielt dies für die geeignetste Zeit, das Schloß zu überfallen. Am heiligen Charfreitag, wo sonst auch Mörder und andere Uebelthäter sich versöhnen, war er aufgebrochen, stand vor dem Hause seines Feindes, und fing an, es niederzureißen. Da wurde dem Abt Ulrich nach St. Gallen gemeldet, in welcher Gefahr seines Bruders Schloß sey. Der Abt vergaß im Zorn, daß es der Küsttag des Herrn sey, brach am Samstag vor Oftern auf, fiel von den Bergen über seinen Feind und schlug ihn von der waldbungebenen Beste weg. Die Mönche sahen in seinem spätern Schicksal eine Strafe des Himmels für diese Entweihung der heiligen Woche. Denn bald darauf stiftete König Otto einen Herrn von Arbon, Neffen des Bischofs von Konstanz, auf, der dem Kloster unversehens das Kastell Rheinegg, das ein Konstanzisch Lehen war, wegnehmen mußte. Bischof und Abt verwütheten sich nun gegenseitig ihr Gebiet und von Rheinegg bis nach Konstanz, auf dem ganzen linken Ufer, sah man nichts als brennende Häuser und versengte Felder. Vergebens suchte der Abt von Reichenau zu vermitteln: es kam zur offenen Feldschlacht, in welcher Ulrich seines Sieges schon gewiß war, als Ulrich von Kyburg, seiner Lebenspflichten uneingedenk, ihm in die Seite fiel, und nach langem Gemehel in des Abts Reihen den größten Theil seines Volkes gefangen nach Arbon führte, Ulrich von Sar entkam mit Wenigen in sein Kloster: König Otto behielt Rheinegg. Abt Ulrich starb frühzeitig (1220); bei seinem langen Todeskampfe hörten die Mönche geisterhafte Stimmen winseln, und in der Luft kochte es, wie siedendes Wasser.

Auch an andern Orten zeigten sich diese Herren von Sar als ein gewaltthätiges Geschlecht: unweit von Ragaz, bei der Porta Romana, hatte der Abt von Pfeffers im Jahr 1206 ein Schloß auf die Felsen gebaut und Wartenstein genannt. Dieses Schloß behielt der Maier von Ragaz widerrechtlich für sich. Albert von Sar war der Schirmvogt des Klosters Pfeffers; unter dem Vorwande, dessen Rechte zu wahren, überfiel er den Maier auf dem

Jelbe, schleppte ihn gefangen vor das Schloß, und nöthigte die Hausfrau des Maiers durch diesen Anblick zur Uebergabe der Burg. Allein als er von ihr Besitz genommen, handelte er nicht besser, denn der Maier; er gab das Schloß Wartenstein dem Abte nicht zurück, sondern wollte dessen bleibenden Besitz von ihm für sich er-trogen. Graf Egloff von Montfort und Abt Ludwig von St. Gallen standen dem Abte von Pseffers bei. Aber Albert stellte dem Abte von St. Gallen nach, griff ihn und hielt ihn sieben Wochen auf Wartenstein fest. Auch der Maier wurde erst nach dritthalb Jahren gegen ein Lösegeld freigegeben. Nun nahm Kaiser Friedrich II. dem gewaltthätigen Manne die Schirmvogtei, und Albrecht starb auf der Rückreise aus dem kaiserlichen Hoflager, wo er vergebens um Wiederherstellung gebeten hatte (1221).

##### 5. Otto IV. und Friedrich II. vor Konstanz (1212).

Am Ufer des Bodensees sollte es entschieden werden, wen das Reich zum Herrn haben, und ob der schwäbische Stamm der Hohenstaufen noch länger die erste Krone der Welt tragen sollte. König Otto war in Apulien eingefallen und hatte dem Papsie Innocenz geschrieben, dem sicilianischen Knaben (dem Sohne Heinrichs VI., dem erwählten König Friedrich), nicht beizustehen. Innocenz verließ seinen Jögling nicht, antwortete mit dem Bannstrahl und ließ den Gegenkönig in Deutschland bekriegen. Am Bodensee, besonders in St. Gallen, war große Freude darüber. Otto eilte nach Deutschland zurück, vermählte sich der staufischen Beatrix, Kaiser Philipps Tochter, verlor sie aber nach der vierten Nacht, wahrscheinlich durch das Gift seiner Beischläferin. Die schwäbischen Vasallen verließen das Hoflager des Kaisers und gingen in ihre Heimath, die Fürsten sandten Boten an Friedrich.

„So wie die Schneelawine kaum sichtbar in den Höhen beginnt, dann plötzlich wächst und, in die Thäler stürzend, alles vor sich niedervirft: so erschien Friedrich ganz vereinzelt und schwach auf den Gipfeln der Alpen. Vergebens hatte Otto die Pässe des Gebirgs besetzt.“ — Ueber seine höchsten Spitzen, auf ungebahnten Pfaden, wahrscheinlich durch das Engadin und über das Wormserloch kam er ins Thal der Albula und nach Chur. Hier erwartete ihn der erste Zuwachs.

Bischof Arnold von Chur empfing ihn als deutschen König gar ehrlich und hielt ihn und sein kleines Gefolge köstlich. Der Abt Ulrich VI. von St. Gallen, jener kriegerische Sax, war mit einigen

Kriegsknechten nach Chur geeilt und bildete die Leibwache des Königs. Die rätischen Edeln stiegen von ihren Burgen herab und stießen zu ihm: Ulrichs Bruder, Heinrich von Hohenfar, verließ seine Feste Forstegg und kam heraus aus dem Walde an den Weg, sich zu dem Zuge zu gesellen. So zog das wachsende Häuflein den Rhein hinab bis Altkädten, wandte sich dort links über die Berge den Ruggenbein (jetzt Ruppen) hinauf, und hinab ins Kloster St. Gallen. Von da begleitete ihn der immer sich mehrende Haufe an den See, und der, doch immer noch kleine, Triumphzug näherte sich Konstanz. Aber auf dem Wege dahin kam dem Abte die schreckende Nachricht: Kaiser Otto, den man in Thüringen vom Krieg aufgehalten wähnte, habe sich auf die erste Nachricht von Friedrichs bevorstehender Ankunft dort losgemacht, sey in Eilmärschen durch Deutschland gezogen und am jenseitigen Ufer des Bodensees angekommen.

Friedrich konnte den Rauch des feindlichen Lagers aufsteigen sehen. Drüben zu Ueberlingen lag Kaiser Otto IV. mit zweihundert Rittern in voller Rüstung und mit anderem Gefolge. Seine Köche und Lagermeister, hieß es, seyen schon in Konstanz angekommen, um für die sogleich folgende Heeresmacht das Nöthige einzurichten. Mit Friedrich waren an zweitausend Lanzen, aber ihnen folgte kein weiteres Heer. Konnte er hoffen, daß die Stadt Konstanz, deren Bischof sich noch nicht für ihn erklärt hatte, ihm die Thore öffnen, dem mächtigen Gegenkaiser verschließen würde? Friedrich berathschlagte in dem großen Augenblicke nicht lang. Er eilte vor die Thore von Konstanz. Seinen und des Abtes nachdrücklichen Worten gelang es, den zweifelhaften Bischof Konrad (von Tägerfeld) und die Bürgerschaft zu gewinnen. Sie erklärten sich gegen Otto, und Friedrich wurde, jedoch um die Freiheit der Stadt nicht zu gefährden, nur mit 60 Männern, in die Stadt aufgenommen. Als Otto, von Ueberlingen aufgebrochen, vor die Stadt rückte, fand er die Thore verschlossen. Wäre Friedrich drei Stunden später gekommen, so hätte er vielleicht den Thron Deutschlands nie bestiegen.

Jetzt aber eilte er stark und muthig den Rhein hinab, die Mächtigen der Gegend strömten ihm zu und Otto's Anhang verminderte sich mit jedem Tage. Als Friedrich in Basel angekommen war, umgaben ihn die Bischöfe von Trident, Chur, Konstanz und Basel, die Äbte von St. Gallen, Reichenau und Andere, die Grafen von Kyburg, Habsburg, Freiburg, Pomberg, Rapperswil und eine Schaar von Edeln aus der ganzen Umgegend. Baiern,



Schwaben, das Elsaß war in Kurzem sein. So rollte die Lawine den Rhein hinab, während der Gegenkaiser durchs Breisgau stoh und erst in seinen Erbstaaten Sicherheit fand.

Im Dezember war Friedrich II. zu Mainz, im Jan. n. C. 1212. nuar empfing er die Hulldigung der Fürsten zu Frankfurt. Zu Trifels eroberte er die Reichskleinodien (1215) und mit der deutschen Königskrone auf dem Haupte, hielt der Mann des Jahrhunderts, umgeben von den Großen des schwäbischen Landes, eine Reichsversammlung in der Seestadt,\* die ihm, die erste der deutschen Städte, ihre Thore geöffnet hatte. Hier ordnete er das aufgelöste Kaiserthum, verbot den Bau neuer Burgen und alle muthwilligen Fehden, und gab das Herzogthum seinem, aus Italien zurückgekehrten, jungen Sohne Heinrich; als dieser sich gegen den Vater empört hatte, erhielt es der jüngere, Konrad, römischer König, aber er brauchte nicht mehr damit beehrt zu werden; denn es war allmählig staufisches Erbe geworden.

#### 6. Händel am Bodensee.

Während Kaiser Friedrich II. auswärtiger Thaten in der Lombardei und in Oestreich hätte unfre Gegend in diesem Frieden leben können, wenn nicht hier und dort innerliche Fehden ausgebrochen wären. So bekriegten die Herren Gottfried und Heinrich von Neufsen, deren Stammburg auf einem schönen Gipfel der schwäbischen Alb lag, Heinrich von Tann, den Bischof von Konstanz; in einem Treffen im Schweikersthal schlug sie dieser, und sie wurden mit 46 namhaften Rittern als seine Gefangene nach Konstanz n. C. 1245. abgeführt, dort jedoch milde behandelt. Im Jahr 1243  
1250. und wiederum im Jahr 1250 leuchtete ein schrecklicher Brand der Stadt Konstanz weit über das Land und den See hinein. Sie wurde beidemal fast ganz ein Raub der Flammen.—

Die Klöster am Bodensee theilten im Stillen mit der in ihren Anmaßungen von dem festen Herrscher zurückgewiesenen Kirche, die Erbitterung gegen den auf fernen Siegeszügen begriffenen Kaiser.

Als daher Papst Innocenz gegen seinen Sohn, den König n. C. 1246. und Reichsverweser Konrad IV., zwei Gegenkönige nach einander erweckte, waren die Stifter die Brennpunkte,

\* Auch unmittelbar nach seiner Einweihung zu Mainz feierte Friedrich II. die Charwoche zu Konstanz und Merseburg (Merspure) im April 1215. Die letztere, gewiß schon uralte, Stadt wird bei dieser Gelegenheit zum erstenmale genannt. Neug. C. T. II, p. 135.

von welchen sich die Flamme des Aufruhrs dem ganzen Schwabenlande mittheilte. Auf dem Brül in St. Gallen predigte der Abt Berthold von Falkenstein öffentlich gegen Konrad als einen Ungläubigen, und wurde dafür vom Papste mit Privilegien überhäuft. Auch dem Bischof von Konstanz, Eberhard von Waldburg, der jedoch ein geheimer Anhänger Konrads war, erteilte der Papst allerlei Vorrechte; zuweilen erhielten beide Prälaten dasselbe, darüber kam es an unsern Ufern zu mordbrennerischem Zwiste, so daß Berthold sogar mit seinen Vasallen, den Grafen von Kyburg und Rapperswil, bewaffnet vor Konstanz erschien. Doch wurde der Krieg durch einige Edle vermittelt. Das übrige Schwaben war durch den Bischof von Straßburg aufgewiegelt worden, und fast alle Vasallen von Staufer abgefallen. Konrad zog dem Straßburger entgegen, sein schwäbisches Erbe wieder zu ersehten; auf dem Wege traf ihn die Nachricht, daß sein Vater Friedrich, mitten in neuen Siegeshoffnungen, jäh gestorben sey, wahrscheinlich an Gift. N. E. 1250.

Konrad fand in Schwaben fast Alles mit päpstlichem Gelde bestochen; am Bodensee hauste der Abt von St. Gallen, sein offener Feind, nach Gefallen: der Bischof von Konstanz, allein noch neben jenem mächtig, wagte es wenigstens nicht, offen für Konrad zu handeln. Da warb der König ein gewaltiges Kriegsheer und zog nach Italien, wo er starb, nachdem er dem Bischof von Konstanz, Eberhard und dessen Bruder Heinrich, dem Truchsesen, seinen zweijährigen Sohn Konradin und die Angelegenheiten seines Hauses anbefohlen, und dem Minnesänger Markgrafen Berthold von Hohenburg, die Statthalterschaft in Apulien übertragen hatte (1254).

Noch bei seinen Lebzeiten hatte der Gegenkönig Wilhelm von Holland das Herzogthum Schwaben zum Reiche gezogen. Sein Tod bei den Friesen (1256) gab alles der alten Verwirrung zurück.

### 7. Konradin am See.

Vom herrlichen Stamme der Hohenstaufen war jetzt nur noch ein schwaches Reis übrig, Friedrichs II, des größten Kaisers Enkel, Konrads IV. zweijähriger Sohn, Konradin, den ihm Elisabeth von Baiern, die Schwester Herzogs Ludwig des Strengen, zu Landshut geboren hatte. Mit dem Titel: König zu Jerusalem und Sicilien und Herzog in Schwaben, erwuchs er länderlos am Hofe der Herzoge von Baiern. Fürsten und Reichsvasallen huldigten dem reichen Richard von Cornwall, Bruder des Königs von

England, zu Worms, der zugleich mit Kaiser Philipps Enkel Alphons von Kastilien die Hände nach Schwaben N. E. 1259. ausstreckte. Erst als die beiden, doch nur Schattenkönige, 1260. vom Schauplatz abgetreten waren, erhoben sich die Freunde der Staufeu wieder, und einige acht deutsch Gesinnte fasten nochmals den Gedanken, den letzten Hohenstaufen auf den Thron zu setzen. Vergebens schleuderte Paps Urban Verbote und Gegenerklärungen. Eberhard Truchses von Waldburg, Bischof von Konstanz, hatte es gewagt, die Vormundschaft Konradins zu übernehmen. Mit kleinem Gefolge war der eilfsährige Knabe in sein väterliches Erbe gekommen. Seine Freunde hatten ihn zu Ulm und Rottweil Fürsientage halten lassen. Dann lebte er einige Zeit in Ravensburg, und stieg endlich herab an die Ufer des Bodensees. Zeitgenossen schildern ihn als einen lieblichen und wunderschönen Jüngling, von gebildeter Erziehung, der altrömischen Sprache so kundig, daß er sich aufs Genaueste in ihr auszudrücken wußte.

Seinen edeln Geist entwickelte das tragische Schicksal seines Hauses, die Freundschaft, die Natur, deren heitere und belebende Einwirkung der zarte Jüngling an den blühenden Ufern des Sees tief empfand,\* und die ihn vielleicht hier zu den Jugendlust und doch ahnungsvolle Trauer athmenden Frühlingsgefängen in seiner lieblichen, schwäbischen Muttersprache begeisterten, wie wir sie gleich zu Anfange die Manesse'sche Sammlung schmücken sehen.

So zog er in seinem väterlichen Herzogthume umher, um aus den Trümmern des Hohenstaufischen Erbes Mittel zu seinem italischen Kriegszuge zu sammeln. In Arbon, dicht am Gestade des Sees, verlebte er ein halbes Jahr, und verließ „wegen der langen Gegenwart unsrer Diener und unsrer Hoheit,“ wie die Worte des Freiheitsbriefes lauten, den Bürgern das Gericht und den Blutbann. „Armer Konradin! was für süße Hoffnungen sproßten damals in deiner jungen Brust, als du um diese Zeit, bei der kleinen Stadt Engen im Hegau, dem Grafen Rudolph von Habsburg die Anwartschaft auf die Kyburgischen Reichslehen gabst, wenn du erwählt und ernannt, die höchste Stufe, den Thron des römischen Reichs erstiegen haben würdest; diesen Rudolph, der wenig Jahre nachher, auf dem Schutte der Hohenstaufen, sich und seinem Hause einen länger dauernden Thron errichtete: aber

\* Raumer IV. 572.

die Stufen, die du erstiegst, königlicher Jüngling, führten  
dich zum Nordbloske, auf dem dein edles Haupt fiel. <sup>N. C. 1269</sup>

### S. Burgen und Säger.

Schwaben war unter dem Scepter des stauffischen  
Kaiserhauses der Garten der Ritterschre und des Sän- <sup>N. C. 4150</sup>  
gerruhmes; in keinem Beete dieses Gartens wucherte <sup>bis 1500.</sup>  
die Herrlichkeit eines freitbaren und liederreichen Adels üppiger,  
als an den lachenden Ufern des Oberrheins und dem Gestade des  
herrlichen Sees, der, als das Land so groß, mächtig und reich  
war, zu jener Zeit am ehesten den Namen des schwäbischen  
Meeres verbiente. Wie Adlernester spiegelten sich die Burgen  
freitbarer Männer in den Fluthen, und die lieblichen Lieder harm-  
loser Säger schallten, wie ein Chor von Nachtigallen, auf beiden  
Gestaden einander entgegen.

In Unterhätien stand an der Spitze der edeln Häuser das  
Grafengeschlecht der Montfort <sup>\*\*</sup> oder der Grafen von Fahren.

\* Aus des Freiherrn von Rastbergs Viederfaal II. C. LXXXIX.

\*\* Ich schalte hier eine mir von der Hand eines edeln und gelehrten Be-  
förderers dieser Arbeit auf meine Bitte mitgetheilte Notiz über den Ur-  
sprung des Geschlechts von der Fahne, deren von Montfort  
und Werdenberg ein:

„Die am meisten accreditede Meinung der bessern Geschichtschreiber  
ist, daß diese alten Dynastien aus dem obern Rhätien herabgekommen,  
wohin sie vielleicht schon mit dem tuischischen Stamme in der vorchrist-  
lichen Zeit eingewandert seyen. Dynastien, oder, nach dem spätern  
Sprachgebrauche, Grafen, das ist: Volksanführer, waren sie wohl uran-  
fänglich; es ist aber auffallend, daß sie in der karolingischen Zeit und  
selbst später das Grafenamt über Rhätien nicht bekleideten, dieß gibt  
mir die Vermuthung, daß sie Ausländer gewesen seyen, und vielleicht  
aus Alemannien hereingekommen. Bei Erforschung der alten Stamm-  
güter des Herzogs Gerold von Schwaben und seines Hauses, kam ich  
auf folgende Animadversion: Gerold, der Bruder von Karls des Großen  
Gemahlin, der schwäbischen Hildegard, vexillifer Imperatoris, wie ihn die  
ältesten Geschichtschreiber nennen, saß auf dem alten Berge Suevia, den  
wir noch den Bussen (von Bus eine Beule, Erhöhung) nennen —  
er wird bald Graf, bald Herzog genannt; er sitzete auf seinem Berge  
ein Kloster, das er später auf ein anderes in seiner Allode versetzte;  
es ist das Kloster Beuron im Donau-Thale bei Wildenstein und Wer-  
benwag; seine Schwester Adeline sitzete auf ihrem Allode das Frauen-  
kloster, nachherige fürstliche Stift Buchau; Hildegard sitzete zwar  
Kempen; sie wohnte aber, nach einer noch bestehenden Volksfage, bei  
Großsadelhofen, nicht weit von Pfulken dorf im Linzgau; noch  
sieht man wenige Trümmer einer alten Burg daselbst; sie vergabte, laut

Es hatte sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts in zwei Aeste getheilt, deren einer den Namen Montfort führte, der andre von seiner Besizung Werdenberg hieß. Es ist ungewiß, welcher von beiden Namen der ältere ist. Der Ast der Werdenberger theilte sich wieder in mehrere Zweige. Der älteste waren die Grafen von Werdenberg-Sargans von der weißen Fahne, die im Besitze der Herrschaft Sargans waren und oberhalb des Städtchens dieses Namens ihr Schloß hatten. Von ihnen sonderte sich wieder ein Zweig, als, mit Bewilligung Kaiser Rudolfs I. und des Reichs, der letzte Graf von Heiligenberg, Berthold, diese seine Grafschaft

einer Tradition, die erst im 17. Jahrhunderte aufgeschrieben wurde, der Kirche zu Pfullendorf Güter, und der Gemeinde zu Stadelhofen einen Wald, den Espan.

Hier waren also die Stammgüter der Gero- oder Geroldischen Familie; in der Nähe ist ein großer, schöner Berg, der Gerrenberg (Görriberg, Urkunde vom Jahr 787 oder 788). Gerold wäre daher der erste Graf vom Fahnen, er, der den Schwaben das ehrenvolle Recht des Vorreitens erwarb, um welches unter Kaiser Friedrich III. bei der Belagerung von Zürich zum erstenmal gefritten wurde, da der Bischof von Konstanz mit seinen Schwaben den ersten Angriff verlangte, und der Kaiser mit seinen Böhmen ihn auch behauptete, und durch den Abzug des Erstern die Unternehmung sich zerstückte.

Die ununterbrochen im Wappen geführte Fahne, ist ein nicht zu verachtendes Kriterium, wenn sie gleich kein diplomatisches ist. Wie denn die Grafen vom Fahnen nach Rhätien kamen, ist unbekannt; wie die Geroldischen Güter in andre Hände kamen, weiß man nicht; aber in den alten Grafen von Pfullendorf, die mit Rudolph, dem Schwager Kaiser Friedrich I. ausstarben, blieb noch ein Zweig auf einem Theile der Stammgüter zurück, und führte den Fahnen in seinem Schilde. Vielleicht waren auch die alten Grafen von Linzgau, später auch Grafen von Buchhorn und Bregeuz genannt, dieses Geschlechtes. Ein Graf Ulrich von Linzgau soll ein Bruder Gerolds und der Kaiserin Hildegard gewesen seyn. Rudolpert, Graf von Argengau, also von Buchhorn, war bekanntlich ein Neffe der Schwäbin Hildegard, der Mutter Kaiser Ludwigs des Frommen. Rudolpert's Nachkommen sehen wir noch im Grafen Ulrich von Buchhorn und seiner Gemahlin Wendelgart von Linzgau und ihrem Sohne Burkhard (ingenitus), Ast zu St. Gallen (s. oben).

Von einem Grafen Gero oder Gerold von Pfullendorf geben uns geschichtliche Urkunden Nachricht (s. oben); in ihm hätte sich also der Name seines Ahnen, Graf Gero vom Busen, fortgepflanzt.

Das Abkommen der Werdenberg und Montforter von den Stiftern des Klosters Marchthal ist durchaus nicht zu erweisen. Die Ableitung Thomas Pyrer's von Rankweil aber, des alten Chronikenschreibers, ist nicht nur ohne alle Autorität, sondern auch gegen alle Geschichte."

im Jahr 1277 an den Grafen Hugo von Werdenberg=Sargans, verkaufte. Dieser wurde nun der Stifter der Linie Werdenberg=Heiligenberg, auch von der weißen Fahne, die auf jener herrlichen Hochwacht des schwäbischen Seeufers ihr Haus baute.

Die Linie Montfort war am rechten Rheinufer geblieben und dehnte sich hier bis zum Bodensee hinab. Beide Nester füllten das Rheinthal mit Schlössern, Freudenberg bei Nagaz, dessen Trümmer auf einem grünen Hügel das Dorf noch zieren, war aus den Händen seines ersten bekannten Besitzers, eines Edeln von Wildenberg, ums Jahr 1261, durch dessen Tochter an Hugo von Werdenberg gekommen.

Bei Sewelen erbaute Heinrich von Montfort, Bischof von Chur, nachdem er im Jahr 1255 bei Ems die Lombarden aus Haupt geschlagen, die Burg Herrenberg. Ihr Daseyn war aber nur von kurzer Dauer. Ob Herr Meinlo (Milo) von Seweltingen, der Minnesänger, auf ihr zu suchen ist, lassen wir dahingestellt.\*

Im Dorfe Puigo (Buch) ward das Schloß Werdenberg gebaut.

Zwischen Werdenberg und Grabs lag auf dem Plage, der noch heutzutage so heist, das Schloß Fortifels, von dem sich die Montfort. auch zu schreiben pflegen. Ob Starckenberg sein deutscher Name, ob es die Heimath des Sängers Hartmann von Starckenberg ist, läßt sich nicht ausmitteln.

Wo die wilde Ill durch uralte Felsen sich die Kluse geöffnet, saß auf hoher Burg der Sänger Heinrich von Feldkirch, von den schwarzen Fahnen; dort drang ihn Frau Minne zu fingen.

Zwischen Feldkirch und Ems standen auf blühenden Hügeln, kaum eine halbe Meile Wegs auseinander gelegen, unweit des Rheins, in herrlicher Landschaft die Burgen Alt-Montfort bei Rankwil, Neu-Montfort und Neuenburg, beide bei Gögis. Weinberge, Wälder, lustige Wiesen und himmelhohe Felsen zieren ihre Trümmer noch, die bis auf den heutigen Tag mit Thürmen und weitläufigem Gemäuer die Herrschaft und den alten Reichthum des Geschlechts verkünden.

In späterer Zeit sang Graf Haug von Montfort, Herr von Bregenz und Pfannenbergen in Oestreich bis ins hohe Alter;

\* Die Grafen von Werdenberg=Heiligenberg bauten nach Art (I, 540) späterhin ein Herrenberg bei Heiligenberg, und im jetzigen Württemberg gehörte das Städtchen Herrenberg den Grafen vom rothen Fahnen, d. i. den Pfalzgrafen von Tübingen.

ein Liederbuch von ihm, mit sauber gesetzten Weisen von Burthard Mangold aus Konstanz, ist noch zu Heidelberg vorhanden. Aber auf den Grundmauern seiner Burg Hohenbregenz sieht nur noch St. Gebhards Kirchlein und schaut traurig über den Bodensee hinab bis gen Konstanz.

Montfort und Werdenberg zusammen waren ein mächtiges Haus. Aber Zwiespalt trennte und schwächte sie bald. Schon im Jahr 1260 sind Graf Rudolph von Montfort und Hugo von Werdenberg in blutigem Kampfe begriffen. Jener siegt und nimmt vierzehn Edle gefangen, erobert die Burg Fortifels im Sturm und legte das Dorf seines Gegners, Grabs, in Asche.

Dieses Grabs hatte schon im Jahr 1020 eigene Edle gehabt. Tief in im Gebirge, gegen Wallenstadt, stand auf einem langen Felsen bei Flums (dem alten Flumines), auf der crappa longa, die Feste Greplang, damals einem Maier oder Vicecomes des Hochstifts Chur, De flumine, gehörig; von ihm stammt das edle Geschlecht der Viktumb ab; später ward es ein Sitz der Werdenberg-Sargansfischen Edelknechte von Greifensee. Auch die Burg Ribberg hatte ihre eigenen Edeln. Warton (Warte in der Au) gehörte schon im elften Jahrhunderte den Edeln von Fontenas oder Fortn aus.

An das Gebiet der Werdenberg gränzte rheinabwärts das edle und berühmte Geschlecht Sar. Auch dieses theilte sich um jene Zeit, durch die Erbtheilung vom Jahre 1258, in mehrere Aeste. Ulrich erhielt die Herrschaft Sar, Albert das Schloß Wartenstein und die Vogtei Pfeffers, seitdem trennte sich das Haus in die Linie Sar von Mosar, nach einer Erwerbung in Bündten so genannt, und in die Linie Sar, die später Hohensar heist. Das Geschlecht Mosar blühte anfangs so fröhlich, daß es sich sogar den Grafentitel beilegte; aber nach hundert Jahren sank es schon wieder in den Stand der Freyherren, zuletzt in den der Edelknechte herab. Die Linie Sar besaß in ihren besten Zeiten das Land von Grabs bis Rütli hinab, und den Rhein bis ans Schloß Blatten. Die herrlichen Schloßer Forstegg, Hohensar, Frisfenberg und Wilburg im Schönboden erhuben sich auf seinem Grunde. Auf der Burg Forstegg, deren Mauern sich mit einer Felsensäule vermählt haben, sah wahrscheinlich der Sängler Heinrich von Sar. Aus dem gethürmten Schlosse sah er über den Wald hinweg, der sich noch heute um das graue Haus in wilder Schönheit schlingt, auf den blühenden Anger des Rheinthales und sang:

Ein  
Bruder  
geister  
die heilig  
für, die  
klar, und

Bei  
dem Bod  
den reben  
die Burg  
nicht weit  
vielleicht  
Stadt die  
Fäden,  
genannt  
von Al

Man  
Eben  
der  
schra  
Man

„Hey süßer Mene, din Kunst uns git (gibt)  
Viel Wunnen breit, die man da heisset Leidverreib!

In den Wälden überall  
Waren die Linden alle sahl.  
Da singet nu ihr süße Stimme die Nachtigal!“ \*

Ein Anderer dieses Geschlechtes, ein frommer Predigermönch,  
Bruder Eberhard von Sax, besang in Liedern voll wahrer Be-  
geistertung, voll glühender Phantasie und durchläuterten Gefühles  
die heilige Jungfrau, \*\* „die blühende Blume keuscher Scham;“  
„sie, die mit der Sonne bekleidet ist, gekrönt mit zwölf Sternen  
klar, und deren Schemel ist der Mond.“ „Mutter — schließt er —

„Mutter der viel süßen Minne,  
In dem finstern Leuchterinne,  
Lünd', entbrenne meine Sinne  
In der wahren Minne Gut.  
Da ich inne werde gereinet,  
Und mit Gotte gar vereinet;  
Was ich anders hab' gemeinet,  
Das bedeck', Fraue gut!  
Frau, erbarme zu allen Stunden,  
Wann (denn) du hast Genade funden,  
Gottes Zorn hat überwunden  
Dein viel tugendreicher Muth!“

Weiter am linken Ufer des Rheinstroms hinab, wo dieser sich  
dem Bodensee nähert, ragten aus den waldigen Bergen und über  
den rebenbewachsenen Höhen viel neue, stattliche Schlösser hervor:  
die Burg Blatten auf einem schönen, freien Hügel bei Oberried,  
nicht weit vom Rheine, durch Abt Berchtold erbaut, der Sitz der  
vielgenannten Edeln von Ramschwag; Altsädten über der  
Stadt dieses Namens, auf der Straße nach dem Stoß; Hochalt-  
städten, auf der Spitze des Kronberges. Eine der zwei letzt-  
genannten Burgen war die Heimath des Minnesängers Conrad  
von Altsketten. Auf seinen Bergen sang er: \*\*\*

„Da ward in dem Thau  
Kein Blume also schöne  
Zu sehen als mein' Fraue,  
Die ich mit Sange kröne!“

\* Manesse I. S. 55.

\*\* Ebendas. S. I. 28—30. Die angeführten Stellen sind, um der Mehrzahl  
der Leser willen, dem Neudeutschen mit möglichster Schonung näher  
gebracht.

\*\*\* Manesse II. S. 47. 48.



In einem andern Liede ruft er: „Singet alle widerstreit!“ (in die Wette!) Und wahrscheinlich ließ in seiner nächsten Nachbarschaft ein anderer Sänger, der Hardegger, seine Lieder tönen. Denn zu des Sängerrabtes, Berchtolds von Falkenstein Zeit besaß ein Ritter, Heinrich von Hartegge genannt, das Maieramt zu Marbach, einem Hof, über dem zwei Schlösser ragen: Weinstein und Burg. Die Lieder des Hardeggers sind keine Minnegefänge; bald sind es geistliche Betrachtungen: denn der Sänger hat frühzeitig der „Frau Welt“ abgesagt, und weiß wohl, daß, wer ihr folget, Unrecht thut, bis ihm die Locken grau werden, und ihm das Haupt gegen die Erde siehet;“ bald beschäftigen sie sich mit den großen bürgerlichen Angelegenheiten der Zeit; und hier erscheint er als ein Anhänger Kaiser Konrads IV., denn er singt zur Himmelkönigin empor:

„Und hilf dem König Konrat also,  
 Daß er mit Rechte ein Vogt zu Rome werde,  
 Und des die Armen werden froh,  
 Es lebt nu Ferre nicht auf teuflicher Erde,  
 Noch bei den Walschen, der uns nu  
 Zu Herren das (besser) gezähme!“

Vielleicht ist er ihm auf seinem Zuge nach Italien gefolgt, und hat darum seine Besizung im Rheinhale verkauft:

„Ich bin auf einer Färthe,  
 Da (ich) mich nicht erwenden mag,  
 Ich reite bis an die Ferberge,  
 Ein'n jegestlichen (jeglichen) Tag,  
 Es sey trocken, es sey naß,  
 Als wie die Wasser fliesen in den Landen.  
 Ich fürchte auch nicht die Mörder  
 Als groß um ein Haar,  
 Noch die Räuber auf den Straßen:  
 Wißet das fürwahr!“

Die andern Burgen dieser Gegend, die jener Zeit angehören, sind Wichenstein, wie ein Schwalbennest auf einem Felsen hängend; Rebstein, wahrscheinlich von den Herren von Ems erbaut; Balgach, Grünenstein, Bernang, Buchenstein, jedes mit einem eigenen edeln Geschlecht; Kalkofen, das jetzt Stettenberg heißt; Heerbruck war wahrscheinlich schon damals ein zerförter Burgstall; die Befestigung Heltsberg hatte Abt Berchtold um 1260 durch einen Baumeister Namens Held erbauen lassen; daher

sein Name; in der Nähe ragte Zwingenstein und bei Höchst Grimmenstein mit Edeln dieses Namens. Länger muß unser geistiges Auge bei der Burg Hufen verweilen, deren Spur das leibliche nur unsicher sucht. „Wenn man rheinaufwärts von dem Felsen, in den König Dagobert einen halben Mond als Gränzzeichen einhauen ließ, gehet, so zieht sich rechts von den Burgen Feldsberg und Grimmenstein ein liebliches, kleines Thal von den Appenzellerbergen herab, das sich bei der Au in das Rheinthal mündet; in diesem Thale, oberhalb Bernang, lag auf einem schönen Hügel die alte Burg Hufen, jetzt ist es ein trümmerloser Nebelzug zwischen Oberriethen und Unterhausen. Ein adeliches Geschlecht hauste darauf und alle Umstände deuten dahin, daß der edle Sänger Friedrich von Hufen, dieser Burg und diesem Geschlechte angehört.\* Eine gleichnamige Burg auf dem linken Donauufer unfern der Sängerbürg Werbenwag, gehörte, sammt einer großen Besetzung, die Reichslehen war, demselben Geschlechte; sehr wahrscheinlich war auch sie Besitztum und Wohnung Friedrichs von Hufen, des Sängers. Friedrich schloß sich, nach seinen Liedern, einem Kreuzzuge an. Er zeigt in seinen Liedern sehnliche Liebe zu der Heimath, die er als ein Bergland am Rheine bezeichnet. „Wär' ich immer um den Rin!“ seufzet er, und:

„Gesebr' ich noch die liebe Zit,  
daß ich das Land sollte schauen,  
darin all meine Freude sit (liegt).“

Er klagt, daß er keine Nähere von seiner Geliebten vernommen, „seit er über die Berge kam.“ Er sucht einen Boten für seine Liebe und weil er keinen hat, so will er ihr die Lieder senden.“

Nach diesen Umständen wird man die Nachricht und das ehrenvolle Zeugniß, das bei dem Mönch von St. Pantaleon zu Köln (s. Freher. script. rer. germ.), der den Kreuzzug unter Friedrich I. mitgemacht hat, von diesem edeln schwäbischen Ritter und Sänger steht, auf keinen Andern beziehen wollen. „Das Heer war in großen Nöthen, erzählt jener, als es im Jahr 1190 durch das Gebiet des Sultans von Iconien gen Laodicea zog; es wurde bei Susopolis hundertbrüchig angefallen und Tag und Nacht angegriffen. Dennoch ließ der Kaiser, aus heiliger Achtung gegen den

\* Man. I. S. 91—96. Laßberg a. a. D. II. S. XXXII. ff. Dieser Fundgrube verdankt unser Abschnitt nicht nur die meisten Notizen, sondern auch die warme und lebendige Darstellung.

Vertrag, es auf das Neufertse antommen und nur die Rothwehr bestimmte ihn zum Widerstand. Es kam zum Treffen und 15,000 Türken wurden erschlagen. In diesem Streite fiel auch Friedrich von Hufen, ein rechtschaffener und adeliger Mann, während er einem Türken nachsetzte und sein Pferd beim Sprung über einen Graben stürzte. Ueber dessen Tode eine solche Traurigkeit im Lager entstand, daß alle das Kriegsgeschrei in den Wehelauf der Thränen verwandelten.“ — Die Sängenburg Hufen wurde, vielleicht von einem Sohn oder Enkel des Dichters, im Jahr 1265 an das Kloster St. Gallen veräußert.

Am Einflusse des Rheines in den See, über dem Städtchen Rheinegg, erhob sich die Burg gleichen Namens, von einem Edeln v. Ramsperg gegründet; nach ihm besaßen es die St. Gallischen Edelknechte von Rheinegg; \* diese bauten eine zweite Burg, näher bei der Stadt, und gaben die alte denen vom Thal, auch von Untrach oder Untra genannt, zu Lehen. Die letzteren bewohnten einen der reizendsten Winkel der Erde, und unter ihnen wird einer der manessischen Sängers, der Taler, vermuthet (Man. II., 99—101), der die Blüthe so schön besingt, „die in den Augen und im Herzen wohl thut,“ und der den lichten Schein seiner Geliebten „seinen Maien und sein Blümelein“ nennt.

Auf dem rechten Ufer des Stromes, zwei Meilen vom See landeinwärts, erhebt in diesem Zeitraume zum erstenmal ein Geschlecht sein Haupt, das später zu hohen Ehren kam und sie verdiente. Eine fabelhafte Sage läßt die Edeln von Ems aus Lusicien ins rhätische Gebirge einwandern; gewiß ist, daß ihre Stammburg Ober-Ems zwischen Chur und Rhäzuns ist, dessen schöne Ruine einen abgeforderten Hügel am Dorfe gleichen Namens ziert. Schon in der frühesten Zeit sollen sie dort Dienstleute der Grafen von Montfort gewesen und mit ihnen aus dem rauhen Gebirge allmählig in das freundlichere Thalgelände herausgerückt seyn; hier wohnten sie auf einem steilen und hohen Felsen im Wald, zu dessen Füßen jetzt der Flecken Hohenembs liegt, in dessen Straßen die hohen Trümmer niederschauen. Die gewaltige Burg hieß schon vor ihnen Ems (castrum Amisium), und wahrscheinlich kommt der Name des Geschlechts daher.

Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte Arnold von Ems, Domherr zu Chur und Ritter Wilhelm von Ems. Die erste

\* Kommen vom Jahr 1244 an vor (Neug. C. DCCCCXXXV).

Storie erhielt aber dieses Geschlecht durch den Sänger Rudolp[h] von Ems, der als Dienstmann der Grafen von Montfort oft fälschlich Rudolp[h] von Montfort genannt wird. Er war in den Künsten des Friedens und Kriegs wohl erfahren, ein vertrauter Diener des staufischen Hauses und starb in Reichsgeschaften in der Lombardei. Er ist der Verfasser einer poetischen Weltgeschichte, von welcher zwei Handschriften in den Stuttgarter königl. Bibliotheken sind, deren eine bis auf Alexander den Großen geht; ein großes Gedicht von ihm, Barlaam und Josaphat, aus dem Latein Abt Wido's von Kappel, der es aus dem Griechischen des Johannes Damascenus uberfest hatte, befindet sich, wahrscheinlich von des Sängers eigener Hand geschrieben, in der Bibliothek des Freiherrn von Lasberg. Noch ist er der Verfasser zweier Heldengedichte, Alexandreis, und Wilhelm von Dranse. In einigen Handschriften seiner Weltgeschichte wird auch unfre Gegend, seine Heimath, mit wenigen aber treffenden Umrissen bezeichnet.\*

Am Bodensee bluhete auf dem helvetischen Ufer besonders die St. Gallische Ritterschaft, und dieses Kloster, wie ehemals eine

\* In disim Teile Swabin lit  
 Das Alemania hiez e,  
 Nach Alemanne der Bodense  
 Der in der swabe lande swebt  
 Dvrch den mit richim slvze strebt  
 Der Rin, des slvz noch strichit hin  
 Von disin lant gebirgin drin  
 Der von dem svnder (suder?) teile gat  
 Nordent zu tal. vnn den vluz hat  
 Vntz in dan groze nortmer  
 Bi dem Rine lit nut wer (ver? - fern)  
 Manic veste wol bereit  
 Nach ri (ch) licher werdeheit  
 Viel werlich unt rich erchant  
 Auch stozzen dran werlichen Lant  
 Die mit richen genvcht  
 Bringent manig suzer frucht.  
 Die erste ist Chostentze genannt  
 Die der edel Degen guot  
 Vnverzagt unt hoch genuot  
 Ein römischer Kunic riche  
 Stifte werdechele  
 Er hiez Kaisir Chonstantius  
 Nach im so nand er sie alsus  
 Vn tet ir Namen so erkannt  
 Das si ist Chostenze genant.  
 (Durch die Güte Herrn D. Ramann mir mitgetheilt).

Gelehrtenſchule, war jezt eine Schule ritterlicher Sänger. An dem Berge, der, vom Seeufer aufſteigend, allmählig hinter Norſchach emporwächst und dem Auge über das Ufer des ganzen Sees die herrlichſte Ausſicht gewährt, ſiedelten ſich ſehr frühe zwei St. Galliſche Edelknechte an: der Eine baute die Wart am See, und hieß ſich darnach von Wartenſee, der Andre baute eine namenloſe Burg, die ſo wie ſein Geſchlecht, nach der Nachbarschaft von Norſchach genannt wurde.

Die von Wartenſee hatten vom Bergesgipfel bis zum See hinab zuſammenhängende Güter, beſaen auch vieles im Rheinthal, und führten von irgend einer Schirmvogtei den Beinamen die Vogte. Sie bluheten ſchon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Beim Anwachen ihrer Familie bauten ſie noch zwei andre Burgen und ſetzten zwiſchen beide einen alten Thurm hin, ſo daß Wartenſee ein dreifaches Schloß vorſtellte.

Die Edeln von Norſchach waren Eine Familie mit den von Roſenberg bei Herſau; eines der reichſten und angeſehenſten Geſchlechter im Lande. Sie nannten alle ihre Söhne Eglolf und Rudolph; viel ihrer waren geiſtlich, ſo daß zuletzt die Pfarrei Norſchach ihr Eigenthum wurde. Im Rheinthal verſah ſie der Ortenſiaſer Rebgarten mit gutem Tafelwein; unweit Norſchach hatten ſie einen feſten Thurm im Bodensee ſtehen.

Nicht weit von Norſchach hatte ein reicher Mann den Sulzberg erbaut, er hatte ſich vom Bauern zum St. Galliſchen Dienſtmann emporgeſchwungen; er und ſeine Nachkommen bereicherten ſich im Dienſte von Konſtanz als Lehensvaſallen; verarmten aber auch wieder allmählig. Vielleicht ſind es dieſe Edelleute, vielleicht die Herren von Goldach, die über dem Dorfe ihres Namens zwiſchen zwei tiefen Bergſchluchten auf einer ſchmalen Erdzunge bei Vogtfluten die Burg Hiltisried erbauten, die jezt der Bauer Altenburg nennt.

Unter dem Ausflusse des Brand- und Schlangenbachs an der Goldach baute der Abt von St. Gallen, Wilhelm von Montfort, als er ſparen wollte, die Burg Martinstobel.

Das Schloß Falkenſtein, deſſen Mauern man noch im Hofe Schuppis zwiſchen dem Bärenbach und der Goldach entdekt, war der Sitz der Marſchalle von Falkenſtein durch die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Später ging es durch viele Hände.

In der Schlucht, die vom Eſpan bis an den See läuft, baute ein freier Herr, noch im zwolfsten Jahrhundert, auf eigenem Boden

die Burg Steinach. Lang war dieses Geschlecht unabhängig und Niemandes Dienstmann; erst um 1318 kommt Hans von Steinach als Stadtammann des Abtes von St. Gallen vor. Ob das Geschlecht, das theils eine laufende Otter im Wappen führte, theils eine Harfe, mit Neckarsteinach bei Heidelberg, dessen Wappen auch eine Harfe ist, verwandt war, und ob der Sänger Herr Blicher von Steinach diesem oder jenem zugehörte, lassen wir dahingestellt. So viel ist gewiß, daß Blicher nicht fern vom Rheine wohnte. Er sang ein großes, jetzt verlorenes Gedicht: „der Umbhang“ und Minnelieder. Der mächtige aus Hindlingen von riesenhafter Größe erbaute Grundstoc der Burg steht noch; ein jetzt auch hochbejhrtes Ritterhaus des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts sitzt darauf, und ein wohlhabender Lehenbauer trinkt dunkeln, süßen Wein, den er selbst in den Rebärten der Steinachischen Güter pflanzt. Vom Volke wird das Schloß die Steinerburg genannt.

Von derselben Bauart ist die alte Burg der Marschällen von Mammerts hofen, welche Untermarschälle der Abtei St. Gallen waren. Im Jahr 1249 entzog Abt Berchtold dem damaligen Besitzer dieses Schloß, weil er dem Bischofe von Konstanz gegen den Abt beigestanden, gab es ihm jedoch später als Burglehen zurück. Das Schloß kam nachher in mehrere Hände, und steht noch, oberhalb dem Dorfe Roggwil, in welchem schon zu Anfang des zehnten Jahrhunderts ein St. Gallischer Edelknecht eine kleine Besitzung erhielt, und wo noch eine Burg zu schauen ist.

Zu Arbon, unter den üppigen Fruchtbäumen ist, ihrer alten Grundanlage nach, die schöne Burg noch dieselbe, die der unglückliche Konradin während seines Aufenthaltes in jener Stadt bewohnte. Vielleicht sang er hier das kindlich schöne Lied, das wir uns gern in einer solchen Umgebung, unter den Blüthen dieses lieblichen Seegeftades, erzeugt denken: \*

„Ich freue mich manniger Blumen roth,  
Die uns der Male bringen will,  
Die funden es in großer Noth,  
Der Winter thät ihnen Leides viel;  
Der Male will uns ergöhen wohl  
Mit mannigem wunniglichem Tage,  
Des ist die Welt gar freudenvoll.“

\* Manesse I., 1. 2.

„Was hilfet mich die Sommerzit,  
Und die viel lichten, langen Tage?  
Mein Trost an einer Frauen lit (liegt),  
Von der ich großen Kummer trage.  
Will Sie mir geben hohen Muth,  
Da thut sie tugendlichen an,  
Und das mein' Freude würdet gut.“

„Wann ich mich von der Lieben scheidē,  
So muß mein' Freude ein Ende han,  
D weh, so sterbe ich leichtē von Leide,  
Daß ich es je mit ihr begann.  
Ich weiß nicht, Fraue, was Minne sind,  
Mich läßt die Liebe sehr entgelten,  
Daß ich der Jahre bin ein Kind!“

Eigne Edle, die sie von Arbon schrieben, kommen schon im Jahr 1190 vor. — Noch sind die Mauerstöcke der schönen Moosburg, und zu Güttingen am See das Schloß zu nennen, das schon um 1276 ein edles Geschlecht dieses Namens besaß.

Weiter landeinwärts im St. Gallischen liegt auf dem steilen, hohen Ufer der Sitter, wo sich dieser Fluß gegen Bischofszell wendet, Ramschwag, das Stammschloß des berühmten Geschlechtes; in seiner Nähe, ebenfalls an der Sitter, Neuramswag. Die ersten dieses Hauses, die den Namen führen, Heinrich und Konrad, nennt zum Jahre 1228 die Sage der Chronik als „übel ermordet.“ Von Ulrich dem Reichsvogte von St. Gallen, werden wir unter Rudolph von Habsburg sprechen.

In dieser Gegend waren die Burgen der St. Gallischen Dienstleute und Säger gelagert. Einer der verdientesten Beförderer dieses Sanges, der in die Wette an den Ufern des Bodensees ertönte, war Berchtold von Falkenstein, Abt von St. Gallen, von welchem Hugo von Trymberg in seinem Kenner rühmt:

„Wem sollte das nicht wohl gefallen,  
Daß ein Abte von Sankt Gallen  
Taglied machte so recht schöne,  
Daß Sankt Galle so hoch Getöne  
Durch weltlich' Ehre nie gesang;  
Deß hab' sein Abt immer Gedank,  
Daß man dabei gedendet sein!“

Unter hohen Linden und Eichen, jetzt gebrochen, schimmerte auf einem grünen Hügel die Burg Singenberg hervor. Der Säger dieses Namens nennt Herrn Walter von der Vogelweide seinen Meister, der, vielleicht hier zu Hause, gewiß in der

Gegend san  
das Dreifüß  
von der Seite  
berg zuliegt ab

„Wollt ihr  
Die will  
sahr lieb  
Wahr lob  
Wer nicht  
Auf einem  
rechen Wer  
Landegg, S  
hier ritterlich  
manie, am C

Unweit d  
Berat, bei  
fang Jahn v  
gute Lieber.  
rechter Schin  
sucht nach D

Man. 1  
100 Oben.  
100 Oben.

Gegend sang. Das Geschlecht der Singenberg trug viele Jahre das Truchessenamt von St. Gallen. Von langer, irdischer Minne, von der seine zahlreichen Lieder voll sind, kehrt sich der von Singenberg zuletzt ab zur ewigen Liebe: \*

„Wollt ihr behalten Gottes Minne?

Die will ich behalten gerne, wisset wie!

Habt lieb den, der Euch von Herzen minnet ie!

Nein des has verborn;

Wer nicht minnet, der ihn herzlichste minnet, der ist verlor!“

Auf einem spizen, hervorschießenden Berge, nicht ferne vom rechten Ufer der Thur, lag die Burg des Sängers Konrad von Landegg, Schenten von St. Gallen. Mit Sehnsucht gedenkt dieser ritterliche Sänger, auf fernem Zuge in der winterlichen Normandie, am Gestade der See, der blühenden Heimath: \*\*

„Mich muß Wunder han,

Wie es sich stelle bei dem Rheine,

Um den Bodenseel!

Ob der Sommer sich da zehrt (verzehret)?

Frankreich hätt (hat) den Plan (die Ebene),

Den man sieht in trübem Scheine;

Reise thun ihnen weh,

Bei der Seine und beim Meer;

Diese Noth hant sie auch bei Arne (?),

Da ist ihr Freude krank;

Wonne und Vogelfang

Ist in Schwaben, das ich wähne;

Dar (darum), so jammert mich

Nach der Schönen minniglich!“

Unweit von der trotzigen Kyburg, einst dem Sitze des treuen Werner, beim weinreichen Nefftenbach, auf dem Wartberge, sang Jakob von Warte, ein Freund der Habsburge, schöne und gute Lieder. Seines Herzens Königin, die ein Morgenstern in rechter Schöne ist, läßt ihn trauern und kränket ihm die Sinne. Er sucht nach Trost in der herrlichen Natur, die ihn umgiebt: \*\*\*

„Mancherhande Blümelein

Lachen aus des Maien Thau

Gen der lichten Sonnen Schein,

Die Zeit ist in werther Schau.

\* Man. I. S. 158.

\*\* Ebend. I. S. 200.

\*\*\* Ebend. I. S. 25—30.



Was soll trösten mir den Muth,  
 Seit mich zwinget Herzensschwere?  
 Bei der ich viel gerne wäre,  
 Daß die mir nicht Gnade thut!“

Die Söhne dieses trauernden Sängers, Rudolph und Jakob litten unverschuldetes Unglück durch Kaiser Albrechts Blutrache.

In Kindal in der Graffschaft Toggenburg sang Dietmar von Aft.\* Auch die Bilder seiner Lieder sind dem Leben unsrer reichen Gegend entnommen. Er sagt von der edeln Fraue, die ihn in Gezwang genommen hat:

„Der bin ich worden unterthan,  
 Als das Schiff dem Steuermann.“

Bei Vogelfang und Blüthe denkt er ihrer:

„Auf der Linden oben, da sang ein kleines Vögelein,  
 Vor dem Walde ward es laut.  
 Da hub sich aber (wieder) das Herze mein  
 An eine Statt, da es eh was (war),  
 Ich sah da Rosenblumen stan,  
 Die mahnen mich der Gedanken viel,  
 Die ich hin zu einer Frauen han!“

Auf Tanneck im Thurgau saß Heinrich von Rugge; † ihm gefiel nicht, daß Niemand mehr den Weibern recht dienet, daß Juden, Christen und Heiden nur denken, wie sie viel Gut gewinnen; die Welt wird bald mit Grimm zergehen; es ist an den Leuten viel großes Wunder geschehen; die Welt hat sich von Freuden geschieden; freuen sich Zween, so spotten ihrer Viere. Er aber, der Sänger, liebt mit unwandelbarer Minne, die nichts vom Winter weiß:

„Ich sah viel lichte Freude han  
 Die Haide und all den grünen Wald,  
 Die sind nu beide worden falt;  
 Und müssen gar bezwungen stan;  
 Die Blumen von dem Winter kalt,  
 Auch hat die liebe Nachtigall  
 Vergessen, daß sie schöne sang:

\* Man. I. S. 59—42.

† Ebd. I. S. 97—100. Wenn er nicht auf dem Schlosse Ruck oder Rugge bei Blaubeuren zu suchen ist.

Se noch steht aller mein Gedank  
Mit Treuen an ein schöne Weib;  
Ich enweiß (weiß nicht), ob ichs je genießen möge;  
Sie ist mir lieb, alsam (als wie) der Leib!“

Hohen Klingen, Klingenberg und Alten Klingen liegen im Thurgäu an dem mittäglichen Abhange des Bergzuges, der zwischen dem Bodensee und der Thur, von Abend gegen Morgen sich nach dem Rheinthale hin absondert, in einer Entfernung von kaum zwei Meilen auseinander, und sind die Sitze drei gleichnamiger und wahrscheinlich ursprünglich vereinter, aber schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts getrennter Geschlechter. Noch alle drei Burgen sind bewohnt. Walter von Klingen und Heinrich von Klingenberg waren ausgezeichnete, hochgeehrte Sänger. Des letztern Vater hieß Ulrich, seine Mutter Willeburg, aus dem zürcherischen Geschlechte deren von Kofenz, aus welchem Johann von Kofenz, der Verfasser des Gedichtes „von der werthen Minne Lehre“ (Gott Amur), als Chorherr am Münster zu Zürich im dreizehnten Jahrhundert lebte. Heinrich brachte seine frühere Jugend in der berühmten Schule des Klosters Reichenau zu, wurde dort Mönch und im Jahr 1293 Verweser der Abtei, erhielt auch im Jahr 1271 die Pfrunde am Münster zu Zürich; hier mag ihn Rudolph von Habsburg noch als Graf und als Dienstmann der Züricher kennen gelernt haben. Er war ein Mann von musterhaftem Lebenswandel, im Umgange gebildet, und nicht nur ein frommer Sänger, sondern auch ein berühmter Philosoph und Geschichtschreiber. (Er schrieb eine Geschichte der Grafen von Habsburg). In Zürich brachte er die Wissenschaften in Flor, so daß aus dieser Schule die manessische Sammlung hervorgehen konnte. Er war nebst Abt Berchtold von Falkenstein der eifrigste Beförderer des Gesanges; Sänger bildeten seinen Hof. Kaiser Rudolph machte ihn nach seiner Thronbesteigung zum Kanzler, und man könnte auf die Vermuthung gerathen, daß der Sänger, der in der manessischen Sammlung diesen Namen führt, Heinrich von Klingenberg sey, wenn der Geist und Charakter dieser Lieder nicht einige Zweifel erregte.

Heinrich führte dem Herzog Albrecht von Oestreich bei Brengenz 300 Helme gegen Rudolph zu, ging als Albrechts Gesandter nach Frankreich und starb im Jahr 1306.

Auf dem Schloß Klingenberg ist jetzt Alles theils neu, theils umgebaut, nur an dem fünf Stockwerke übersteigenden Thurme sieht

man, daß er, so wie das erloschene Geschlecht, dessen Stammfiß er war, zu den ältesten Erscheinungen dieses Landes gehöre. Aber

„Unbesungen sind die Thal,  
Da viel manig Stimme erhal (erhalte),  
Durch die Ohren süße in sehndendes Herze ergall (ergelte).“  
(Walther v. Klingen.) \*

Bei Wil im obern Thurthale war der uralte, schon seit dem neunten Jahrhunderte genannte Sitz der Edelleute von Jonschwil, aus welchem Geschlechte die gelehrten Eckharde, und darunter der Sänger des Walther von Aquitanien hervorgegangen.

Zu den Thurgauer Sängern gehören auch noch der von Wengi, dessen Burg zwischen Wil und Frauenfeld nahe an der alten Landstraße lag. Er erscheint als ein eifriger Anhänger des Papstes, als ein Feind der Hohenstaufen, und begrüßt das neue, der Kirche gehorsame Kaiserhaus Habsburg als „einen neuen Mond, der sich nach Wunsche gestaltet.“ \*\* Seinem Thurgau wünscht er Gottes Ehre.

Hier gehörte auch der Minnesänger Wachsmouth von Kenzingen (Künzingen) — wenn anders nicht sein Sitz im Dreisgau zu suchen ist — „dem, ob auch der Wald in grüner Farbe siehe, und die Vögel ihren Sang höhen: doch sein alter Kummer wehe thut.“ \*\*\* Er führte den Namen Hofmeister von Frauenfeld. Dies Geschlecht erhielt unter Rudolph von Habsburg das Hofmeisteramt, und Bischof Nikolaus von Konstanz, den wir dem Kaiser Ludwig, dem Baiern, so tapfer werden widerstehen sehen (im Jahr 1334), war aus diesem Geschlechte.

Von den Hügeln des Thurgaus steigen wir wieder hinab, an sein Seegestade. Hier begegnet uns das alte Schloß Gottlieben, vom Bischof Eberhard von Konstanz, aus dem Hause Waldburg, ums Jahr 1250 gebaut und im Anmuthe über die Stadt Konstanz zu seinem Bischofsitze gemacht. Es wurde im Jahr 1355 von Konrad von Homburg zerstört (s. unten) aber wieder hergestellt, und erhielt durch Huf eine traurige Berühmtheit. Bei Emmishofen erhub sich der schöne Freisitz Gyrsperg (später, als auch Mittel- und Untergyrsperg dazukamen, Obergyrsperg genannt); von dem sich ein Zweig der Blarer schrieb; auf der Höhe über

\* Man. I. S. 50.

\*\* Ebend. II. S. 98. 99.

\*\*\* Manesse I. S. 160. 161.

Ermattungen sieht, noch heute in wohllichem Stande, das Schloß Wolfsberg; dessen erster Ursprung, obwohl die Gründer nicht bekannt sind, in diese Zeiten zu setzen seyn mag. Oberhalb Mannebach ragten die zwei Schlößer Salenstein, deren Edle Schenken in der Reichenau waren, und im dreizehnten Jahrhunderte vorkommen. Nach ihnen hatten sie die Mundpratten von Konstanz im Besiz. Der Arenenberg ist nicht mit Sicherheit in diese Periode zu setzen. Aber aus uralter Zeit blickte schon von dem Berge oberhalb Verlingen, die Burg des fränkischen Statthalters der Reichenau, Sintleoz herab. Indem wir auch jetzt einen Blick auf jenes Eiland werfen, erinnern wir, obgleich er einem frühern Jahrhundert angehört, um seiner Lieber willen, an Hermann den Lahmen, aus dem mächtigen Grafengeschlechte derer von Wehringen im Lauchartthale. Unter 14 Kindern, die Hildrude, Erbtochter des lezten Grafen von Trauchburg zu Sulgen dem Grafen Wolfrad, ihrem Gemahl geboren hatte, war Hermann von Geburt an gelähmt, und führte zeitlebens davon den Namen. Er machte seine Studien zu St. Gallen und wurde Mönch auf der Reichenau, wo er der Schule bis an seinen Tod vorstand, und mit Recht für den gelehrtesten Mann seiner Zeit galt. Ein dichterisches Gespräch zwischen ihm und der Muse befand sich zu Regensburg; außerdem ist er Verfasser zweier berühmten lateinischen Hymnen. Er starb im Jahr 1054 und ließ sich zu seiner geliebten Mutter Hildrude, auf die er eine rührende Grabchrift versertigt hatte, zu Altshausen begraben. — Der Abt Konrad (von Zimbern) und der Mönch Burkhard aus der Reichenau verdienen ebenfalls Erwähnung: beide besangen die Schicksale ihrer Insel.

Auch Steckborn hatte seine eigenen Edelleute. Herr Hildebrand von Steckborn lebte um 1227, und war des Grafen von Napperschwil Dienstmann, Herr Hildibold um 1269. Aber der Thurm, der noch in der Stadt steht, wurde erst im Jahr 1342 von Abt Diethelm aus der Au, geborenem von Kastell erbaut.

Die alte Burg zu Feldbach trugen die Edeln dieses Namens von dem Freiherrn von Klingen zu Lehen. Runo von Feldbach, Ritter, soll sie im Jahr 1252, mit Einwilligung seiner Lebensherren, an die Schweslern auf der Brugg zu Konstanz, um 100 Mark Silbers käuflich überlassen haben. So entstand das dortige Bequinen-, nachher Benediktinerinnen-, endlich Cisterzienserinnen-Kloster, das jene im Jahr 1253 erbauten.

Mammern oder Mambüren war auch der Sitz eines edeln Geschlechts; sein Schloß, jetzt neu gebaut, steht am See, eine Stunde oberhalb der Vorbrücke bei Stein. Aus diesem Hause war Mangold, den Herzog Konrad von Zähringen im Jahr 1124 mit Gewalt zum Abte von St. Gallen einsetzte. Auch das Schloß Neuenburg war eine Wohnung dieser Edeln; es kam nach ihrem Absterben in mehrere Hände; zuletzt schrieben sich die Freiherrn von Thumb Erbmarschälle des Herzogthums Württemberg von ihm.

Oberhalb Mammern schaut, aus einem wilden Waldestobel, das Schloß Liebenfels herab, merkwürdig durch seine sonderbaren unterirdischen Gemächer. Es war ein Lehen des Hochstiftes Konstanz und der Sitz eines adeligen Geschlechtes. Eine halbe Stunde unter dem Schlosse Neuenburg lag Schloß und Herrschaft Freudenfels, gleichfalls mit eigenem Adel.

Zu Eschenz haben die römischen Grundmauern den Edelsitz des Mittelalters, der auf ihnen erbaut war, überlebt. Hermann von Eschenz mit zwei Söhnen ward in der Schlacht bei Sempach, in Desreichs Dienst erschlagen (1386).

Von dem kleinen Hof Amenhusen bei Stein am Rhein schrieb sich der Leutpriester Konrad im Kloster St. Georgen zu Stein. Er lebte jedoch erst im vierzehnten Jahrhundert und hat ein großes Gedicht vom Schachzabel hinterlassen.

Zu unterst in der alten Landgrafschaft Thurgäu, am Fuß eines fruchtbaren Weinberges, dessen Gipsel mit einem schönen Walde geziert ist, liegt der Flecken Stamheim, berühmt durch die unglücklichen Kammerboten.

Auch hier sang ein Edler dieses Namens, der von Stamheim, fröhliche Tanz- und Reigenlieder für die Jungfrauen: \*

„Du, wohl auf ihr Kinder! gehn wir dar,  
Tanzn und reigen,  
Da die Blumen wonniglich sehn geklübt,  
Die Haide ist wonniglich var (wonnefarb),  
Sie hat sich gegen den Maygen.  
Gezieret in ihr besten Wat (Kleid),  
Die ist so gut;  
Die Vögel alle sind der Sommerwonne froh!  
Rechte also  
Thäte auch ich,  
Und sieße eine andre Schwere (Kummer) mich!

\* Manesse II. C. 55. 56.

Bei Stein am Rhein setzen wir über den Strom und gehen sein rechtes Ufer hinan, den Spuren jener verschwundenen Jahrhunderte nachforschend.

Hier erinnern wir uns vor allen Dingen bei Deningen an das uralte Geschlecht dieses Namens, die mit dem Gegenkaiser Rudolph verschwägerten Grafen von Deningen. Es ist merkwürdig, daß zu gleicher Zeit in diesem Hause und in jenem von Achalm die letzten zwei Individuen Runo und Leuthold hießen und Brüder waren.

Auf dem breiten Bergücken, der die Landzunge ausfüllt, die der Rhein und der Untersee bildet, saßen in einem hochgelegenen Kessel des Berges, bei dem Dorfe gleichen Namens, die Herren von Schienen, ein unter den Hohenstaufen mächtiges Geschlecht, deren Einer einst hohe Würden in Italien bekleidete. Wahrscheinlich waren sie es, welche die zerstörte Burg in der Nähe ihres Besitzthums, in welcher wir oben die aus der Geschichte der Kammerboten bekannte Diepoldsburg gesucht haben, wieder aufbauen ließen.

Diese Burg, seitdem aufs Neue zerstört, wird von der Forderung im jetzigen Schrozburg gesucht, und ihre Trümmer wären demnach noch sichtbar.

Am Gestade des Rheines hinauf begegnen wir Schlössern und zerstörten Burgstätten, die an Geschlechter jener Zeit erinnern, zu Oberstad (wo ein, einst dem Hochstift Konstanz gehöriges, Schloß noch steht), zu Rattenhorn, einst dem Sitz eines adeligen Geschlechtes, zu Marbach (wo noch ein wohllicher Sitz), zu Gaiehofen; unweit von der nordwestlichen Bucht des Untersees, zu Bohligen, einem erhaltenen Schloß; wenn wir hier dem flüßchen Aach stromaufwärts folgen, stoßen wir, unweit Risalingen, auf die zerstörte Burg Rosenegg, die, später ein Besitzthum des Hochstiftes Konstanz, auf einem walbigen Hügel liegt. Auf der Straße von Singen nach Schaffhausen blickt zur rechten Seite aus einer dichten Waldeswand eine andere einsame Burg hervor. Ob jedoch alle diese Schlösser, was ihre Gründung und die Geschlechter betrifft, die einst auf denselben gehaust, schon in diese Zeitperiode zu setzen sind, oder einer späteren angehören, lassen wir dahingestellt. Doch kommt das Geschlecht derer von Roseneck um 1312 in einer Urkunde bei Neugart vor.

Von der Felsenburg Hohentwiel schrieb sich schon im elften Jahrhundert ein edles Geschlecht; sie waren jedoch nur ministeriales minores von Twiel, und trugen Lehnen von der Burg. Ein

Schwab, Bodensee.

Heinrich von Twiele war um 1086 von einer Partei der Mönche in St. Gallen zum Abte gewählt worden, ohne jedoch in dieser Würde sich zu erhalten. Im zwölften Jahrhundert erscheinen Eberhard und Adilbero de Tivelo. Im Jahr 1267 kommt auch Junker Ulrich von Klingen, genannt von Twiel, vor (Neug.). Die Burg Hohentwiel selbst war immer Eigenthum der Herzoge von Schwaben. Erst nach Konradins Tode gab sie Kaiser Rudolph von Habsburg denen von Klingenberg. — Zwischen Singen und Hohentwiel liegt Beringen; ob dieses dort, oder Beringen im Klettgau die Heimath des Sängers ist, der seinen Namen führt, ist ungewiß.

Das kleine Schloß Staufeu, dessen Ruine auf einem niedrigen Berge bei Hohentwiel steht, war sammt seiner Herrschaft dem Kloster Petershausen zuständig. Schwerlich nannten sich Edelleute davon.

Auf dem niedrigsten aber fleißten der vulkanischen Bergkette des Hegaus, Hohenkräben, wohnten schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Edle. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß Luithold de Kreigin und A. de Kreigin, die in einer Urkunde des Jahres 1208 erscheinen, auf diesem Bergschlosse zu suchen seyen, welches noch auf den heutigen Tag im Munde des Volkes Kreihen heißt.

Von Hohenkräben westlich erhebt sich, mit den Trümmern dreier Burgen auf drei Basalthügeln gleich einer Krone geziert, der Stofeler Berg, auch Hohenstofeln genannt. Stofel, Stöfel ist die Verkleinerung von Stouf, Stauf (Berg); Stöfelen heißt also Bergestuppen. Dies ist der älteste Name des Berges und des sich davon schreibenden Geschlechtes. Schon im Jahr 1034 ward Norbert von Stofelen, ein kriegerischer Mann, Abt zu St. Gallen: er hing Heinrich III. an und begleitete ihn auf seinem Römerzuge 1047. Er war der Erbauer Appenzells. Im Jahr 1056 saß der Bischof Gebhard von Regensburg und Abt von Kempten, Bruder Kaiser Konrads II., einer Verschwörung mit Welf III., Herzog von Kärnthen, beschuldigt, auf Befehl Kaisers Heinrich III. „in Stofola“ gefangen, wurde aber bald wieder zu Regensburg eingeseßt.

Von da bis zum Jahre 1563 kommen die Namen von Stöfelen und von Stofelen häufig vor: im Jahr 1279 Cunr. v. Stöffeln, Domherr zu Straßburg, und Peregrin von Stöffeln; im Jahr 1310 Berthold v. Stöffeln, Kommenthur der Johanniter

zu Klingnau u. A. Die Namen Stöffeln könnten nun möglicher Weise auch einem Geschlechte von Edelknechten angehören, dessen Wohnsitz Stöffeln, eine jetzt zerstörte Burg, auf der schwäbischen Alb oberhalb Gönningen, ist. Gewiß aber gehört dem letzteren Geschlechte nicht an, sondern ist auf unsrer Burg zu suchen, der Sängerkonrad von Stoffel oder Stoffelen, der aller Wahrscheinlichkeit nach in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein (noch nicht gedrucktes) Heldengedicht von 5642 Versen schrieb, Gabriel von Montavel, oder der Ritter mit dem Bock genannt, dessen Stoff aus dem Fabelkreise der Tafelrunde genommen, und dem weder Reichthum der Erfindung noch poetischer Schmuck mangelt. Den Stoff dazu brachte er aus Spanien mit, wohin damals viele Wallfahrten zum Grabe des heil. Jakob nach Compostella vorgenommen wurden. Er selbst sagt:

Von Stoffel Meister Cunrat  
Hat das Buch gebicht  
Mit reinem Bericht.  
Der war ein werther, freier Mann;  
Zu Hispania er das Buch gewann.

Aus diesem Zeugniß erhellt, daß der Dichter ein Freiherr (kein Edelknecht) war, und zugleich Meister; vielleicht magister decretalium, wie Heinrich von Klingenberg. So lange uns kein Anderer dieses Namens gezeigt wird, werden wir ihn mit jenem Domherrn von Straßburg für Eine Person halten müssen.

Ein anderes edles Geschlecht kam sehr frühe, wahrscheinlich schon im zwölften Jahrhundert, aus Hessen in das Hegau; es war ein Zweig der hessischen Grafen von Ziegenhein, deren Wappen es stets führte, siedelte sich auf dem Regalberge, Hohenhöwen an, und nannte sich von dieser seiner Burg. Es gab dem Hochstifte Konstanz mehrere Bischöfe und starb im sechzehnten Jahrhundert aus.

Auf einem sechsten Regal des Hegaus baute das Kloster Reichenau wahrscheinlich noch in dieser Periode eine Burg, die es Mägdeberg nannte und deren Schicksale wir später erzählen werden.

Ministerialen desselben Klosters saßen auf Homburg bei Staringen (zwischen Nabolphszell und Sernatingen) und bei Tuttlingen.

Fridingen an der Aach, im Umfange der Landgrafschaft Nellenburg, wo noch ein zerfallenes Schloß steht, ist bisher für das alte Onfridinga (Hohenfridingen), das in der Geschichte der



Kammerboten vorkommt, gehalten worden. Ohne Zweifel hauste auch hier ein altes Geschlecht; in Urkunden findet sich der Name öfters, wird aber auf die Herren von Fridingen, die an der Donau saßen, bezogen.

Am linken Ufer des Ueberlingersees und seinem Abschluß nahe schrieb sich ein edles Geschlecht von dem alten kaiserlichen Palaste Bodmann, und stand frühzeitig in großer Achtung. Als im Jahr 1155 der edle Fanatiker Arnold von Brescia mit einem Haufen Schweizer Bauern über die Alpen gegangen war, und in Rom seine neue Republik gründen wollte, lud er den Kaiser Barbarossa ein, daß er ein paar einsichtsvolle Männer nach Rom zur Vertheidigung seines Reichsrechts gegen den Papsi senden sollte; er nannte darunter ausdrücklich den edeln Eberhard von Bodemen (s. D. Heint. Franke Arnold v. Brescia. Zürich 1825. S. 182—184). Im Jahr 1271 lebte Ulrich von Bodemin. Das Geschlecht theilte sich später in mehrere Aeste und blüht bis auf den heutigen Tag.

Den Ruinen des alten Schlosses Bodmann gegenüber, am rechten Ufer des Sees, mitten auf dem Absatze eines mit Wald und Nebel überklebten Berges, ragt zwischen Wohngebäuden, die in Schutt liegen, ein ungeheurer Burgturm, zur Hälfte noch aufrecht, gen Himmel; zu seinen Füßen blüht das heiterste Thal und lächelt der blaue See, in seinem Rücken steigt wilder, verschlungener Buchenwald zur obersten Höhe hinan und dehnt sich dort über die Bergfläche aus.

Auf diesem Thurme saß Burthard von Hohenfels, ein jagdlustiger Sängler, dessen mächtiger Leyer die kraftvollsten, eigenthümlichsten Naturlaute entquollen: wunderbar mischt sich in seiner Phantasie das Weidwerk mit der süßeren Jagd nach Frauenminne, und sein gethürmter Wohnsitz selbst scheint ihm Symbol seines Innern geworden zu seyn. Er singt:

„Wie möcht' ich mit der gesirten (streiten),  
Die so gar gewaltigliche  
Sihet a uf mein es Herzens Thurm,  
Der ist fest an allen Sitten.“\*

Anderwo erzählt er: „wie sein Herz seinen Sinn zu jagen ausgesandt hat; aber das Wild, nach dem er jagt, ist schnell, weise und stark, wie der Löwe; wohl bedürfte er des Fuchses Kundigkeit, es zu fangen.“\*\*

\* Manesse I. S. 89.

\*\* Ebend. I. S. 86.

Wiederum spricht er von der Geliebten:

„Nach des Aaren Sitte ihr' Ehr  
Hohe fweimet (flieget) und ihr Muth;  
Schande wanke vor ihr seht,  
Wie vor Falken Lerche thut.“ \*

Doch nicht nur aus dem Walde zu seinem Haupt holt sich seine Liebe die kühnen Bilder, auch der See zu seinen Füßen dient ihm zu solcher Beute. Ihm ist zu Muthe, „wie dem wilden Fisch in dem Bäre (im Hamen); seine Freiheit neigt sich der viel Lieben zu eigen.“ \*\* Aber bald ist er wieder ein Vogel:

„Die Gedanken mein sie lodet,  
Die fliegen zu ihr geschaart,  
Manch gieriger Sinn, der fliehet nach ihr auf die Jagefahrt,  
Der ist viel hin zu ihr geschwungen.“ — \*\*\*

Auch die Erscheinungen der Natur fließen in seinem Auge zu den glühendsten Bildern zusammen:

„Da die Luft mit Sonnenseuer  
Ward getempert und gemischt,  
Dar gab Wasser seine Streuer,  
Da ward Erde ihr Leib erfrischt,  
Durch ein tugendliches Schmiegen  
Ward sie Freudenfrüchte schwanger;  
Das thät Luft in wil (in Welle) nicht triegen;  
Schauet selbe aus auf den Anger:  
Freude und Freiheit  
Ist der Welte fürgelegt!“ †

Die liebliche Insel Maynau hatte gleichfalls ihren Sängere aufzuweisen. Ritter Arnold von Langenstein (dessen Namen noch ein festes Bergschloß im Hegau führt) und seine vier Söhne gaben, mit Bewilligung des Abtes in der Reichenau, alle ihre Güter, und darunter die Maynau dem Deutschenorden zu eigen. Zwei dieser Söhne kamen nicht zu männlichen Jahren; einer aber, mit Namen Hug, war im Jahr 1298 in dem deutschen Hause zu Freiburg im Breisgau, und kommt dann bis um 1319 als Komthur auf der Insel Maynau vor. Von diesem Hug von Langenstein hat ein edler Freund und Förderer der altdeutschen Liederkunde

\* Manesse I. S. 55.

\*\* Ebend. I. S. 55.

\*\*\* Ebend. I. S. 56.

† Ebend. I. S. 87.

eine Sammlung von Gedichten entdeckt, darunter das Leben der heiligen Martina, im Jahr 1293 verfaßt, ein großes, aus mehr als 30,000 Versen bestehendes Gedicht. Er hat zum neuen Jahre 1826 den Freunden deutschen Gesanges eines jener Lieder mitgetheilt, das die Befreiung eines heidnischen Königes der Litthauer feiert (2. Auflage S. Seemüller in Konstanz).

Auf dem schmalen, hügligten Erdsrücke, der zwischen dem Untersee und dem Ueberlingersee hinläuft, der Riß heißt und beim Eichhorn endet, liegt in der Mitte zwischen beiden Wassern, in einer Wiesenaue, am Rand eines großen Weihers, wo im Sommer unzählige Wasservögel sich sammeln und brüten, fast vergessen von der übrigen Welt, das Dörflein Tettingen, höchst wahrscheinlich die Heimath des Sängers Heinrich von Tettingen, dessen Geschlechte Konradin Lehen in der Umgegend gab. Ein anderes Geschlecht dieses Namens hatte Güter bei Tägerfeld an der Aare. Von jenem Sängers sind nur wenige, aber herrliche Strophen Zeugen eines von der innerlichsten Liebe erfüllten Gemüthes. Er singt:

„Lied, liebes Lied, liebe Frau!  
Lied, Herzens Trost und der Sinne!  
Lied, liebes Lied, liebe Schöne (lieber Anblick)!  
Lied, das mich raubet deine Minne!  
Bei, lieber Leib!  
Seelig Weib!  
Lied, liebes Lied, sehnedes Leid mir vertritt!“

In zweierlei Urkunden vom Jahr 1262 und 1270 erscheint ein Burhard von Tettingen, in der letztern (bei Reugart) mit dem Beisatze dictus Spilmann; deutet dieß letztere auf einen zweiten Sängers in jenem Geschlechte, oder haben die Nachkommen Heinrichs diesen Beinamen von ihm geerbt, oder ist Heinrich im Manesse'schen Roder ein Gedächtnißfehler, und sollte Burhard dafür stehen? Wir entscheiden nichts.

Auf dem rechten Ufer des Bodensees begegnen wir, außer dem schon oben genannten Hohensels in der Nähe von Ueberlingen, den Edeln von Bondorf; bei Heiligenberg (wovon oben gesprochen ist) dem Bürglein der Edelknechte von Ramsberg, das nahe steht und von einem Bauern bewohnt ist. Dann, am See, der uralten Felsenburg Meersburgs, an deren Thurme man in alten Schriftzügen noch Karl Martells Hammer zu erkennen glaubte. In unsrer Periode war sie ohne Zweifel schon ein Schloß des

Bischofs von Konstanz; in früheren Zeiten aber sollen hier die Grafen von Hohrdorf im Namen der Kaiser die Uebersahrt über den See beschützt haben.

Eine halbe Kast vom Flecken Immenstaad gegen Buchhorn zu, unmittelbar am Ufer, stößen wir auf die Sängerbürg Konrads von Helmsdorf, deren Name in den neuen Gebäuden noch fortbauert. Der Dichter lebte und sang in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, und schrieb eine bis jetzt nicht wieder aufgefundenene Vergleichung des alten und neuen Testaments in Versen. Das Geschlecht trug einst das Schenkennamt von Konstanz und besaß auch im Thurgau Güter.

In Buchhorn zeigten jene Zeiten vielleicht noch Spuren vom Wohnsitz der alten Grafen von Linzgau, Kyburgischen Stammes.

Lieber im Lande, außerhalb der Gränzen unsres Bezirks, lagen die Burgen Winterstetten, der Sitz der Schenken von Winterstetten, wo ein Sängerk Ulrich dieses Namens saß, dessen bald mutwillig-scherzhafte, bald wehmüthig-sehnsüchtige Lieder noch tönen; \* und Waldburg auf einem tannenbewachsenen Hügel, mit dem hochberühmten, den Winterstetten verwandten Geschlechte der Truchseffe (s. Topogr.).

Die ältern montfort'schen Schlösser zu Tettwang und Langenargen gehören wohl einer etwas spätern Periode an.

Bei Tettwang war die Burg der Edeln von Summerowe; zwischen Langenargen und Lindau saßen die Edeln Güssen von Güssenberg; ihr Schloßchen gehört seit Jahrhunderten dem Stadtspitale von Lindau.

So haben wir die Runde um den See gemacht, und schließen bei Hohendregenz wieder an.

Aber über den Boden mancher spurlos verschwundenen Ritterwohnung mögen wir, ohne sie zu ahnen, hingeschritten seyn; und mancher Sängerk mag noch am Ufer sich des grünenden Aegers erfreut und sein Lied in den Gesang der Vögel gemischt haben. \*\*

\* Manesse I. S. 59—61 und Beneke's Beiträge.

\*\* Auch fernere Sängerk mag das Geschick jener Zeiten nicht selten an den Bodensee geführt haben. Wolfram von Eschenbach, in seinem Wilhelm von Dranse, bedient sich eines von unserm See entlehnten drolligen Gleichnisses (Heidelberg. Hds. Nr. 404. fol. 95. b.):

Wu seht und funde ein antvoegel

Wu trinken in dem podemsee

Trunke er in gar vj das tet imme we.

Wu pruebe ich potidus her.

Die Muse, die jene alten Sänger begeisterte, ist der deutsche Mai, der jetzt im Blumen- und Bluthendampfe des Angers, der Obstwalder und der Nebenberge am Rhein, und an den üppigen Ufern des Bodensees seinen Lieblingsstuh alljährlich aufschlug. Aber auch die Betrachtung der blauen Fluth, welche Natur im reichumkranzten Becher ihnen spiegelnd entgegenhielt, nährte ihre Phantasie mit den schönsten Bildern, und das Wasser mußte, wie Vogelfang und Mairenbluhe, zum Sinnbild ihrer Liebe dienen; darum spricht ein ungenannter Sänger zur Minne, die er als Botin der Geliebten sendet: \*

Und sag ir vz getruwen Mut  
Frundtschaft, Lieb und alles Gut,  
Von Wunsch ihr dazu Liebes me (mehr)  
Denn tropfen (Tropfen) hab der Bodensee?

## VII. Das Seegebiet unter Rudolph von Habsburg und seinem Sohn.

(R. Chr. 1268—1300.)

### 1. Rudolph als Graf.

Auf die Helden- und Dichterglorie der Hohenstaufen folgt die Prose Rudolphs von Habsburg; aber es ist die gute, treuherzige, kornigte Prose der alten Zeit.

Durch große Reichsleben und muthige Behauptung der Schutzherrlichkeit über seine Nachbarn war das grafliche Haus Habsburg, im helvetischen Alemannien wie im Elsaß, hoch gestiegen.

Rudolph war von dem großen Kaiser, auf dessen Thron er sich setzen sollte, von Friedrich II., aus der Taufe gehoben worden, \*\*

d. h. so übel es einer Ente bekäme, den Bodensee auszurrinken, so schwer würde es dem Dichter, das prachtvolle Heer des heidnischen Königs Podius zu beschreiben.

\* Elsaß. Niederstaal I, 96.

\*\* Im Jahr 1218. — Es ist merkwürdig, daß in demselben Jahr, da eines der ältesten, mächtigsten deutschen Geschlechter in Berthold V. von Zürich erlosch, in Rudolph von Habsburg ein neues Kaiserhaus in derselben Landschaft aufging.

in seinen Armen hatte der Säugling gleichsam die Weihe zum künftigen Herrscheramt erhalten. Zum Manne gereift, dehnte er die Herrschaft seiner Vorfahren nach allen Seiten aus, auch nach dem Bodensee und dem St. Gallischen Land; und diese Abtei kam mit ihm als Nachbarn, Vasallen und Eroberer in nachtheilige Verhältnisse. Er hatte seine, ihm früher abholden Oheime, die kinderlosen Grafen von Kyburg beerbt, und sah sich in einen dreifachen Krieg mit Basel, dem Grafen Montfort und mit St. Gallen verwickelt. Ein kluger und edler Entschluß, der N. E. 1265. seinen ganzen Charakter bezeichnet, befreite ihn von dem letzten dieser drei Feinde.

Der Abt Berchtold beschäftigte sich in seiner Stadt Wil im Thurgäu mit eifrigen Kriegsrüstungen gegen ihn, da trat eines Abends während der Mahlzeit der Thormart in den Speisesaal und sprach: „Herr! der von Habsburg steht vor dem Thore; soll er eingelassen werden?“ Kaum traute der verwunderte Abt seinen Ohren; er konnte nicht glauben, daß sein fürchtbarer Feind allein und wehrlos sich ihm stellen sollte; doch sagte er erstaunt ja und bereitete sich, ihn aufs Beste zu empfangen. Graf Rudolph aber schritt auf ihn zu und sprach freuherzig: „Herr von St. Gallen! wir hatten einen Stoß. Darumb bin ich herkommen. Was ihr durchs Recht han sollt, das ich üch gern lassen will!“\* Ein so edles und würdiges Eingeständniß seines Unrechts rührte den Feind: der Abt bot die Hand zu einem Vertrag, der Beiden vortheilhaft war. Berchtold stand jetzt dem Grafen mit Hugo von Werdenberg gegen Montfort bei (1263); sie zogen vereint das Rheinthal hinauf gen Feldkirch; doch richteten sie nichts aus und küßten ihren Unwillen nur an den Fruchtbäumen und Nebstöcken. Abt Berchtold sicherte sich gegen Montforts Rache durch die Erbauung der Schlösser Blatten und Helldenberg, wie des Thurmes Stettenberg bei Bernang; und durch Besetzung der Schlösser Hufen und Bernang. Dieser Abt, der Freund der Ritter und Sänger, gab den Edeln alljährlich ein herrliches Fest und sparte den Wein nicht, den ihm Bogen, Klesen, das Elsaß und der Neckar sandte, während diese edleren Weine in jener Zeit, selbst in großen Städten noch, eine theure Seltenheit waren.\*\* Zu einem solchen Mable hatte

\* Der Zeitgenosse Kuchmeister, ein St. Gallischer Bürger, erzählt diese Geschichte in seinem vortreflichen Casus, die von 1227—1328 gehen.

\*\* E. Hülfemann, das deutsche Städewesen im Mittelalter. Bonn 1826. I. S. 274.

er im Jahr 1269 gegen 900 Ritter geladen; die Gäste kamen, aber der beste Wein blieb aus; der Bischof von Basel hatte ihn aufgefangen. Dieß nothgedrungene Fasten erbitterte den Abt so sehr, daß er sich schnell entschloß, dem Grafen Rudolph von Habsburg auch gegen den Bischof von Basel beizugehen. Der letztere mußte um Frieden bitten und erhielt ihn. Bald darauf

N. C. 1271. starb Abt Berthold von Falkenstein, von Rittersn und Sängern betrauert und beklagt; aber sein Aufwand hatte drückend auf dem Volke gelastet; dieses sandte ihm keine Thräne nach. Der gemäßigtste unter den kriegerischen Prälaten jener fehdevollen Zeit und Gegend war Eberhard von Waldburg, der Bischof von Konstanz; er stand gut mit dem ganzen benachbarten Abel; nur mit Abt Berthold gerieth auch er manchmal in Streit (1254, 1258); besonders wegen der Insel Reichenau, die sich gern Beide unterworfen hätten.

Ueber der Abtswahl in St. Gallen kam es zu einem zweijährigen verderblichen Krieg, in welchem Ulrich von Ramshwag dem Bischof von Konstanz Bischofszell wegnahm, bis der eine Gegenabt, Ulrich von Güttingen, den Habsburger N. C. 1275. herbeirief, der sich, zum Schirmvogt ernannt, aller Gewalt über die Stiftslande bemächtigte.

## 2. Kaiser Rudolph.

In demselben Jahre führten die Fürsten den Grafen Rudolph von der Belagerung Basels weg (dort war die Fehde neu erwacht) nach Aachen und setzten ihm die deutsche Krone auf. Aller Streit war wie durch einen Zauberschlag geendigt; die sätlichen Edeln Schwabens fuhren glückwünschend zur Krönung; nur die heimlichen Reider knirschten, und der Bischof von Basel sprach: „Sitz fest, lieber Herre Gott, oder Rudolph wird sich auf deinen Stuhl setzen!“

Rudolph ließ die italienischen Händel und arbeitete fest und besonnen an der Ruhe des Reichs und dem Ansehen der N. C. 1274. Kaiserkrone. Er fuhr in den schwäbischen Städten umher und schuf guten Frieden, wie er in vielen Jahren nicht gewesen war.

Die Landvogtei in Oberschwaben gab er seinem Neffen, dem Grafen Hugo von Werdenberg, dem er nachher (1277) im Namen von Kaiser und Reich bewilligte, die Grafschaft Heiligenberg von Berthold, dem letzten dieses Stammes, zu kaufen. Er wie Andre anderswo, sollten besonders die verlorren Reichsgüter

wieder  
Rudolph  
zurückkam,  
Basel.  
Reife. An  
Freiburg,  
heten dem  
König Otto  
Donau fließt  
Ael stand  
von Hofen  
Zübingen.  
gehen (1276)  
sch Dittlar.  
auf dem M  
schen Ritter  
Schlacht re  
Sohn, der  
durch auf  
die er un  
in der S  
Bach, da  
Lebens gef  
Gering (ab  
munt' er u  
3. Graf  
Wären  
der Lanfr  
Konstanz,  
von Habs  
Monifort  
kriegerische  
daran, das  
Semähung  
sich so ge  
im Jahr 1  
Lien, so  
ich wohl,  
ich der

wieder einziehen. Dagegen empörten sich die Fürsten, und als Rudolph von einer Zusammenkunft mit dem Papste zu Lausanne zurückkam, fand er die mächtigsten Grafen Schwabens unter den Waffen. Seine Reichsacht über sie brachte den Bund derselben zur Reife. An der Spitze standen Württemberg, Baden, Helsenstein, Freiburg, Neuenburg und aus unsrer Gegend Montfort. Sie boten dem aufrührerischen Herzog Heinrich von Baiern und dem König Ottokar von Böhmen die Hand. Vom Rhein bis an die Donau stand Alles im Aufruhr; nur wenige vom oberländischen Adel standen treulich bei Rudolph, darunter die Grafen Albrecht von Hohenberg, Hug von Werdenberg und der Pfalzgraf von Tübingen. Dennoch wagte Rudolph dem Aufstand entgegen zu gehen (1276); er siegte im Schwarzwald; in Böhmen unterwarf sich Ottokar. Bei dessen zweitem Aufstande, den er mit dem Leben auf dem Marchfeld büßte (1278), war der Kaiser von den schwäbischen Rittersn, Edeln und Städten besser unterstützt. In dieser Schlacht rettete Heinrich Walthher von Namschwag, Ulrichs Sohn, dem Kaiser das Leben; die Gunst dieser Familie stieg dadurch aufs Höchste; Rudolph belohnte seinen Retter mit Gütern, die er unbedenklich von St. Gallen wegnahm; er gab ausdrücklich in der Schenkung den Grund an: „weil er uns ushub aus dem Bach, da wir niedergeschlagen lagen; damit er uns des Lebens gehalft, und den Fall (Untergang), der uns mit u. e. 1278. Gebing (absichtlich, von Verräthern) uf was gesezt, den wandt' er uns.“

### 3. Graf Wilhelm von Montfort, Abt von St. Gallen.

Während Rudolph in Oestreich verwaltete, zersiel sein Werk, der Landfriede in Schwaben, besonders durch den Bischof von Konstanz, den Namensbruder des Kaisers, Graf Rudolph von Habsburg Lauffenburg, und durch Graf Wilhelm von Montfort, den Abt von St. Gallen. Dieser rastlose, feste, kriegerische Mann setzte die letzten zwanzig Jahre seines Lebens daran, das Umfichgreifen des Hauses Habsburg zu hemmen. Seine Bemühungen waren vergebens, aber sein unbezwungener Wille steht so groß in der Geschichte da, wie die That. Er wagte es im Jahr 1282, den Reichstag von Augsburg ohne Urlaub zu verlassen, so daß der Kaiser in den zornigen Ruf ausbrach: „Nu sey' ich wohl, daß der Abt mich und meine Kinder nit minnt; nu will ich och der feyn, der ihn und sein Gotteshaus hindern will, diwil



ich lebe!" Jetzt verzweifelte der Abt an der Gnade, er sammelte in unbefonnenem Grimme zu Wil eine Schaar Edelknechte, fiel mit ihnen auf das ihm zum Troste von Rudolph erbaute und mit St. Gallischen Edelleuten bevölkerte Schwarzenbach an der Thur und zerstörte es. Doch konnte er, wie vorauszusehen war, der kaiserlichen Macht nicht in die Länge widerstehen. In Kurzem stand er im kaiserlichen Postlager zu Herwartstein und mußte von Rudolph die harten Worte hören: „Ihr hant (habt) dem Rich und uns das gröste Lafer gethan, das ihm je beschah, seit ich König war.“ Der Abt fiel vor dem Kaiser auf ein Knie nieder und sprach: „Herr darum bin ich hier; was ich gethan hab, daz ich das bessern will unz (bis) an üwer Gnad!“ Dennoch kam ein Vergleich zu Stande: der Abt Wilhelm kehrte heim und legte Besatzungen in seine Klöster; mit ihm rüsteten sich seine Brüder Friedrich von Montfort, Bischof zu Chur, Rudolph von Montfort, Herr von Tettwang und Sigmaringen und Petrich von Griesenberg im Thurgäu zum Kriege. Der Kaiser vergaß seine gewohnte Mäßigung gegen den Abt; er that ihn durch ein geistliches Gericht in den Bann, entsetzte ihn von der Abtei und bestellte Konrad von Gundelfingen zum Abte. Bei Annäherung des kaiserlichen Heeres flüchtete Wilhelm nach Wil und, dort nicht mehr sicher, auf die alte Toggenburg, wo er den Winter über ruhig vom Raube der Umgegend lebte. Inzwischen wagten sein Bruder, der Bischof und Heinrich von Griesenberg einen Streifzug von Chur nach Feldkirch; aber auf der Au von Balzers lag Hugo von Werdenberg im Hinterhalt und die Heimkehrenden wurden von ihm nach kühnem Widerstande gefangen und in den Thurm von Werdenberg geworfen. Der Bischof wollte sich an zusammengebundenen Tüchern zum Fenster herablassen und fiel zu Tode, der von Griesenberg ward erst nach drei Jahren gegen ein Lösegeld frei. Neuchâtenburg bei Lindau, eine St. Gallische Besetzung, nahm der Kaiser selbst mit Waffengewalt; Lanx, das Schloß in den Appenzeller Bergen, eroberte der Asterabt. Toggenburg fiel vor des Kaisers Sohn, dem jungen Rudolph, durch Verrätherei; Wilhelm sich wie ein gejagtes Wild hin und her, flüchtete zu seinem Bruder Ulrich nach Bregenz, und, auch hier verjagt, ins wilde Gebirge auf Aspermont, das rhätische Schloß seines dritten Bruders, Heinrichs, der Domprobst von Chur war.

Indessen hatte Rudolph den niedern Adel und die kleineren Stifte und Städte gegen die großen Landesherren in Schuß

genommen und Landfrieden gemacht. Dann war er im Vorgefühl seines Todes, mit dem Ausruf: „Wohlauf nach N. S. 1291. Speyer!“ selbst zu seinem Grabe geritten.

Sein Tod befreite den Abt Wilhelm aus seinem langen Elend; er kam aus dem rhätischen Gebirge hervor, setzte sich mit Hülfe der Bürger wieder in St. Gallens Besiz und rüstete mit allen Feinden Rudolphys im Oberlande, besonders dem Bischof von Konstanz, gegen Albrecht von Oestreich, des Kaisers Sohn. Entgegen standen diesem Bunde, neben andern Herren im Thurgau und Elsaß, besonders die Grafen Hug und Rudolph von Werdenberg. Plötzlich zeigte sich der Abt im offenen Felde gegen den einäugigen Hügli, den Grafen von Werdenberg, Bogt von Rheinegg, und gegen den Bogt des Pfisterabts, Ulrich von Ramschwag; den falschen Abt selbst jagte er nach Schwarzenbach; ging über den See, nahm Neuravensburg weg, und mit dem Bischof von Konstanz die Stadt Buchhorn im Sturm. Aber jetzt erst erblickten sie die Rauchsäulen, die jenseits des Sees aus dem Stiftslande aufstiegen. Hug war mit Thurwählischer Mannschaft auf Appenzell gezogen und hatte die Berge mit Raub und Brand verwüthet. Der ihm zu dieser Mordbrennerei gerathen hatte, war Ulrich von Ramschwag; als er aber von seinem Schlosse aus die Greuel sah, ensetzte er sich über sein eigenes Werk und starb an der Neue. Der Abt und Bischof kehrten um; doch wurde der Krieg mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. Im Niederholz bei Norschach siegten die St. Galler über den Ramschwag, aber Ulrich von Montfort fiel (24. Februar 1292).

#### 4. Albrecht, Rudolphys Sohn, am See.

Dagegen schlug Hugo die Zürcher und Konstanzler am Oftertag, und Herzog Albrecht erschien mit seinem siegreichen Heere. Er nöthigte den Bischof von Konstanz, den Grafen von Rapperswil und die Zürcher zum Frieden. Der Graf von Nellenburg hörte von Stodach aus seinen riesenhafsten Thurm auf der Nellenburg in Flammen zusammentragen; auch die Grafen von Montfort unterlagen und Abt Wilhelm mußte sich zu Wil ergeben.

Sie alle befreite die Kurfürstenwahl des Grafen Adolph von Nassau zum deutschen Könige von ihrem Feind. Albrecht eilte, ohne die Konstanzzerfehde zu beendigen, nach Oestreich, und rüstete sich zum Kriege. Dann erschien er mit Heeresmacht in Schwaben

und zog über Mindelheim durch das Thurgau und seine Stammgüter im Argau in das Breisgau. Zu dem einäugigen Albrecht hatte sich sein einäugiger Freund Hugo von Werdenberg und alle alten Anhänger des Oberlandes gestellt, auch die Grafen von Montfort, uneinig unter sich, sonst seine Feinde, fielen ihm zu; auf seiner Seite stand auch der Bischof von Konstanz, Heinrich von Klingenberg, der Kanzler seines Vaters Rudolph.

Auf Adolp's Seite war fast der einzige in dieser Gegend, der Todfeind Habsburgs, der Abt Wilhelm von St. Gallen. Albrecht zog mit 20,000 Mann schlagend durchs Breisgau, wo sein Freund und Oheim, der Minnesänger Graf von Sailerloch, für ihn den Leonidastod farb. Da fielen die Churfürsten von Adolp ab und führten Albrecht. Die Dreitagschlacht am Hasenbühl bei Dypenheim, wo Adolp, von seinem Gegner Albrecht in den Arm verwundet, sank, bekräftigte diese Königswahl (2. Juli n. C. 1298. 1298). Abt Wilhelm von Montfort hatte treulich in Adolp's Heer ausgehalten: er focht mit seinen Schwaben auf dem linken Flügel, als ihnen die Rosse unter dem Leibe getödtet waren, zu Fuße fort. Erst nach Adolp's Tode floh er, ward gefangen und von den Wormsern mißhandelt. Die Montforte, seine Vetter, legten Fürbitte bei dem Kaiser Albrecht für ihn ein; so ward er freigelassen. Bettelnd, aber auch in seinem Falle mit Ruhm bedeckt, zog mit wenigen Rittern der Abt nach dem Bodensee. In St. Gallen angekommen, ließ er den Muth nicht sinken. Er schränkte sich auf alle Weise ein, um seine treuen Freunde zu belohnen und in der Stille Burgen gegen seinen Feind zu bauen; das Letztere war jedoch nicht nöthig. Kaiser Albrecht kam, nach abgehaltenem Reichshofe zu Nürnberg auf einige Wochen nach Konstanz und ehrte hier Heinrich den Bischof\* und seinen Bruder Ulrich, die Klingenger, auf alle Weise. Ihnen zu Liebe verzieh er auch dem Abte Wilhelm von Montfort, zeigte sich zu gütlichem Vergleiche geneigt und versprach die Abbrechung Schwarzenbachs. Abt Wilhelm hoffte von diesem Vertrage Ruhe für sein Alter, aber ehe der Vergleich versiegelt war, starb er den 13. Oktober 1301.

\* Dieser, als Verweser der Reichenau, verschaffte dem Kaiser die reichenauiße Stadt Rudolph's, etc.

Albrecht  
ein zahlreich  
heißten des  
und die Fre  
der Kaiser  
Sehn ersch  
gangen alt

Im  
die Landes  
schlossen  
Namen  
verfolgten  
unbarberg  
lung, ein

Nach se  
beiden Thron  
Ludwig v  
Bürzgenhum  
lich von G  
unternehm  
hat das W  
Eregegend  
ndberg-S  
an Werde  
ihm waren  
der Truchse  
auf Zwickel  
und Konstanz  
sich alle D

## Das vierzehnte Jahrhundert.

VIII. Kampf und Sieg des Bürgerthums  
am See.

Nach Chr. 1300 — 1414.

## 1. Die Fehde um das Reich. Ludwig der Baier am See.

Albrechts Bemühungen, aus Schwaben, Elßas und Helvetien sich ein zusammenhängendes Erbreich zu bereiten, erweckten den Freiheitsfinn des letztern Volkes; der Eidgenossenbund trat ins Leben und die Freiheit der Schweiz ward begründet. Ehe sich der Kaiser rächen konnte, wurde er von seines Bruders H. C. 1308. Sohn erschlagen. So war die Reichsunabhängigkeit des ganzen alt-alemannischen Landes gerettet.

Im Schrecken über jenen Mord schlossen alle Städte ihre Thore, die Landesherren verwahrten Schlösser und Burgen, die Parteien schlossen Bündnisse; in St. Gallen ward der Abt Heinrich von Ramstein Kriegsvolk, um gerüstet zu seyn. In den obern Landen verfolgten die Herzoge von Oestreich Kaiser Alberts Blutrache auf unarmherzige Weise. Der neue Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg, ein kinderloser Fürst, ward wenig geachtet.

Nach seinem Tode entbrannte der Krieg zwischen den H. C. 1313. beiden Thronbewerbern Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern, der Kampf der Adels herrschaft und des Bürgerthums. Friedrichs Bruder Leopold, klein und unansehnlich von Gestalt, aber geist- und kenntnißreich, lebhaft, tapfer, unternehmend, unermüdblich, von unbekränzter Familienliebe beseelt, that das Unmögliche für seines Bruders Sache und rief die ganze Seegegend unter die Waffen. Er erneuerte den Bund mit Werdenberg-Sargans, auch die Brüder Hug, Heinrich und Albrecht von Werdenberg zwang er mit Wassengewalt auf seine Seite. Mit ihm waren die Grafen von Beringen, Nellenburg, Fürstenberg, der Truchseß von Walzburg, der Freiherr Hans von Klingenberg auf Tziel, der stärkste Ritter seiner Zeit, die Bischöfe von Chur und Konstanz, alle Städte um den Bodensee bis auf Konstanz, fast alle Oberschwabens. Das untere Land war auf Ludwigs Seite;

von den obern Landen nur die schweizerischen Waldstädte und der Graf Berthold von Graispach-Neuffen.

Nach der Schlacht bei Mühlthorf traten die Montfort und die Werdenberg auf des Siegers Ludwigs Seite. Leopold hatte sich mit der Belagerung von Tettnang, der Burg Wilhelms von Montfort, Landvogts in Oberschwaben, aufgehalten, und ließ sich nur durch die Bitten der tugendfsamen Gemahlin Wilhelms zum Abzuge bewegen (1323). An der bayerischen Gränze, an der Spitze seines schwäbischen Heeres erfuhr er die Niederlage seines Bruders. Aber er fuhr fort, zu Befreiung des Gefangenen, die obern Lande zu bewegen und starb, im Elsaß kriegend, als Meister n. e. 1326. von Schwaben.

Während Ludwig, von Wilhelm von Montfort be- n. e. 1329. gleitet, gegen den Papst zog, der ihn in den Bann gethan hatte, machten die oberchwäbischen Städte, namentlich Ravensburg, ein Landfriedensbündniß, dem auch der Bischof Rudolph von Konstanz und der Graf Ulrich von Montfort-Bregenz beitraten.

Friedrich war gestorben. Die Herzoge von Oestreich kriegten fort, bis sie müde wurden; dann unterwarf sich auch der noch übrige oberchwäbische Adel dem Baiern; der Papst, vereinzelt, vermochte nichts mehr gegen ihn, und Kaiser Ludwig, über den noch jüngst mit Glockenschall und bei angezündeten Lichtern von den Kanzeln herab der Bann ausgesprochen war, zog durch n. e. 1330. das habsburgische Gebiet gekrönt und herrlich ins Bisthum Konstanz ein. In Ulm unterwarfen sich dem Kaiser die Städte, darunter Lindau, St. Gallen, Konstanz, Ueberlingen, Pfullendorf, Ravensburg; in Augsburg wurde der Landfriede geschlossen; seitdem hingen die östreichischen Herzoge treu am Kaiser. Dieser stützte sich auf das Oberland; Oberschwaben waren seine liebsten Räte; die Edeln dieses Landes lohnte er auf alle Weise: dem Grafen Friedrich von Zollern wurde die Judensteuer zu Ueberlingen angewiesen; Graf Hugo von Montfort-Bregenz im Besitze der ihm von Friedrich verliehenen Stadt Leutkirch bestätigt; Johann Truchseß von Waldburg erhielt Freiheiten für Jßny.

## 2. Die Bischofsfehde von Konstanz.

Der große Friede machte jedoch den kleinen Fehden in unsrer Gegend kein Ende. Ein heftiger Streit brach über der zwifigen Bischofswahl zu Konstanz aus, wo nach Bischof Rudolphs Tode

die Einen Albrecht, Grafen von Hohenberg, wählten, die Andern Nicolaus von Kenzingen. Des Letztern v. C. 1333. Geld errang des Papstes Bestätigung und Nicolaus nahm vom Bisthume Besitz. Dafür zog Albrechts Vater, Graf Rudolph von Hohenberg, mit bewaffneter Macht gegen Meersburg, das Nikolaus besetzt hielt.\* Graf Rudolph rief den Kaiser Ludwig zu Hilfe, und dieser, aus Feindschaft gegen den Papst, erschien (wie ein Söldling des Grafen, sagen seine Feinde) und führte ein Heer der benachbarten Städte mit sich, das jedoch unwillig folgte. Der Kaiser und der Graf belagerten nun gemeinschaftlich die Stadt viele Wochen lang. Aber im Schlosse von Meersburg saßen unermüdete, in Schlachten geübte Krieger, die mit Wurfmaschinen die Stadt tapfer vertheidigten, Ausfälle wagten, die, so den Mauern zunächst standen, niederhieben, die Fliehenden, das Schwert im Rücken, verfolgten. Auch auf dem See rüsteten die Meersburger Raubschiffe aus, bemächtigten sich der feindlichen Frachtschiffe und führten sie im Triumphe heim. Sie selbst erhielten täglich aus dem befreundeten Konstanz Getreideschiffe, die ihre Kriegsschiffe sicher in den Hafen von Meersburg geleiteten. Unter den Belagerten zeichneten sich durch ihre Tapferkeit aus ein Graf von Toggenburg, Kanonikus von Konstanz, und ein erfahrener Kriegsmann, Namens Jasso, der Pfeilschützen und andere Krieger auf Schiffe setzte, die feindlichen Rachen verfolgte und auf den eroberten wie ein Löwe wüthete. Er warf sein Reg in dem See aus und fing sie wie Fische, sagt der Berichtstatter. An diesem Widerstand erlahmten die mächtigen Belagerer, und obgleich der Graf von Hohenberg geschworen hatte, nicht abzustehen, bis er der Jungfrau Maria (der Schutzpatronin des Hochstiftes) das Hemde vom Leib gezogen, so war es ihm doch selbst nicht unwillkommen, als der in Böhmen drohende Krieg den Kaiser abrief, und dieser sich daher gerne von Herzog Albrecht von Oesterreich, der, seine habsburgischen Lande bereisend, an den See kam, mit Anstand von der Belagerung Meersburgs abziehen ließ. Der Kaiser zog eilig mit dem ober-schwäbischen Adel gegen König Johann von Böhmen. Nikolaus blieb im Besitze des Bisthums; er hatte zum Danke für seine Rettung mit 270 Rittern unter Herzog Albrecht gedient. Als man vor einigen Jahren ein Stadthor und einen Theil der Stadtmauer zu Meersburg abtrach, fand man in dem eichenen Gebälke des

\* Vitoduran. ap. Eceard. Corp. Histor. I. p. 1810 sq.

Schwab, Bodensee.

Thurms noch viele eingeschossene Bolzen stecken, und in den Gräben eine Menge Gebeine jener Belagerer.

Um diese Zeit wurde am Bodensee, wie anderswo, auf eine gräßliche Weise gegen die Juden (die verhaßten Wucherer) gewüthet, auf die der Aberglaube alle Frevel einer sittenlosen und anarchischen Zeit wälzte.\* Zu Konstanz sollte ein Christ die Hostie an Juden verkauft haben und eine fanatische Magd schrieb: der Leib Christi wird von den Juden entseßlich gemariert! Darauf griff das rasende Volk die nächsten besten Hebräer und schlachtete sie mit dem Beil, wie Stiere; zwölf wurden verbrannt, zwölf in den Rhein geworfen. Einige vornehme Bürger von Konstanz hatten den edeln Muth, sich der übrigen anzunehmen und sie zu retten. Man schalt sie von den Juden bestochen, und der Geschichtschreiber erzählt, es sey ihnen im Leben nichts geglückt und der Himmel habe ihre Vertheidigung der Verworfenen mit einem frühen Tode bestraft.\*\*

Zu Ueberlingen fand man die verstümmelte Leiche eines von seinen Eltern vermißten Knaben in einem Baße; die Eltern heulten durch die Stadt und klagten die Juden als Urheber des Frevels an; die Art der Wunden, ihr Aufbrechen und Bluten, als der Leichnam vor den Häusern der Juden vorbeigetragen wurde, schien Beweises genug. Unter dem Vorwande, sie zu retten, rief man die geängsteten Juden in ein hohes, feineres Haus; hier zündeten die Bürger einen im Erdgeschoß heimlich aufgethürmten Scheiterhaufen an; die Juden flüchteten von Stock zu Stock, einige erkletterten das Dach. Umsonst! das ganze Haus, in das die Treulosigkeit der Christen gegen 300 Juden gelockt hatte, ging mit den Unglücklichen, die in verzweifelter Wuth, Steine, Messer, Schwerter, Balken des brennenden Hauses auf die gassende Volksmenge herunter schleuderten, in den Flammen auf. Einige stürzten sich aus dem Brande zu den Fenstern heraus; sie wurden vom Volk aufgefangen und niedergemetzelt, ihr Hirn an den Mauern eingeschlagen.

Diese Verfolgungen, von Jahrzehenden zu Jahrzehenden wiederholt, erzeugten unter einem durch Druck schon lange feig und scheu gewordenen Volke Beispiele des herrlichsten Heldenmuthes.

\* Vitodur. p. 1807. 1815.

\*\* Dagegen sagt 150 Jahre später der aufgeklärtere Stumpf in seiner Schweizerchronik (vielleicht aus Badian) von den Juden unumwunden: „und befand sich doch ihre Unschuld.“

Im Jahr 1349 zündete ein während des Judensturms zu Konstanz zur Taufe genöthigter Jude sein eignes Haus an, und rief, seine zwei Kinder im Arm, er wolle sterben als ein frommer Jude! Im Jahr 1390 fiel ein Jude vor dem Bürgermeister von Konstanz auf die Knie, bat, man möchte ihn verbrennen, weil er sich an Gott versündigt, sein Judenthum verlassen und zur Taufe verführt worden. Da er nicht abließ zu flehen, ward ihm die Bitte gewährt und er am 20. September öffentlich verbrannt!

Doch zurück zu unsrer Periode. Am Bodensee hatten die Händel kein Ende. Die Freiherren von Tengen singen und sperren den Bischof von Konstanz auf Hohenhöwen ein. In den Fehden zwischen dem von Enne und dem von Rosenberg, in die sich Graf von Montfort-Bregenz legte, nahm Eberhard von Teck als Landvogt von Oberschwaben die Burg Grimmstein weg; doch räumte sie Leopold auf Montforts Fürbitte dem von Enne wieder ein. N. G. 1357.

Die Aebte von St. Gallen waren vor ihren eigenen Dienstleuten nicht sicher.

Die Ritter von Klingenberg-Twiel bekriegten die Herren von Bodmann und legten die Dörfer um den See in die Asche. Herren und Städte, Abel und Bürgerschaft lagen einander in den Haaren.

### 3. Die Städte.

In den Städten war der Bürgerstand, vom Kaiser begünstigt, durch Zünngen und Zünfte erstarkt, so daß er nicht füglich mehr von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeschlossen werden konnte. Die Scheidewand zwischen den edeln Geschlechtern und den wohlhabenden Handwerkern wurde überall niedergeworfen, zuerst am Niederrhein; jetzt auch in Schwaben; N. Gb. 1341  
bis 1346. im Oberlande zu Ulm, Biberach, Konstanz und Lindau.

An den drei letztern Orten wurden die Widerstandleistenden edeln Geschlechter gewaltsam ausgeschafft; sie wandten sich an den Adel, Krieg und schreckliche Verwirrung entstand. Der Kaiser mußte ins Mittel treten. Ihm, ihrem Beschützer, blieben die Städte immer treu ergeben; sie erweiterten in den stürmischen Zeiten Mauern und Macht. Dagegen singen die Landesherren an zu wanken; ihre Süßquellen versiegten; der höhere Adel bedrückte den niedern; daraus entstand Mißvergnügen, Trennung, Fehde im Schoß der



Familien, im Thurgau ein offner Aulstand des Adels. Kaiser Ludwig ſelbſt war genöthigt, in Verbindung mit Abt Herrmann von St. Gallen gegen die öſtreichſch geminneten Grafen von Montfort auf Bregenz zu ziehen, und legte zu dem Ende kaiſerliche Völker nach Bernang und Hohenems (1345). Daß aber ſeine Schaar einen Angriff auf Feldkirch machte und dieſer mißlang, hat uns eines der älteſten deutſchen Spottlieder (ſ. Laßbergs Liederſaal III. Nr. CLXXXVII), in welchem beſonders der kaiſerliche Feldhauptmann, Graf von Hohenberg, in den Grund der Hölle verſucht wird, aufbewahrt. Die Sitten verwilderten unter dieſen Stürmen auf eine gräßliche Weiſe, zwei Truchſeſſen von Waldburg ſetzten ihre eigene Mutter gefangen; Ulrich von Montfort-Feldkirch, ein achtzigjähriger Greis, wurde von ſeinen nächſten Anverwandten, Hugo und Rudolph (1343), in den Kerker geworfen und nach ſeiner Befreiung wieder bekriegt. Viel ſchwäbiſche Ritter gehen in fremden Sold. In der Umgegend ſelbſt wird ſchamlos geraubt: Graf Rudolph von Montfort, mit Ems im Kriege, läßt vierzig deutſche Lanzknechte, die mit Beute aus der Lombardei kamen, niederwerfen und plündern. Dieſen Zuſtand des Adels benüßten die Städte. Die von Ravensburg zogen, geringer Beſchwerden halber, vor Waldſee und brachen das Schloß. In der letzten Stadt hatte des Kaiſers Sohn, Stephan, Herzog in Baiern, als Landvogt von Oberſchwaben ſeinen Sitz, er züchtigte mit Hülfe der ſchwäbiſchen Bundesſtädte den empörten Grafen von Montfort. Inzwiſchen ſlog ein neuer Bannſtrahl des Papſtes gegen den Kaiſer über die Alpen; der Adel fiel von ihm ab, und unverſehens ſtarb Ludwig auf der Jagd (11. Oktober 1347).

#### 4. Kaiſer Karl IV.

Grafen und Herren eilten nach Ludwigs Tode, dem neugewählten Kaiſer Karl IV. von Luxemburg, der noch zu deſſen Lebzeiten als Gegenkönig bewaffnet aufgetreten war, zu huldigen. Aber ein und zwanzig Städte, darunter aus unſrer Gegend Leutkirch, Wangen, Pfundersdorf, Ravensburg und die Seestädte Lindau, Buchhorn, Ueberlingen, Konſtanz und über dem See St. Gallen traten in ein Bündniß zuſammen, ſchickten Abgeſandte nach Ulm und huldigten dem neuen Kaiſer nicht eher, als bis er ihre Freiheiten beſtätigt hatte.

Die Pest, die bald darauf ganz Europa heimsuchte, wüthete auch an unserm See; der grausame Aberglaube der Zeit gab auch dieses Uebel den Juden schuld, deren mehrere in Konstanz und St. Gallen lebendig verbrannt wurden. N. E. 1348.

Weder der Anfang des großen Städtekrieges noch die Reichsfehde gegen die Züricher berührt unsre Gegend. Sie blieb in guter Ruhe, und im Jahr 1352 erschien Kaiser Karl selbst mit prachtvollem Gefolge am Bodensee und verweilte zu Konstanz, „wunderbar ergriffen von der Schönheit des Orts und der Gegend.“ Dieser Friede wurde im Jahr 1355 durch eine grausame That der Rache unterbrochen. Konrad von Homburg, ein Edler, hatte Fehde mit Bischof Johannes von Konstanz. Im Zorn über unzugestandene Forderungen fiel er in Gottlieben ein, plünderte und steckte das Dorf in Brand, schlich sich in Konstanz ein, betrat am 21. Januar den bischöflichen Pallast und ermordete den Bischof beim Mahle. N. E. 1352.

Im Jahr 1360 waffneten sich unsere Seestädte Konstanz, Ueberlingen, Lindau und St. Gallen nebst den Grafen Heinrich von Montfort und von Fürsberg, mit andern Städten gegen ihre Unterdrücker, den Grafen Eberhard von Württemberg und Herzog Rudolph IV. von Oestreich, der sich schon Herzog von Schwaben nannte. Die Anmaßungen der Letztern wurden mit Waffengewalt zurückgewiesen. N. E. 1360.

Wenzels Wahl zum römischen Könige, die sein Vater Karl betrieb, veranlaßte einen neuen Städtebund, in den auch die Seestädte traten. Dieselben erhuben sich, als dem Grafen von Württemberg einige Reichsstädte verpfändet wurden, fielen in sein Land und verbrannten Tuttlingen und den Mägdeberg; die Fehde zog sich tiefer ins Württemberger Land hinein, Carl und Wenzel traten auf die Seite der Städte; und bald erschien ein Heer der Bodenseestädte, verbündet mit den Eßlingern und Neutlingern, vor der Hauptstadt des Grafen. Sie belagerten Stuttgart vierzehn Tage lang und zogen erst, nachdem sie die ganze Markung verheert hatten, wieder heim (1377). Während Eberhard mit den Städten in Fehde war, gewann Herzog Leopold von Oestreich, um was jene stritten, nämlich die großen Reichsvogteien in Schwaben. N. E. 1379.

### 5. Zerfall der Häuser Montfort und Werdenberg.

Die Herzoge von Oestreich hörten in diesem Zeitraume auf zu erobern, aber sie entschädigten sich durch reiche und glückliche Erwerbungen, und bald war in der Mitte und im Umfange von Schwaben, aufwärts am Rhein und längs der Donau ein beträchtlicher Theil österreichisch. Nur die Besitzungen der Grafen von Montfort im Vorarlberge, der Grafen von Werdenberg und der Pfalzgrafen von Tübingen schieden noch Oestreichs schwäbische Lande von seinem Tyrol. Das erste Haus, das dem Andränge des mächtigen Nachbarn wich, war das schuldengedrückte Montfort; kurz nach der Erwerbung des Breisgans erhielt Herzog Leopold von Oestreich vom Grafen Rudolph von Montfort die ganze Herrschaft Feldkirch um den Kauffchilling von 30,000 fl., ein Landsfrich, der noch heutigen Tages wesentlich für Oestreich ist. Zu gleicher Zeit zerfiel das alte Haus der Pfalzgrafen zu Tübingen.

Die Grafen von Werdenberg waren noch mächtig genug, vor ihrem Untergange gegen sich selbst zu wüthen und durch Familienzwietracht denselben herbeizuführen. Ihr Stamm hatte sich schnell und weit ausgebreitet. Schon vor dem Jahr 1329 theilten sie sich in die Stämme Werdenberg-Sargans und Werdenberg-Heiligenberg; denn Berthold von Heiligenberg, der letzte seines Hauses, hatte mit Bewilligung von Kaiser und Reich, seine Grafschaft an die Grafen von Werdenberg verkauft (1277). Jeder Stamm trieb wieder mehrere Aeste. Die Heiligenberger besaßen Werdenberg, Rheinegg, Rütli bei Blatten und Bludenz, die Reichsvogteien über Höchst, Bernang, Marbach und Altsätten, das Schloß Freudenberg und viele Besitzungen in Rhätien; dazu Heiligenberg und in dessen Nachbarschaft Siegmaringen, Jungnau, Trochteltingen auf der schwäbischen Alb, Schmalegg; diese letzteren Besitzungen hatte ums Jahr 1288 Graf Hugo von Werdenberg als Landvogt in Schwaben erworben. Sein ältester Sohn Albrecht übte Gewaltthätigkeiten gegen die Nachbarn aus; seine Dienstleute, die Maier aus Altsätten, arge Räuber in der Umgegend, hatten den Bürgern von Lindau und St. Gallen „etwas Schmach bewiesen“. Dafür zog der schwäbische Bund, in welchem auch die Schweizer- und Seestädte, der Bischof von Konstanz, der Graf von Montfort-Feldkirch und andre waren, gegen ihn aus, zerstückte Altsätten und verheerte seine Besitzungen

im Rheinthal (15. August 1338) und um Heiligenberg. Dieses Albrechts Sohn, Albrecht der Jüngere, hatte vier Söhne, von welchem Albrecht der Ältere Bludenz und Rüti, Albrecht der Jüngere Heiligenberg, Hugo Werdenberg und die Güter im Toggenburg, Heinrich Rheinegg erhielt. Dies die Heiligenberger.

Vom Stamme Werdenberg-Sargans war das Haupt Graf Hartmann, Bruder des obengenannten Landvogts Hugo von Werdenberg-Heiligenberg. Er hatte drei Söhne: Rudolph von Sargans, Hartmann, den Domherrn zu Bamberg, und Hugo, der durch seine Frau Bogt zu Pfeffers ward. Von dessen zwei Söhnen erhielt Rudolph Sargans, Hartmann Baduz; Rudolph wurde, aus Italien zurückgekehrt, von unbekannter Hand erschossen und hinterließ einen Erben, Hans. Hartmann hatte drei Söhne, einen gleichnamigen, der Bischof zu Chur wurde, Rudolph und Heinrich; der letztere, der nur Töchter aus zweiter Ehe hatte, half seinem Bruder, dem Bischof, im Kriege gegen Rhäzüns. Darüber verarmten die Brüder, verpfändeten die Herrschaft Baduz an ihre drei Stiefbrüder, die Herren von Brandis, und verkauften ihrem Vetter Hans das Recht, die Pfandschaft an sich lösen zu dürfen. Dieser Hans war Herzogs Leopold von Oestreich Dienstmann für alle größern Kriege.

Wie die Montfort im vorigen Jahrhunderte, so arbeiteten jetzt die beiden Hauptäste der Werdenberg gegenseitig an ihrem Untergange. Die Brüder, Albert der Ältere von Bludenz und Albert der Jüngere von Heiligenberg, schlossen mit ihren Neffen Rudolph und Hugo, Herren von Rheinegg, ein förmliches Trugbündniß gegen den Grafen Hans von Sargans; dieser dagegen verbündete sich mit seinem Vetter Grafen Heinrich von Baduz, dessen Bruder dem Bischofe von Chur und mit Burhard dem Abte von Pfeffers. Hans ging auf das Schloß Wartau im Rheinthale los und eroberte es. Doch der Dienstmann dorex von Rheinegg, Jos Maier von Altstädten, nahm ihnen die Burg wieder durch Ueberrumpelung. Endlich vermittelte der Graf Heinrich von Montfort-Lettmang: Wartau wurde von ihm dem Herrn von Rheinegg zugesprochen.

Diese Kriege stürzten beide Familien in Schulden und nöthigten sie zu Veräußerungen. Die Gebrüder Albert verkauften Bludenz an Oestreich, Rüti an Pfeffers; Albert der Jüngere das

Heinthal an Desreich, das Schloß Freudenberg an den Ritter Ulrich von Embö. Ebenso verkaufte die Familie Sargans eine Besizung nach der andern: Graf Rudolph mehrere Höfe am Rhein an Pfeffers; seine Söhne Heinrich und Hartmann Rebstein an den Ritter von Embö. Endlich verpfändete Graf Hans die Herrschaft Sargans selbst, mit den schönen Eisenschmelzen der Herren von Greifensee, und den einträglichen Forsten und Jagden.

### G. Freiheitsregungen in der Stadt St. Gallen.

Die Herrlichkeit des Adels geht in diesen Gegenden <sup>N. E. 1360</sup> zu Ende. Die Geschlechter, die seit Jahrhunderten an <sup>bis 1400.</sup> beiden Ufern des Bodensees im Glanze geherrscht, verarmen, versinken eines um das andere, \* aber neben und über ihrem Grabe regt es sich und blüht in frischem Leben; die Städte befestigen die schon errungene Freiheit, andere arbeiten sich unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich zu ihr empor, und bald werden wir zur Seite der zwei großen Grafengeschlechter am Rheine, deren Zerfall so eben an unsern Augen vorübergegangen ist, ein Volk von Hirten die Fesseln seines geistlichen Oberherrn abstreifen und hinter dem Bollwerke seiner Gebirge ein freies Gemeinwesen begründen sehen, das bis heute sich erhalten hat, weil es mit Kraft und Mäßigung auf dem Grunde der Gerechtigkeit begonnen ward. —

Die ersten Regungen eines freien Bürgerthums in der Stadt St. Gallen bemerken wir unter Abt Jörg von Warenberg, dessen lästige Sparsamkeit, mit welcher er das unter seinem Vorgänger, Hermann von Bonstetten, verarmte Stift nicht <sup>N. E. 1360.</sup> ohne Glück wieder emporzubringen trachtete, in den Untertanen zuerst den Hang zur Freiheit erweckte. Im Rücken und vor den Augen hatten sie junge Freiheitsbündnisse; dort das der Bergbewohner Helvetiens in den vier Waldstädten; hier in den Ebenen Schwabens den Bund der freien Reichstädte; aber die Reichstädte litten nicht, daß fremde Untertanen in ihrem Bunde

\* Die Grafen von Heiligenberg, durch fromme Vergabungen verarmt, hatten nichts mehr, als die Gerichtsgefälle der Grafschaft. Die Tempelherren wußten ihnen sogar ihre Stammburg auf dem alten Heiligenberg abzuschwächen, und die Grafen bewohnten sodann einen kleinen Burghall unter dem Berge.

sich dem Gehorsam ihrer Herrn entziehen: die Bergbewohner hingegen boten jedem, der sich befreien wollte, unbedenklich die Hand; sie boten sie auch St. Gallen, und nur ein Vergleich des widerstrebenden Abtes kam einem offenen Abfalle der Stadt zuvor. Nun wurde die Sache so angeordnet: Zweimal des Jahrs soll der Abt den Rath der Stadt nach alter Gewohnheit bestellen, soll ferner allen Rathsversammlungen vorsitzen, alle Civilsachen richten; dem Hofgerichte sitzt er selbst, oder der Probst oder ein Kapitular vor; dem Lehenngerichte der Abt allein. Die Stadt hat keine Gerichtsbarkeit über das Stift; sie entrichtet dieselben Steuern, wie die Gotteshausleute: das Münzrecht gehört dem Abt. N. E. 1373.

Während Abt Jörg so sich die wesentlichen Rechte rettete, stärkte er sich von Außen, indem er den Grafen Friedrich von Zol-tern und Albert von Klingenberg in seine Dienste nahm, auch mit Grafen Rudolph von Montfort-Feldkirch dem Aeltern und der Stadt Lindau ein Bündniß auf fünf Jahre einging. Dadurch wurden die Unterthanen im Zaume gehalten, zumal da Herzog Leopold von Oestreich in der Nähe war. Allein noch bei Abt Jörgs Lebzeiten erschlich die Stadt St. Gallen vom Kaiser das Recht, neue Bürger annehmen zu dürfen und an der Stelle des äbtischen Stadtammanns die Gerichtsbarkeit selbst zu üben. N. E. 1375. Nach seinem Tode traten vier Aemter der Landschaft in den Städtebund. Diese, mit der Stadt, verweigerten dem neuen Abte Kuno von Stoffeln die Huldigung (1379). Aber der entschlossene Mann erneuerte das Bürgerrecht mit Lindau, wie sein Probst, der von Bußnang das mit Konstanz abschloß, und brachte den Kaiser Wenzel, der nur aus Furcht und Feigheit ein Freund der Städte war, dahin, daß er der Stadt St. Gallen den neuen Freiheitsbrief zurücknahm, und nur zu einigen alten Rechten das wichtige der unbeschränkten Erbfolge ihr zugestand. Die Stadt unterwarf sich und huldigte.

Um die Zeit, wo St. Gallen eifrig an seiner Freiheit auf gesetzlichem Wege arbeitete, fanden zu Konstanz gewaltsame Gährungen statt; die Bürger empörten sich gegen den Rath (im Jahr 1370), doch wurde der Aufstand nach fünf Tagen gedämpft.

Der Krieg Oestreichs mit den Eidgenossen, den Leopolds Tod bei Sempach (am 9. Juli 1386) endigte, hatte keinen unmittelbaren Einfluß auf unsre Gegend, nur daß einzelne Fehden unbeachteter ausbrechen konnten. So zogen eben in jenem Jahre, ohne daß man die Ursache weiß, die Konstanzer gegen Lindau und setzten sich

für einen Augenblick in den Besitz der Stadt. Aber der Ausgang jenes großen Kampfes nährte die Sehnsucht nach der Freiheit besonders in St. Gallen, und Abt Kuno, ein unbeugsamer Mann, erbitterte das Volk durch unzeitige Strenge und ein ärgerliches Leben. Seine Neze führte er öffentlich im Münster auf; die Kapitularn vergaßen die Kirche und gingen der Jagd und dem Bogelfange nach. Noch mehr empörte es die St. Galler, als er einen Aufruhr in Wil durch östreichisches Kriegsvolk dämpfen ließ. Durch alles dieses wurde der unheilbare Bruch vorbereitet.

N. E. 1397. Inzwischen wurden vom Kaiser auf dem Landfrieden zu Eger alle Einzelbünde, somit auch der Städtebund abgethan. Die andern gehorchten; nur die Bodenseestädte, unwillfürlich nach den Eidgenossen hinüberschießend, wollten sich nicht trennen: Konstanz, Lindau, St. Gallen, Buchhorn, Neberlingen, Ravensburg und Jßny blieben vereint.

Und jetzt regte es sich in den Appenzellerbergen, die schwerbedrückten Landleute, Hinterlassen des Klosters, wandten sich mit ihrem Anliegen an zwei geehrte Bürger St. Gallens, Schörf und Wiser. Diese führten die Gesandten, Bartholomäus an der Halde n, den Sprecher, an der Spitze, heimlich in den Rath. Der Appenzeller Hirte nahm bereit das Wort, und so ward am 17. Jänner des Jahres 1401 der feierliche Freiheitsbund geschlossen.

## 7. Der Appenzeller Krieg und Sieg.

N. E. 1401 bis 1410. Während in den untern Landen der gestürzte Wenzel und der Gegenkönig Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein, einander gegenüber standen, die verbündeten Fürsten und Städte unschlüssig in der Mitte, hatte sich der Aufstand der Alpen der fruchtbaren Hochebene des alten Alemanniens, dem Allgäu mitgetheilt, und nur mit Mühe vermittelten die Städte (1400).

Als der große Städtebund sich aufgelöst, hatten die Seestädte alle und mit ihnen Wangen, Memmingen, Remyten, Jßny und Leutkirch ein neues Bündniß geschlossen. Bei diesen Städten ward der Abt gegen die Appenzeller, und als seine eigene tropizige Stadt unmitttelbare Reichsfreiheit vom Kaiser verlangt hatte, N. E. 1406. so suchten die Seestädte eine Vermittelung zwischen dem

Abt, St. Gallen und den Appenzellern. Es gelang nicht; ein neuer Schiedsrichter, der Bürgermeister Johann Strölin von Ulm, wurde gewählt. Dieser erklärte das Bündniß Appenzells und St. Gallens für nichtig; nur im Städtebünd sollte St. Gallen bleiben dürfen. Der Abt, froh, daß auf diese Weise Stadt und Landleute getrennt waren, bot die Hand zur Versöhnung, obgleich die Stadt St. Gallen ihm während der Händel einen trotzigen Fehdebrief zugesandt hatte.

Der Abt Runo, der jetzt freie Hände hatte, verband sich nun mit sieben, auch nicht mehr gehemmtten Städten am See, und vierten im Allgäu gegen die Appenzeller. Diese wandten sich an die Eidgenossen. Vergebens schickten ihnen die Städte den Ritter Rudolph von Embse, dessen Vater bei Sempach gefallen war, als Vermittler nach Appenzell. Er wurde abgewiesen; Abt, Städte und viel Edle thaten jetzt den Zug ins Appenzell, ihrer an 5000. Aber die Hirten erwarteten sie bei Speicher und siegten in der ersten Freiheitschlacht. Die Städter verloren 300 Mann, und Konstanz, Neberlingen, Lindau und Buchhorn ihre Banner. Unter den Gefallenen war ein Hlarer von Konstanz, der Große genannt, der einen dreifachen Panzer trug.

Zu gleicher Zeit kamen die Appenzeller unter Anführung des Schwyzers Löry von ihren Bergen herab und bemächtigten sich der Schlösser Norschach, Fusen ob Bernang und Burgau bei Oberglatt. Ueberall rauchten Häuser und Höfe und die Ställe wurden ausgeleert. Nach der Schlacht bei Speicher traten die Städte zurück: die Stadt St. Gallen verband sich wieder mit Appenzell. Aber ein schrecklicherer Feind erschien; der ganze Adel im obern Thurgau, dem die Appenzeller, die in den Fasten unabgelaft ins Thurgau eingefallen waren, fünfzig Burgen niedergebrannt, erhob sich für den Abt und führte ihm einen Verbündeten zu, an den das kleine Hirtenvolk nicht gedacht hatte: — den furchtbaren Herzog Friedrich von Oestreich. Die Städte, nachdem ihr Waffensillstand abgelauten, thaten nichts anderes, als daß sie eine Besatzung ins Schloß Arbon legten. Nur Konstanz blieb auf dem Kriegsschauplatze, errichtete Schanzen am Schwaderloche, schickte eine Besatzung nach Bischofszell und freifte in der Umgegend. St. Gallen war in der schlimmsten Lage; in seinem Schooße wütheten zwei Parteien, und von beiden kriegführenden Mächten wurde die Stadt feindselig behandelt.



### S. Rudolph von Werdenberg.

Aber zu den Appenzellern traf ein unerwarteter, ein unschätzbare Bundesgenosse. Drüben im Rheinthale schienen die Grafen Werdenberg abgeblüht zu haben, die rote und die weiße Fahne hatten ihre Länder schon verkauft; die von der schwarzen Fahne hatten Bludenz, Montafon, Freudenberg weggegeben. Nur Graf Rudolph von der schwarzen Fahne machte noch Ansprüche auf das Erbe von Feldkirch und vom Rheinthal. Aber sein Vetter und Feind, Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz, ließ dem Herzoge Friedrich von Oestreich seinen Arm und vertrieb den Grafen von seinem Schloß und Sitze zu Werdenberg.

Dieser Graf Rudolph von Werdenberg, ohne Land und Leute, wandte sich mit Zuversicht zu dem Volke, das er immer geliebt, dem er sich anvertrauen zu dürfen glaubte, dem er auch so noch nützen zu können hoffte.

Er kam zu den Appenzellern herüber in das Thal, bot ihnen seinen Rath und sein Schwert an, zog seinen Wappenrock aus, bekleidete sich mit einem gemeinen Hirtenhemd, und lief mit ihnen, wie ein anderer Bauer.

Indessen war der Herzog Friedrich von Oestreich über den Arlberg aus dem Tyrol herausgetommen und sammelte seine Macht bei Arbon am Bodensee. Einer seiner ersten Reifigen war Graf Wilhelm von Montfort-Bregenz; auch der Bischof von Konstanz und die vorderösterreichischen Städte hatten ihr Aufgebot gestellt. Der Herzog selbst übernahm den Befehl des Heeres, das seine Bögte 3000 Mann stark aus dem Thur- und Aargau nach Arbon geführt. Mit dem einen Haufen zog er selbst über St. Gallen auf den Säpftlisberg; den andern führten seine Hauptleute das Rheinthal hinauf nach Altsädten. Von hier aus wollten sie über den Bergwald des Stoffes in das Thal der Appenzeller bringen (15. Juni 1405).

Aber diese, von Rudolph von Werdenberg angeführt, standen an ihrer Gränze gerüftet auf der Höhe des Berges, an dessen Fuße der Weg vorübergeht. Als die Feinde bis dort hin vorgezogen, wälzten sie ihnen Baumstämme und Felsen entgegen, die Pferde wurden scheu, das Fußvolk hatte, da ein Pfadregen den Grasboden schlüpfrig gemacht (als wäre das Erdreich im Bund mit seinen Bewohnern) keinen festen Tritt. Rudolph zog seine Schuße aus und rief seinen Freunden das Gleiche zu thun; so

kämpften sie den wankenden Gegnern in fester Stellung entgegen, warfen sich auf sie, und mitten im Getümmel erschien an der Höhe des Sommerbergs ein neuer Haufe in Hirtenhemden; es war das Weibervolk der Appenzeller. Diese List vollendete den Schrecken der Feinde; das Treffen war geendigt, die Flucht und das Gemegel begann und dauerte sechs Stunden. Tausend Feinde lagen vor der Gränzverschanzung aus Baumstämmen, durch welche die Appenzeller absichtlich einen Theil des Feindes hatten dringen lassen, erschlagen, darunter einer von Bernang, von Rosenberg, von Nideltschhofen, von Griffensee, von Gofnau und Rudolph von Ems, jener unglückliche Vermittler, dessen Beste bald darauf gebrochen wurde.

Auch die Angriffe der Desfreicher auf dem Hauptlisberg und der Wolfshalde mißlangen. Herzog Friedrich übergab unmutig dem Grafen von Toggenburg den Krieg und zog, verfolgt von den Hirten, erst nach Arbon, dann auf Innsbruck zurück. Die Appenzeller waren bis an den See gedrungen und hatten das Banner Schaffhausens erobert. Auf der Flucht fielen die Ritter von Klingenberg, von Hallwil, von Randegg und von Wolfurt.

Zwischen St. Gallen und Appenzell wurde ein neuer Bund beschworen; Feldkirch fiel von Desreich ab und trat demselben bei. Hierauf zogen 600 Appenzeller unter dem Grafen von Werdenberg aus auf die Rache gegen Desreich. Die starke Burg Wartensee, vor der der ganze Bodensee mit seinen wohlbevölkerten Ufern ausgebreitet liegt, öffnete ihnen Bernhard Blarer. Rudolph, Herr zu Grünenstein, folgte dem Beispiel. Wilhelm von End auf Grimmenstein hielt Desreich seine Pflicht, und sie brachen und verbrannten die Burg. Von da zogen sie hinauf, wo am Fuße weinreicher Hügel, die sich an das Appenzeller Gebirge verlieren, der Rheinstrom nun in bestimmterem Bette dem See zufließt, und ließen sich das ganze Rheinthal schwören. Von dort, hinter dem Ramor, kamen sie in den Rücken des Gebirgsstockes, wo er in schroffen Felsenwänden herunterbricht, in die Freiherrschaft Sar-Forslegg, auf seinem geraden Fels, kaum durch eine Treppe zugänglich, Hohenfax, die Stammburg, und Gams, der Sitz Herrn Joh. von Bonfietens, wurden durch ihren begeisterten Muth erstiegen und zerstört; alsdann eilten sie freudig ihrem Feldhauptmann zu zeigen, daß er mit Recht auf die Herzen der Appenzeller gezählt, vertrieben die Desreicher von seinem Erbe Werdenberg und übergaben es ihm. Ein andrer Zug wurde ins Thurgau, ein

drücker gegen Wilhelm von Montfort unternommen. Auf diesem fiel das ganze kernhafte Volk des Bregenzerwaldes zu den Appenzellern ab. Zwar gewann Wilhelm nach ihrem Abzuge den Wald wieder. Aber die Appenzeller kamen zum zweitenmal, eroberten den Wald, Füssach am Einfluß der Dornbürner Aach und die Stadt Feldkirch, zerstörten das Schloß Montfort und die Burg Tosters. Rheinegg und Altstädten waren schon auf ihrem ersten Zuge gestürmt worden.

Ueber das ganze Wallgau, ins Thal von Montafon, die Ill hinauf, ins Inn- und bis ins Lechtal verbreitete sich der Aufruhr und ihre Herrschaft. Alle Bauern im Tyrol, im Thurgau, im Allgäu und in den bairischen Gauen wollten Appenzeller werden. Der Abt Runo, in Wil belagert, mußte sich den Hirten ergeben. Diese aber, nicht weniger gemäßig im Sieg, als tapfer in der Schlacht, führten ihn, ohne ihm ein Haar zu krümmen, zurück nach St. Gallen in die Pfalz des Klosters, und verlangten N. E. 1407. nur den Schwur von ihm, daß er friedlich unter ihrem Schutze leben wolle.

Endlich, nachdem die Appenzeller über 64 Orte gewonnen und 30 Burgen zerstört hatten, erhoben sich der Adel und die Städte ernstlich wider sie. Das Haus Montfort, alle Diener Oesterreichs, die Stadt Konstanz und sechs Rittergesellschaften schlossen einen Bund gegen sie. Die vornehmste unter den letztern war der St. Jörgenschild, der aus dem gesammten Adel des Thurgaus, des Hegaus und der Bodenseufer bestand.\* Diese alle standen mit Bewilligung Königs Ruprecht auf. Bei den Appenzellern selbst hatte der Krieg eine abscheuliche Gestalt angenommen, sie verbrannten alle Burgen, die in ihre Hände fielen, und mordeten alle Pfaffen, weil sie von ihnen aus der Kirchengemeinschaft gestossen worden waren. Ihr langes Glück hatte sie trunken gemacht. Sie schickten die Wiler gegen das Konstanzische Städtchen Wischofszell; sie selbst wagten es in dem kalten Winter des Jahrs 1408 gegen die Hauptstadt des Grafen Wilhelm

\* In seinen im Jahr 1442 wahrscheinlich nur erneuten Statuten sieben fast alle Namen des damals um den Bodensee und im Rheintale blühenden Adels, namentlich: Thengen, Hellenburg, Abt von Salmansweiler, Werdenberg, Fürstenberg, Lupfen, Comthur v. Maynau, Grünenberg, Randegg, Bodmann, Klingenberg, Stoffeln, Dieffenhofen, Salwil, Friedingen, Reischach zu der neuen Gewon, Rumläng. Später scheint auch Kloster Weingarten hinzugekommen zu seyn.

von Montfort, Bregenz, zu ziehen. Alle Flüsse, selbst der Bodensee, bis auf wenige Stellen waren zugefroren, und auf die furchtbare Kälte folgte schnell noch entsetzlicheres Thauwetter. Trotz dieser Ungunst der Elemente harrten die Appenzeller neun Wochen vor Bregenz aus, und wagten einen Sturm um den andern; denn freilich mußte ihnen der Platz unschätzbare seyn, und sie gedachten ihn zu ihrem Hauptwaffenplatz zu machen. Unter ihrem Geschütze zeichnete sich das Wurfschloß, die Appenzellerin aus, welches zehn Zentner schleuderte. Aber die Stadt hielt festen Stand. Ein Weib war es, Frau Hergoth, eine redliche Bürgerfrau, die den zagenden Einwohnern Muth einsprach und sie, vielleicht von dem nahen Entsatze unterrichtet, zu einem Ausfall ermunterte.\* Endlich rückte am 15. Jänner, im dichtesten Nebel, der den Bodensee und seine Ufer bedeckte, eine eiserne Schaar von 8000 Rittern des St. Jörgenschilbs, den Grafen von Montfort-Scheer an ihrer Spitze, zum Entsatze heran. Nach verzweifelmtem Widerstande wurden die Appenzeller von der Stadt weggeschlagen, ihr Banner erbeutet, ein großer Theil gefangen. Die übrigen zogen sich in fester Ordnung, als entschlossene Männer, noch so furchtbar zurück, daß Beringer von Hohenlandenberg, ein Edler, vergebens rief: „Eilet nach in ihr Land, laßt uns Weib und Kind vertilgen, auf daß kein Saamen entstehe zu des Abels Verderben!“ Keiner wollte ihm folgen. Nach dem Entsatze traten Bregenz und Lindau zum Städtebund, und wie mit Einem Schlage fiel Alles eroberte Land von den Appenzellern ab, nur in der Herrschaft Trisfenberg und im Rheinthal erhielten sie sich; denn in Rheinegg und Altstädten lagen ihre Besatzungen.

Dem Kaiser Ruprecht schien der rechte Zeitpunkt gekommen, den gefährlichen Aufstand in seine Gränzen zurückzuweisen und mit Erfolg zu vermitteln. Er kam herauf an den Bodensee und hielt Gericht zu Konstanz. Auf der einen Seite erschienen die Appenzeller, auf der andern der Abt, die Ritterschaft und die Städte vor ihm. Drei Wochen lang hörte er Klagen und Antworten, endlich fällt er den Spruch, der die Sachen ziemlich wieder in den alten Stand setzte. Ueber Appenzell und St. Gallen sprach er noch insbesondere zu Heidelberg. Aber die Appenzeller fügten sich dem Spruche nicht; Abt Kuno und Kaiser Ruprecht starben darüber.

\* Die Nachtwächter zu Bregenz feiern ihr Gedächtniß noch heute, indem sie um die zwölfte Stunde ihren Namen rufen.

Endlich sprachen die Eidsgenossen in der Sache als erwählte Schiedsrichter so unparteiisch, daß beide Theile klagten, der Spruch sey zu streng.

Die Appenzeller wurden frei, zahlten aber dem Gotteshaus einen Zins. Das Rheinthal behielten sie noch zwei Jahre, während des Stillstandes mit Desireich: da erschien Herzog Friedrich mit neuer Heeresmacht, und sandte unter der Anführung des Grafen von Sulz 7000 Mann gegen Rheinegg. Rheinegger und Altstädter harrten aus bei Appenzell, jene steckten ihre Stadt selbst in Brand; Altstädten wurde vom Herzog eingeäschert (Mai 1410). Bald nach diesen Geschichten wurde Appenzell in den Bund der 7 alten eidgenössischen Orte, doch nicht ganz mit gleichen Rechten aufgenommen.

Im Stifte zu St. Gallen waren nach Abt Kuno's Tode nur noch zwei Klosterherren übrig, Heinrich von Gundelfingen und Jörg von Enne. Der erstere hatte weder Bildung noch Weihe. „Einen gekrönten Maulesel und Kapaun“ schalt ihn der Kaiser zeitgenossen. Dieser zog in die durch Kaiser Ruprechts Spruch in ihre alten Verhältnisse zurückgetretene Stadt, die sich nicht lange des Titels einer Reichsstadt erfreut hatte, als Abt ein, n. E. 1415. und ließ sich als Abt huldigen. St. Gallen hatte in dem ganzen Kampfe nur ein paar armselige Gerechtfame davon getragen. Ehe die Stadt sich erholen konnte, n. E. 1418. wurde sie von einer neuen Feuersbrunst verzehrt. Heinrich von Gundelfingen und nach ihm Konrad Abt von Pegau traten hinter einander von der Abtei ab, und Heinrich von Mansdorf wurde zum Abte gewählt.

## 9. Die Kirchenversammlung zu Konstanz.

Nach Chr. 1414 bis 1418.

### 1. Papst Johann XXIII. und Friedrich von Oestreich.

In die Kämpfe erwachender Völker um ihre Freiheit, die zwei Jahrhunderte den Schauplatz unsrer Gegend füllten, schiebt sich das traurige Zwischenspiel des wüthenden Fanatismus und der Gewissens-tyrannie ein; und in der Stadt, in der die größten und gerechtesten Kaiser einst zu Gerichte gesessen und die Würde und das Wohl des deutschen Reiches gegen den Arm der Hierarchie gesichert, bringt ein meineidiger Kaiser dieser Hierarchie auf dem Scheiterhaufen Opfer dar, und schreitet zu Fuße als Diener neben dem Zelter des Papstes einher.

Und doch war die Veranlassung zu der Kirchenversammlung von Konstanz eine lobenswerthe; es war dieselbe, der hundert Jahre später, nach langen Stürmen und Kämpfen, die goldene Frucht der Glaubensfreiheit entkeimte.

Durch alle Stände und Klassen, bis auf die niedrigste herab, war ein dunkles Gefühl dringend nothwendiger Verbesserung aller gesellschaftlichen Verhältnisse verbreitet. Diejenigen, welche sie leiten sollten, erwarteten das Meiste von einer neuen Kirchenverfassung.

Seit dem Jahre 1378 dauerte auch eine äußerliche Kirchenspaltung: der abgesetzte Papst Urban VII. saß zu Rom, der von 16 Kardinälen gewählte Cardinal Robert von Genf, Clemens VII. zu Avignon; jenem gehorchten Deutschland, Italien, England, Ungarn, diesem Frankreich, Spanien, Sicilien. Als aber die Nachfolger beider, Gregor XII. zu Rom und Benedikt XIII. zu Avignon, nicht in Pisa vor den Kardinälen erscheinen wollten, wurden sie von diesen abgesetzt, und von 24 Kardinälen einstimmig Alexander V. gewählt. Jeder der abgesetzten verstärkte sich und betrug sich als Papst. Der rechte Papst Alexander war im Jahr 1410 gestorben, und von dem Könige beider Sizilien Ludwig von Anjou, der Cardinalpriester Balthasar Cossa, ein ungestlicher Mann, zur Papstwahl empfohlen worden. In der Jugend war er Seemann gewesen, und noch immer war er soldatisch in seinem Wesen. Kriegsvolk umringte ihn, als er Cardinallegat zu Bologna

Chw a b, Bodensee.

war. Als nun das Wahlgeschäft langsam von Statten ging, sprach dieser Mann zu den andern Karbinälen: „was braucht es langen Zauberns? Gebt mir St. Peters Mantel, ich will ihn dem Papst überreichen,“ damit nahm er den Mantel, schlug ihn sich um die Achseln und sprach: „Ich bin Papst!“

Mit diesem Johann XXIII., dem saubern Werkzeuge der neuen Kirchenverbesserung, der von König Ladislaus von Neapel aus Rom vertrieben worden war, kam das Oberhaupt R. S. 1413. des deutschen Reiches, Kaiser Sigmund, im Dezember des Jahres 1413 zu Lodi und Cremona zusammen. Als nun dort viel über den Ort einer Kirchenversammlung gehandelt wurde, weil der Papst nicht über die Alpen ins ferne Deutschland, der Kaiser nicht mit den deutschen Ständen nach Italien ziehen wollte: da fragte Kaiser Sigmund die umstehenden Herren, ob keine Stadt nahe am Gebirge läge, die dem heil. römischen Reiche zugehörte. Es wurde Kempten genannt, aber untauglich befunden. Da nahm der Graf Eberhard von Nellenburg das Wort und sprach: \* „Wohl, da läge eine Stadt, eine Tagweide fern von Kempten, oder etwas mehr, da wäre Alles genugsam, und hieße Konstanz, und wäre des römischen Reiches und läge an dem Bodensee, und rinne der Rhein an der Stadt hin und durch die Stadt. Derselbe Bodensee wäre bei acht Meilen lang und in der Weite drei Meilen Weges, daß man mit großen Schiffen darauf fahren mag, und wäre da ein Bisthum. Dazu wäre sie eine wohlerbaute Stadt und viel Gemächer und Stallung darin. Und vor jetzt unlanger Zeit, da hatten die Bauern von Appenzell einen großen Krieg mit denen von Konstanz, da kamen denen von Konstanz zu Hülf alle Grafen, freien Ritter und Knechte. Da lagen der Herzog von Teck und die ganze Ritterschaft in der Stadt, und wären unser noch 3000 mehr gewesen, wir hätten Herberg und Stallung genug gehabt. Da kam auch der König Ruprecht selig, euer Vorfahr, und lag da sechs Wochen mit seinem ganzen Volk. Und wer dahin kam, der hatt' Essen, Trinken, Futter, Heu, Stroh, alles in gemeinem, gleichen Kauf; und Fisch und Fleisch war da übrig genug, dazu war die Stadt von Alters her dem Abel treu und hold.“

Da kehrte sich der römische König um zum heiligen Vater und sprach in Latein: „Ist Euer Heiligkeit die Stadt Konstanz gefällig,

\* S. Ulrich Reichenhaller, den Augenzeugen. Besch. des Konzils für Costenz. Augsb. 1485. S. 15, b.

von der man so viel Gutes sagt?" Der Papst bedachte sich mit seinen Herrn und Rätthen; die rietthen ihm dazu: „weil die Stadt doch solch einen Namen hätte, daß nimmer Unglück dazu schlagen sollte.“ Der Papst sandte seine Beshauer in das Land. Der Landgraf von Nellenburg aber schickte mit des Kaisers Auftrag den Ulrich von Reichenthal, um Quartier zu bereiten.

Nicht ohne bange Ahnungen, die im bösen Gewissen ihren Grund haben mochten, schickte sich der Papst an N. C. 1414. zur Herausreise. Auf dem Wege schloß er zu Orient im Tyrol ein geheimes Bündniß mit Herzog Friedrich von Oestreich, Sigmunds Feind, einem geistvollen, aber durch seine Erziehung unglücklich verdorbenen Fürsten; dann ließ er sich vom Kaiser seine Würde und sicheres Geleite verbürgen, und kam herab über den Arlberg, im Winter 1414. Nahe beim Klosterlein fiel sein Wagen um, und der heil. Vater, in den Schnee geworfen, fluchte zu den Dienern herauf: „Hier lieg' ich in des Teufels Namen!“ Als er nun wieder auf und über das Klosterlein herabkam, da ist eine Bergflähe, und sieht man herab über Bludenz und das Gebirge ins tiefe Thal, bis an den Bodensee. Da sprach der Papst Johannes, hinunterdeutend, in Latein: „So werden die Fische gefangen!“ Doch setzte er die Reise fort, kam noch am selben Tage nach Feldkirch, am andern nach Rheinegg. Er vergaß nicht, überall Freunde zu werben. So gab er, am Seeufer hinziehend, dem Abte von Kreuzlingen für die Nachtherberge die Inful; am andern Morgen, am Sonntag Simonis und Judä, hielt er seinen Einzug in Konstanz. Neun Kardinäle, viele Bischöfe und Prälaten, im Ganzen ein Gefolge von 600 Personen, begleiteten ihn. Er selbst ritt unter einem goldenen Tuche, das die vier ersten Kentner der Stadt trugen, in vollem Ornate, mit weißer Inful auf dem Haupte, den Zaum hielt Graf Rudolph von Montfort und Graf Berthold Ursini, vor ihm trug ein weißes Pferd mit einer Glocke am Halse das Sakrament.

Abgeordnete aus Italien, aus Frankreich, von Deutschland, von England, Schweden, Dänemark, Polen, Ungarn, Böhmen und selbst von Konstantinopel, von Kaisern, Königen, Fürsten, Städten, Kirchen und hohen Schulen abgeschickt, sammelten sich in die verordnete Stadt. Herzog Friedrich von Oestreich, seine Ränke im Herzen, zog mit 600 Pferden ein; die Legaten der Gegenpäpste erschienen; zwei Herzoge von Tropäa, als Abgesandte des griechischen Kaisers; Botschafter der Lithauer, Wallachen,



Reussen, morgenländische Könige und mit ihnen muhamedanische, ja ganz heidnische Herren mit wunderlichem Gewande, Tücher ums Haupt gewunden, mit spitzen Hüten; kurz die verschiedensten Trachten, Gestalten und Gesichtsbildungen trieben sich wie auf einem bunten Fasnachtspiel auf dieser Kirchenversammlung in der Stadt Konstanz, die einer Hauptstadt der Welt gleich, und an dem Ufer des Sees umher, das in das Gefilde eines fabelhaften Meeres verwandelt schien.

Eine besondere Erwähnung verdient einer der ausgezeichnetesten Gelehrten jener Zeit, einer der Wiederhersteller der griechischen Literatur in unserm Abendlande, den die Sorge für das Konzil unter den andern unzähligen Gästen nach Konstanz führte. Es ist dieses Emanuel Chrysoloras, ein Mann von altem Ritteradel, von Geburt ein Neugriecher aus Konstantinopel, von Geschlecht ein Römer. Schon früher hatte er, als Abgesandter des Kaisers Johannes Paläologus, die Höfe der europäischen Könige bereist, um ihre Hülfe für das untergehende Griechenland, so lang es noch Zeit wäre, anzusuchen; als aber die Gefangennehmung des türkischen Kaisers Bajazet durch den Tartarenkaiser Tamerlan, den Schrecken des Orients, Griechenland von der augenblicklichen Gefahr befreit hatte, setzte Chrysoloras seinen Fuß nach Italien, und trat als öffentlicher Lehrer der altgriechischen Literatur zuerst in Venedig, dann in Florenz, in Rom und zuletzt, vom Fürsten Galeazzo gerufen, in Pavia auf, wo aus seiner Schule die berühmtesten Gelehrten des Jahrhunderts, unter andern der Florentiner Poggio und Peter Paul Bergerius hervorgingen. Er war, nach seines Landsmannes, Konstantin Lascaris, Zeugniß, der erste, der das Hellenische wieder in Italien pflanzte und lehrte; doch scheint er mehr durch das lebendige Wort, als mit der Feder gewirkt zu haben: denn außer einer Grammatik, einer Vergleichung des alten Roms mit dem neuen, ein paar zierlichen Briefen und einer dogmatischen Streitschrift hat man nichts von ihm. Er starb während des Konzils von Konstanz und ward im Predigerkloster beigesetzt, wo an einem Schwibbogen einer Seitenskapelle seine schöne, lateinische Grabchrift noch zu lesen ist.\*

\* Sie lautet, verdeutscht, also:

„Manuel Chrysoloras, konstantinopolitanischer Ritter, aus altem, römischen Geschlechte; der mit dem Kaiser Konstantin gereist ist, der fleißigste, flügste, trefflichste Mann, der zur Zeit der allgemeinen Kirchenversammlung versah mit dem Rufe, daß er von allen der Priesterwürde werth gehalten ward, ist begraben worden den 15. April im Jahr 1415.“

Die Mittelzahl aller Anwesenden in den ersten zwei Jahren war 80,000 Menschen, zur Zeit des stärksten Zusammenströmens mochten es 150,000 Personen und 30,000 Pferde gewesen seyn.

„Die Großen wetteiferten auf Kosten der von ihren Voreltern lange gesammelten Schätze vor dieser Versammlung von ganz Europa durch prächtige Rüstungen, Kleider und Pferde und ein zahlreiches Gefolge zu glänzen: die Gelehrten rüsteten sich durch philosophischen Scharfsinn, Gelahrtheit und Beredsamkeit vor der ganzen christlichen Kirche Ruhm zu erlangen. Viele zogen als zu einem Schauspiel, das weder sie, noch ihre Väter, noch ihre Ahnen jemals erlebt. Europa war in Erwartung; die Wohlthenden unter allen Völkern thaten Gelübde. Sie bereiteten sich zu einer ersten Verbesserung der Kirche: andere zu listigen Anstalten, um ihr auszuweichen; die meisten zum Genuße mancherlei Vergnügens.“\* Gebhard Dacher, der seinem Herrn Herzog Rudolph von Sachsen, dem Marschall des deutschen Reichs, die Fremdenliste machen mußte, hat uns einen traurigen Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit geliefert: er zählte 700 offener Frauen. Die heimlichen Frauen zu erfahren, weigerte er sich, er fürchtete „ertödtet zu werden, und zu finden, das er nicht gern hätte.“ Es waren aber der fahrenden Frauen an 1500. Auch im übrigen war für alles Fleischnliche vortreflich geforgt, nirgends Mangel oder Unordnung. Eine allgemeine Speisetaxe sicherte gegen Betrug. Pastetenbecker führten auf Karren kleine immer glühende Ofen umher, und boten den Liebhabern auf der Stelle Pasteten mit Fleisch, Hühnern und Fischen aus.

Der ich Latium einst gelehrt, die verworrene Sprache  
 Aethun, und nach der Kunst des Alterthumes sich bilden,  
 Der ich des großen Demosthenes Wort, und Cicero's Vortrag  
 Wieder ans Licht gebracht, von Namen bekannt, Chrysoloras,  
 Hier, im fremden Sitze verstorben, lieg' ich und ruhe.  
 Hierher führete mich die Sorge der Kirchenversammlung,  
 Als drei Päpste die Welt und die Kirche quälten mit Spaltung;  
 Meine Vordern zeugete Rom, mich aber gebärst du,  
 Gutes Byzanz, doch es wahrh Konstantia's Boden die Asche.  
 Wo du fürhest, gilt gleich: denn allenthalben ist gleichweilt  
 In des Himmels Gesild und in die Behausung der Strafe.“

Der Verfasser dieser schönen Verse ist der gekrönte Dichter, der Sekretär Kaiser Friedrichs III., der als Pius II. auf den päpstlichen Stuhl gesitzene Henricus Sylvius aus dem Geschlechte der Piccolomini.

\* f. Joh. v. Müllers Schweizergeschichte III, B. 4. Kap.

Vor dieses Konzilium war der fromme Böhme Johann Hus, Professor der Theologie auf der Universität zu Prag, geladen. Er hatte die Verwandlung der Hostie, den blinden Glauben an Pappst und Heilige, die Kraft der Absolution eines lasterhaften Priesters, den unbedingten Gehorsam gegen irdische Obern, die herrschende Simonie aufs Stärkste bestritten und die heilige Schrift für die einzige Richterin in Glaubenssachen erklärt. Der Erzbischof von Prag hatte ihn angeklagt, Pappst Alexander V. mit dem Bannfluch belegt, Johann XXIII. als Keger bestätigt. Der Kaiser Sigmund allein schien ihn zu beschützen. Ein fast zärtlich lautender Geleitsbrief desselben versprach ihm des Reiches Schuß, sichere Reise und freie Rückkehr und lud ihn so nach Konstanz. Hus kam dort, umringt von adeligen Böhmen, seinen Freunden und Anhängern, am 5. November an und nahm ruhig seine Herberge in der heil. Geistsgasse, bei einer Pfisters- oder Bäckers-Wittve. Nachdem er einige Tage geruht, hielt er in der Stubenkammer Messe, und viele Nachbarn fanden sich bei ihm ein, sich mit ihm zu erbauen.

Inzwischen war am 6. November das Konzil mit einem Betttag und am 16. mit einer großen Sitzung in der Domkirche eröffnet worden, in welcher der Pappst eine Anrede über Joh. 8, 16 hielt: „habt die Wahrheit und Gerechtigkeit lieb, und schafft Frieden in euren Thoren.“ Diese Worte eröffneten den Tummelplatz der Ungerechtigkeit und des Unfriedens.

Dies Konzil theilte sich in vier Nationen, die deutsche, französische, englische (zum erstenmal als Nation erkannt) und italienische, später kam die fünfte spanische hinzu, die früher, als dem Gegenpappst anhängend, weggeblieben war. Es wurden die vornehmsten Stimmführer erwählt. Inzwischen sann man auf Mittel, sich der Person Hussens zu versichern: des Bischofs Offizialen suchten ihn auf und stellten ihn wegen seines Messelesens zur Rede. Hus ahnete Böses, und als sie fort waren, nahm er ein Brod und ein Fläschlein Wein zu sich, und verbarg sich in den Wagen des Heinrich Latschenbeds, der aufs Land nach Futter fahren sollte. Als man ihn vermiste, wurde Lärm gemacht und man schloß die Thore.

Vald jedoch wurde er auf dem Wagen entdeckt, und von Latschenbed vor Pappst Johann auf den Hof der obern Pfalz geführt. Alles Volk, mehr denn 80,000 Mann, war hier zusammengelaufen, und Hus wollte sich unter die böhmischen Haufen retten. Allein er wurde ergriffen und in die Pfalz geworfen.

Am 28. November erschien Hus vor dem Konzil und wurde auf zwei dogmatische Fragen eines alten heuchlerischen Mönchs, die er in Einfalt beantwortete, unter dem erbosten Geschrei seiner Ankläger aus Böhmen Palei und Decaufs verhaftet, und dem Sängere und Domherrn des Konstanziſchen Stifts zum Gefängniß übergeben.

„Sezt bist du in unſrer Gewalt,“ ſchrien ſeine Feinde, „ich ſage dir, du wirſt nicht herauskommen, biß du den allerleztten Scherf bezahleſt!“

Acht Tage nachher wurde er im Predigerkloſter in den böſen, feuchten, ſinkenden Kerker geworfen, den man vor Kurzem dort noch zeigte. Nicht lange vorher hatte der Papp geſchworen: „und wenn Hus meinen Bruder erſchlagen hätte, ſo würde ich nicht leiden, daß ihm in Konſtanz eine Schmach geſchehe.“

Endlich erſchien derjenige, der, wenn das Wort eines Kaiſers noch heilig war, als Huſſens Retter auftreten mußte. Kaiſer Sigmund, als oberſter Schirmvogt der Kirche, war am Chriſtſtagabend in Ueberlingen angekommen. An der Frühe des Chriſtſtags, vor Sonnenaufgang, war er über den See gefahren, und noch am Morgen hielt er ſeinen Einzug in Konſtanz, und wurde unter einem goldenen Traghimmel, den vier Rathsherren trugen, unter dem lauten Zujuchzen des Volkes in die Hauptkirche geführt. Sein Aeußeres war vielverſprechend: eine hohe Geſtalt, eine majeſtätische Haltung; blonde herabwallende Haare, ein langer, ehrwürdiger Bart. In ſeinem Gefolge waren die Kaiſerin Barbara, die Königin Eliſabeth von Bosnien, die Gräfin Eliſabeth von Württemberg, viele Fürſten, Grafen und Herren. Nach der Meſſe, in welcher der römische Kaiſer ſelbſt das Evangelium las, übergab ihm der Papp das Schwert zur Vertheidigung der Kirche. Er dachte nicht, daß Sigmund zuerſt es gegen ihn ſelbſt kehren würde.

Der Kaiſer nahm ſeine Wohnung erſt im Kloſter Petershauſen, ſpäter im Freiburger Hofe, mitten in der Stadt. Kaum war der Kaiſer angekommen, als die böhmischen Edeln dem Herrn eine Bittſchrift um Huſſens Befreiung überreichten. Sigmund wurde darin erſtlich an ſeinen Geleitsbrief gemahnt. „In derſelben Zeit — erzählt Reichenthal, der Augenzeuge, — hätte ihm unſer Herr, der König, gern geholſen, und meint, es wär' ihm eine große Unehre, wenn er ſein frei, ſicher Geleite, das er ihm geben hätte, alſo brechen ſollt. Da antworteten ihm die Gelehrten: Es möchte und könnte mit keinem Rechte ſeyn, daß ein Kerker, der

in der Keßerei ergriffen wär, möchte noch könnte Geleit haben. Do unser Herr, der König, das erhöret und vernahm, do ließ er es gut seyn.“

Diese Stelle bedarf keines Kommentars.

Die zweite Sitzung des Konzils wurde am 2. März M. C. 1415. 1415 ebenfalls in der Domkirche gehalten. Die vier Nationen hatten nach reiser Ueberlegung als sicherstes Mittel zum Kirchenfrieden beschloffen, daß auch Johann XXIII. abbanten sollte. In dieser Sitzung nun las der Patriarch von Antiochien die Abdankungsakte, und Johann beugte die Knie gegen den Altar, und beschwur sie, die Hände auf die Brust gelegt. Der Kaiser erhob sich von seinem Stuhle, dankte dem Papsst in des Konzils Namen, fiel auf seine Knie, legte die Krone von seinem Haupte und küßte dem heiligen Vater die Füße. Der Patriarch von Antiochia trat auf, ihm im Namen der Väter wegen dieser Selbstaufopferung für den Frieden der Kirche zu danken. Darauf stimmten die Sängler der Domkirche ein jubelndes Liedum an, und mit allen Glocken der Stadt ward geläutet, vom Morgen bis zum Abend.

Aber nach wenigen Tagen tönten die Glocken aufs Neue, um dem beßürzten Konzil die Flucht des Papsstes zu verkündigen. Sein geheimer Freund, der Herzog Friedrich von Oestreich, hatte mit einem herrlichen Turnier am 20. März alles Volk, Einwohner und Gäste aus der Stadt gelockt, der Papsst wurde vergessen. Während nun der Herzog mit dem Grafen von Cilly rannte und die bethörte Menge gaffte, hatte sich der Papsst in die Kleidung eines kaiserlichen Postknechts geworfen, und ritt auf einem schlechten Klepper, von einem einzigen Knaben zu Rosse bekleidet, unmerklich zum Thore hinaus. Beim Pfarrer zu Ermatingen erquickte er sich mit einem Glase Wein, warf sich in einen Kahn, fuhr über den Zellersee und den Rhein hinab, in Herzog Friedrichs Stadt Schaffhausen. Der Herzog aber hatte das aufgestellte Kleinod stehen lassen und traf noch am nämlichen Abend bei dem Papsste zu Schaffhausen ein.

Namenlos war der Schrecken zu Konstanz, als diese Flucht am andern Tage ruhbar wurde. Der Kaiser sandte Herolde mit befänstigenden Worten durch alle Straßen. Er selbst ritt zu allen Wechslern, um den Kredit aufrecht zu erhalten, und herum bei den Wälschen, um ihren Abzug zu verhindern: denn alles Volk war in wüthendem Zorn entbrannt, vor dem viele hundert Italiener

und Destrreicher zu Fuß, zu Pferd, in Schiffen, heimlich, öffentlich, bei Nacht und Morgens früh entflohen. Friedrich wurde in die Reichsacht erklärt; seine Freunde, der Graf von Toggenburg und Hugo von Werdenberg, sagten ihm ab. Papst Johann hatte noch am Tage seiner Entweichung einige fahle Zeilen der Entschuldigung gesandt; dann entwich er immer ferner von Konstanz, in die Länder des Herzogs.

In zwei Sessionen erschien nun der Kaiser in voller Königspracht, die Krone auf dem Haupte. In Folge ihrer Beschlüsse zog sich ein großes Heer aus den Nachbarstädten am See zusammen. An seiner Spitze rückte der Kaiser selbst den Rhein hinab, und eroberte in wenigen Tagen Stein am Rhein, Diessenhofen, Frauenfeld und Schaffhausen; er verbündete sich mit den Eidgenossen und diese fielen, ungeachtet des von ihnen mit Destrreich beschwornen Friedens, über die helvetischen Besitzungen des Herzogs her.

Dieser hatte sich mit dem Papst Johann in Schnee und Sturm ins Breisgau gerettet. Noch hätte er Kräfte genug gehabt, den König wenigstens zur Milde zu nöthigen. Arlberg und Tyrol war ihm treu; in Lothringen und Burgund hätte er Freunde, allenthalben Mitleidige gefunden; auf dem Schwarzwald sammelten die Einungemeister ihr schönes, unerschrockenes, verständiges Volk; Feldkirch verteidigte sich mannhaft gegen alle seine Feinde. Aber der Herzog verließ sich selbst; er kam nach Konstanz, sich zu demüthigen. König Sigmund, an dem Tage der Erniedrigung seines Feindes, lud die vornehmsten Prälaten und vornämlich die italienischen Votschafter in den langen Speisesaal des Basilienser Klosters. Möglichst weit von der Pforte war der König, als der unglückliche Fürst, an der Hand Herzogs Ludwigs von Baiern und des neuen Kurfürsten von Brandenburg, in die Thüre trat. Dreimal kniete er nieder.

„Was ist euer Begehren,“ fragte der König. Da sprach der Baiersfürst für ihn, und übergab ihn des Kaisers Gnade und gelobte für ihn, daß er den Papst wieder stellen wolle, wenn diesem Leib und Gut gesichert werde. Der König erhob seine Stimme: „Unser und des heiligen Reichs Fürst, Friedrich, will Er das halten?“ der Herzog sprach „Ja! und ich bitte um Eurer Majestät Gnade.“ Sein Ton drang an des Königs Herz. „Uns ist leid,“ sprach er, „daß Er dieses verschuldet.“ Dann übergab der Herzog dem König eidlich alle seine Herrschaften vom Tyrol bis ins Elsaß, und huldigte ihm, bis dem Kaiser selber gefalle, sie zurück zu geben.

„Lernet,“ sprach Sigmund zu den Umstehenden, „was ein König der Deutschen vermag.“ \*

Unterdessen war Huf erkrankt und in mildere Haft zu den Barfüßern gebracht worden, wo er sich mit seiner frommen Feder tröstete. Da zogen die päpstlichen Wächter, nach der Flucht Johans, von seinem Kerker ab, und Huf faßte neue Hoffnung: denn jetzt war es ja dem Kaiser so leicht, für ihn zu handeln. Aber das unerbittliche Konzil lieferte seinen Gefangenen dem Bischof von Konstanz aus. Dieser ließ ihn in das Schloß Gottlieben führen, dort wie einen gemeinen Verbrecher in eiserne Fußbänder legen, und die Nacht über an einem eisernen Armband an die Wand schmieben. Der Kaiser ließ Alles geschehen. So wurde denn auch in der fünften Session der Schüler des Huf, Hieronymus von Prag, der mit seinem Lehrer nach Konstanz gekommen, dann geflohen und schon tief auf dem Wege nach Böhmen, von einem Pfaffen, bei dem er speiste, erkannt und ausgeliefert worden war, gefaßt und zu Konstanz in ein fürchterliches Gefängniß geworfen.

Am 21. März war auch der flüchtige Papst Johann von seinem alten Freunde Friedrich dem Konzil ausgeliefert, und in einen festen Thurm zu Radolphyszell gelegt worden.

In der zwölften Session, in des Kaisers, aller Fürsten und Prälaten Gegenwart wurde sodann Johann XXIII. als ein Flüchtling und Nährer der Spaltung, Wucherer und Verschleuderer der Kirchengüter, der durch seinen schändlichen Wandel die Kirche und das Volk Gottes geärgert habe, verurtheilt, entsetzt und dem Kaiser als Schirmherrn der Kirche zur Verwahrung übertragen. Dieser warf ihn zuerst in das Schloß Gottlieben, wo der heilige Mann, den er verurtheilt hatte, bisher gefessen; später wurde er nach Heidelberg und endlich nach Mannheim geführt.

## 2. Johann Huf.

Jetzt konnte sich die Kirchenversammlung mit ungetheilter Aufmerksamkeit der Angelegenheit des armen Huf widmen, dem seine Böhmen vergebens beistanden. In zwei Unterredungen im Speisesaale der Barfüßer verteidigte er sich vor der Versammlung der Bischöfe, besonders in der zweiten gegen seinen fürchtbaren Gegner, den berühmten Peter d'Ally, den beredtesten und geistreichsten

\* Müller III. 4.

Prälaten seiner Zeit, der in mancher andern Hinsicht ein Licht und Salz der Kirche genannt zu werden verdient — mit der siegreichen Kraft der Wahrheit. Als er nun am Ende ganz einfach versicherte, daß es ihm — falls er sich nicht hätte freiwillig stellen wollen, ein Leichtes gewesen wäre, bei den Großen Böhmens Hülfe zu finden, entrüstete diese Versicherung seinen Gegner Peter v'Alilly so sehr, daß er den Fuß vor der ganzen Versammlung einen Unverschämten schalt.

Die ganze Versammlung murmelte. Da erhob sich der mutige Böhme Johann von Glumm und sprach mit fester Stimme: „Ich bin nur der ärmsten und geringsten Edelleute Einer, dennoch getraue ich mir, den Fuß ein ganzes Jahr lang in meinem Schlosse wider alle Gewalt, ja selbst wider die vereinte Macht beider Könige zu schirmen!“ Niemand wagte darauf zu antworten. Von Fuß verlangte jetzt der Kaiser selbst mit drohenden Worten den Widerruf, aber sein böses Gewissen zwang ihn, unaufgefordert den freien Geleitsbrief zu erwähnen und so an seine eigene Wortbrüchigkeit zu mahnen. Er schloß endlich seine Rede: „wenn Fuß auf seinen Irrthümern beharre, so werde er, der Kaiser, mit eigenen Händen das Holz zusammentragen, um ihm einen Scheiterhaufen zu bereiten.“

Fußens Antwort, ehrlich gemeint, lautete wie der bitterste Spott: er dankte dem Kaiser für das Geleite — das dieser gebrochen; dann erklärte er sich zum Widerruf bereit, wenn er nur Eines Irrthums überwiesen würde.

Nach einer in der Dual fürchtbarer Zahnschmerzen zugebrachten Nacht wurde Fuß zur letzten Unterredung abgeholt, diesmal aber von der Versammlung überschrien und zu unbedingter Unterwerfung aufgefordert. Er bat um Belehrung, allen Zwang lehnte er ab: so ward er in den Kerker zurückgebracht. Den andern Tag suchte der Kaiser Fuß durch seine böhmischen Freunde selbst zum Widerruf zu bewegen, aber Johann von Glumm erfüllte den Auftrag so, daß er zu seinem Freunde sprach: „wenn du dich schuldig weißest, o schäme dich nicht, von deiner Meinung abzustehen; glaubst du dich aber unschuldig, so muß ich dich aufmuntern, lieber die schrecklichste Dual auszustehen, als die erkannte Wahrheit zu verleugnen.“ Weinend blickte Fuß seinen Freund an und erklärte standhaft: „wenn er aus der heiligen Schrift widerlegt sey, wolle er seinen Irrthum von Herzen gern mit einem Eid abschwören: aber eher nicht.“ Dann schrieb er Abschiedsbriefe, empfahl seinen Freunden



den edlen Glumm, seinen Beschützer, dankte dem wortbrüchigen Kaiser für alle Wohlthaten und schloß: „Geschrieben im Kerker, zur Zeit, da ich sündlich erwarte, zum Tode geführt zu werden.“

In der fünfzehnten Sitzung des Konzils am 6. Juli ward endlich das feierliche Verdammungsurtheil in der Kirche über ihn ausgesprochen. Als die Sentenz abgelesen war, fiel der Gerechte auf seine Knie nieder und hub laut an zu beten: daß sein Herr, Jesus Christus, seinen Feinden, die ihn fälschlich angeklagt, mit lügenhaften Zeugen umringt, durch erdichtete Beschuldigungen unterdrückt, mit ungerechter Verdammung belegt hätten — diese ihre übergroße Schuld nicht anrechnen, sondern sie ihnen Allen gnädig verzeihen möge.“ Auf dies Gebet eines Heiligen antwortete die ganze Versammlung mit einem höhnischen Gelächter. Hierauf folgte seine Degradation. Man zwang ihn, den Kelch in der Hand, feierlich vom Gerüste herabzus steigen: dann nahen sieben Bischöfe, und Einer rief ihm den Kelch aus der Hand und redete ihn als den verfluchten Verräther Judas an. „Ich aber hege die Zuversicht“ — erwiderte Huf sanftmüthig — „noch heute den Kelch, den ihr mir nehmet, in Christi Reich zu trinken.“ Dann zogen ihm die andern Bischöfe die priesterlichen Kleider aus und setzten ihm eine spitze Papiermütze, mit drei Teufeln bemalt und Häresiarcha (Erzfeßer) überschrieben, mit den Worten auf: „Nunnt übergeben wir deine Seele dem Teufel!“ „Ich aber,“ erwiderte Huf, „empeflehle meinen Geist in die Hände meines Erlösers!“

Den Verdammten übergab die Kirchenversammlung der weltlichen Gewalt. Kaiser Sigmund erhob sich, rief den Beschirmer des Konzils, den Kurfürsten und Pfalzgrafen am Rhein, und sprach: „Weil wir das Schwert nicht umsonst tragen, sondern zur Strafe über die, welche Böses thun, so nehmet diesen Mann Johann Huf und strafet ihn, wie einem Kezer gebührt.“ Der Pfalzgraf übergab den Verurtheilten dem Stadtvogt, dieser den Henkersknechten. Und alsobald setzte sich der Zug in Bewegung, und Huf wurde von 3000 Mann Stadtwache zu Roß und zu Fuß und einer unermesslichen Volksmenge begleitet, vor das Thor, wo man nach Göttingen gehet, auf den Nichtplatz geführt. Betend und Psalmen singend wandelte er zum Tode. In der Nähe des Holzstoßes angelangt, sah er mit Lächeln, wie man seine Bücher verbrannte und fuhr mit Beten und Singen fort. Das erbarmte die Menge; sie rief einen Beichtiger für ihn, aber kein Priester wollte sich dem Kezer nähern. Jetzt griffen ihn die Henker und führten ihn auf

den Marterplatz. Dort ward er mit rückwärts gedrehten Armen an den Pfahl gebunden, erst zufällig gen Morgen; dann mußte der Henker ihn umbinden gen Westen; denn der Verdammte sollte Gottes Sonne nicht mehr sehen. Als man ihn mit der rostigen Kette an den Pfahl schmiedete, sprach er bewegt: „Gern dulde ich diese Kette, hat doch mein Erlöser dem sündigen Menschengeschlechte zu lieb viel schwerere Bande getragen!“ Nun wurden Holzbündel mit untermischtem Stroh um und um an seinen Leib gelegt, bis an den Hals. „Heilige Einfalt!“ rief Fuß, als er ein altes Weib geschäftig einige Hölzer hinzutragen sah. Als er so in dieser gräßlichen Stellung den Tod erwartete, ritten der Kurfürst von der Pfalz und ein anderer auf ihn zu und ermunterten ihn nochmals, durch Wideruf sein Leben zu retten. Aber der Märtyrer wies sie mit Unwillen zurück und der Holzstoß wurde sofort auf des Kurfürsten Befehl angezündet. Das Feuer loderte hell auf.

Jetzt fing Fuß an mit heller Stimme zu singen: „Jesu Christe, du Sohn des lebendigen Gottes, der du für uns gelitten hast, erbarme dich meiner!“ dreimal sah man ihn, dieß Gebet wiederholend, die Lippen hinter den Flammen bewegen. Da erstickte ihn der Rauch und er starb im Gebet. Die Wuth der Henker ließ auch sein Gebein nicht in Ruhe. Das Haupt wurde gespalten, damit es um so schneller verbrennen sollte, das unversehrt gebliebene Herz in Stücke zerhackt und aufs Neue gebraten. Seine Asche kehrte man zusammen und warf sie in den Rheinstrom. Seine böhmischen Freunde aber trugten die Erde auf der Brandstätte zusammen und nahmen sie als ein Heiligthum mit in die ferne Heimath.

In den folgenden Sessionen wollte das Konzil sein abscheuliches Werk durch Grundsätze verewigen und erklärte alle Ketzern ertheilte Geleitsbriefe für ungültig. Es beschäftigte sich sodann wieder mit der Kirchenspaltung und der Kaiser reiste in dieser Angelegenheit für einige Zeit nach Spanien. Riesenmäßige Gesandte der Samogeten erschienen, verlangten und erhielten Schutz gegen die Eroberungssucht der Kreuzritter (Febr. 1416). Herzog Friedrich von Oesterreich, der dem Bischof von Trient die ihm entriessenen Güter nicht herausgab, wurde von Geistlichen und Fürsten gemieden und wie ein Geißel in Konstanz behandelt. Er rettete sich durch heimliche Flucht und fiel abermals in die Reichsacht. Im Besitze seiner Erblände erhielt er sich jedoch durch Ausöhnung mit seinem Bruder Ernst.

### 3. Hieronymus von Prag.

Unter dessen war Hieronymus von Prag, der Schüler des Hus, den man zu Petershausen in einem finstern Loch, an Händen und Füßen kreuzweise geschlossen, an einen hohen Pfahl so geschmiedet, daß er nicht sitzen und den Hals nicht aufrecht tragen konnte, schmachten ließ, krank und hungernd nach Monaten von Qual zum Widerruf und zur Billigung von seines Meisters Verdammung gebracht, und dennoch in sein gräßliches Gefängniß zurückgeführt worden. Diese Treulosigkeit gab ihm seinen vorigen Muth wieder, und wenn er im Verläugnen ein Petrus gewesen war, so blieb er es jetzt im Bekennen. Er brach am 26. Mai in der Domkirche, wo die Versammlung einen neuen Widerruf von ihm erwartete, in laute, herrliche Lobsprüche Gottes aus, gestand, daß er nur aus Furcht vor dem gräßlichen Flammentode die Verurtheilung seines Lehrers gut geheiß, erklärte seinen Widerruf für das verabscheuungswürdigste Verbrechen und forderte mit fröhlichem Angesicht, mit wachsendem Muth, mit steigender Kühnheit der Sprache die Versammlung, die anfangs zum Mitleid gestimmt schien, zum furchtbaren Spruche heraus. Am 30. Mai 1416, in der 21. Session wurde denn auch er mit dem Bannfluche belegt und verdammt. Hieronymus zeigte nicht die geschmeidige Demuth seines Meisters; das Gefühl seines Rechtes und die Abscheulichkeit der Blutrichter füllten sein empörtes Gemüth und er sprach, noch ehe das Urtheil gesprochen war: „Ich sehe, ihr seyd Willens, mich zu verdammen, obwohl ihr mich keines Irrthums überwiesen. Wohl! mein Leben steht in eurer Hand; aber wisset, daß ich nach meinem Tode, vor welchem ich nicht zittere, euch so viel und schreckliche Gewissensbisse hinterlassen werde, die euch ohn' Unterlaß nagen und ängstigen sollen. Vor dem Richterstuhl des allwissenden Gottes, auf dessen Urtheil ich mich berufe, werdet ihr Alle, wenn hundert Jahre vergangen sind, mit mir erscheinen und Rechenschaft geben!“ Seine Worte verhallten, er wurde verurtheilt und dem weltlichen Arm, wie sein Lehrer, überliefert.

Seinen Tod beschreibt Poggio, ein edler und gelehrter Florentiner, in einem gleichzeitig geschriebenen Briefe, der in herz-erhebendem Gegensatz mit der Finsterniß jener Zeiten steht, als Augenzeuge mit folgenden Worten:

„Auf dem Richtplatz angekommen, zog er seine Kleider selbst aus und fiel vor dem Pfahl aufs Knie. An diesen ward er mit

nassen Stricken, dann mit einer eisernen Kette um den nackten Leib gebunden; darauf wurden ihm die Scheiter von der Sohle bis an die Brust dicht angelegt. Als der Henker das Feuer vom Rücken anzünden wollte, sprach er muthig: Komm, tritt hervor und zünde das Feuer mir im Gesichte vor meinen Augen an. Wisse, daß ich hierüber gar nicht erschrecke. Hätte ich das Feuer gefürchtet, so wäre ich nicht nach Konstanz gekommen! — Dann fing er an, den Lobgesang zu singen und endete ihn mit heller Stimme, ob schon die Flamme über ihm zusammenschlug. Hättest du den heldenmüthigen Tod dieses Mannes gesehen, ohne Zweifel hättest du bekannt, daß dieser Hieronymus aus der Schule der Weisen gewesen. Nicht Mucius Scävola hat mit so großer Standhaftigkeit seine Hand ins Feuer gehalten, als Hieronymus seinen Leib verbrennen ließ; nicht Sokrates den Giftbecher so gelassen ausgetrunken, als freudig dieser zum Scheiterhaufen eilte.“

Dies war die Stimme vielleicht weniger, aber der edelsten Zeitgenossen. \* —

Als Hieronymus verbrannt war, wurden seine Kleider, sein Bett, all seine Geräthe, wie das eines Verpesteten ihm nach ins Feuer geworfen und seine Asche in den Rhein gestreut; die Böhmen aber sammelten den Staub auf seiner Brandsätte und erklärten ihn und seinen Lehrer für Märtyrer.

Der Leser erläßt mir nach diesen Scenen zu erzählen und zu schildern, wie herrliche Processionen am Fronleichnamsfest zu Konstanz gehalten wurden, wie die Florentiner das Fest ihres Schutzpatrons, Johannis des Täufers, gefeiert, wo 540 Kerzen am Altar brannten; wie die englische Nation mit herrlicher Musik und köstlichem Mahle den Todestag des heiligen Thomas von Canterbury begangen; wie schöne geistliche Komödien man aufführte, wie der zurückkehrende Kaiser von den Fürsten empfangen ward (27. Januar 1417), der Kurfürst von Mainz befehlt, N. C. 1417. der Bannfluch gegen Herzog Friedrich von Oestreich ausgesprochen, die Reichsacht an ihm feierlich vollzogen ward; ich schweige von der Feier der Charwoche, vom Einzuge der Baiersherzoge und dem des Markgrafen von Meissen, dem prachtvollsten, den Konstanz sah, sowie von seinem zornigen und drohenden Abzug,

\* Ein anderer Augenzeuge, der das Konzil beschrieb, Namens Dacher (s. oben), ein freimüthiger und aufgeklärter Mann, sagt unumwunden in seiner Vorrede: „Hus und Hieronymus wurden verbrannt, weil sie das Abendmahl gehalten, wie es Jesus Christus verordnet hat.“

als er die Lehen, die er gehofft, nicht überkam. Auch die prächtige Belehnung des Burggrafen von Nürnberg mit der Kur Brandenburg auf dem obern Markte, bei der Kaiser Sigmund mit der goldnen Krone auf dem Haupt und der Dalmatica angethan, von allen Fürsten umringt, zugegen war, kann nach jenen Schauspielen keinen Eindruck mehr machen.

#### 4. Die Papstwahl.

Doch bei Einem Gegenstande müssen wir noch länger verweilen, weil er das Hauptergebnis der Versammlung ist, das auf ihren ursprünglichen Zweck einen Bezug hat. Es ist die Wahl eines neuen Papstes. Nachdem in der siebenunddreißigsten Sitzung auch der Gegenpapst Benedikt XIII. unter des gekrönten Kaisers Vorsetz seiner Würde entsezt worden war (26. Juli 1417), drangen der Kaiser, die deutsche und englische Nation ernstlich auf eine Kirchenreform noch vor der Papstwahl. Dagegen stemmten sich die Kardinäle, und unter ihnen Peter d'Alilly, so heftig er in der am St. Ludwigstage gehaltenen Rede das Verderben der Kirche anerkannte und gegen die Schwelgerei, die Wollust, die Prachtliebe, den Hochmuth, den Geiz der Geistlichen eiferte. Das ganze Cardinalscollegium protestirte aufs Heftigste am 9. September in einer öffentlichen Session vor Sigmund und allen Nationen. Und als der Kaiser, der Patriarch von Antiochien und andere Kirchenprälaten mitten unter der Protestation die Sitzung unwillig verließen, wurde laut gerufen: „Es ist billig, daß die Ketzer abtreten!“ Die Kardinäle drohten mit einer Sezession und setzten in einer neuen Sitzung die volle Verlesung ihrer Protestation durch, unter heftigem Streite, trotzig ihre rothen Hüte in die Stirne gedrückt (12. September). Der Kardinal Zabarella, der ohnedem am Podagra litt, erbißte sich im Streite so, daß er nach fünfzehn Tagen starb; er wurde feierlich beerdigt; der Florentiner Poggio hielt ihm die Leichenrede. Sein Name verdient aufbewahrt zu werden; er hatte sich im Konzil aus Gelegenheit der Reformen für die Priester-ehe erklärt.

Am Ende fielen die Engländer zu den Kardinälen ab, nur die Deutschen blieben auf der Seite des Kaisers, der seinen schwachen Charakter auch diesmal nicht verläugnete, und nach einer Vereinigung ward beschloffen, daß erst der neue Papst, aber unverzüglich, die Reform der Kirche bestimmen sollte.

Somit wurde zur Pappwahl geschritten und im öffentlichen Kaufhause der Stadt Konstanz, das damals ein noch neues Gebäude war, das Conclave eingerichtet. Am 2. November war es fertig. Man zählte für dreiundfünfzig Wähler (worunter dreiundzwanzig Kardinäle), dreiundfünfzig Zellen, die durchs Loos ausgezogen wurden und jede mit dem Wappen und Namen des Besitzers bezeichnet waren. Unter Trompetenschall ward verkündigt, daß sich dem Conclave Niemand über die ausgezogene Distanz nähern sollte, Niemand (nach löblicher Römerfitt) das Haus des neugewählten Papstes austraben. Am 8. November um vier Uhr Abends bezogen die Wähler das Conclave. An der innern Pforte empfing sie Kaiser Sigmund, führte jeden an der Hand in das Wahlhaus und empfahl ihnen leidenschaftlose Gewissenhaftigkeit aufs Dringendste. Bei seinem Austritt wurde das Conclave geschlossen und seine Schlüssel dem Großmeister des Ritterordens von Rhodis und noch einem Fürsten zur Verwahrung gegeben. An der Treppe standen sechs Geharnischte und das ganze Haus war mit Wachen umstellt. Am 9. und 10. November waren die Wahlstimmen getheilt; endlich am 11. gegen eils Uhr Vormittags wurde, durch Vermittlung der deutschen Nation, von allen dreiundfünfzig Wählern einstimmig Otto von Colonna, ein Römer, gewählt, der, weil es gerade Martinstag war, den Namen Martin V. annahm. Die Wahl wurde dem Volke augenblicklich durch einen Officianten, der die zugemauerte Thüre durchbrach, von außen verkündigt. Sogleich ergoß sich die jubelnde Menge um das Haus; der Kaiser Sigmund selbst wußte sich vor Freuden kaum zu fassen, und vergaß schmachherzig darüber sein Majestätsrecht, vermöge dessen er den Papst auf der Stelle den Huldigungseid sollte schwören lassen. Vielmehr, als Martin aus dem Conclave trat und unter dem Zuströmen unzähligen Volkes, unter dem Vortritte des gesammten Klerus, des Stadtraths, des Adels, unter Begleitung aller Bischöfe, Kardinäle und Fürsten auf einem mit Scharlach behangenen Schimmel daherritt, um in die Domkirche geführt zu werden, erniedrigte sich der Kaiser so tief, daß er zu Fuße neben dem reitenden Papst einherging. In der Kirche wurde der Papst auf den Altar gesetzt und empfing die Adoration der Kardinäle. Dazu tönte der ambrosianische Lobgesang. Nach diesem Akte der Inthronisation zog Martin feierlich in seine neue Wohnung zum Bischof von Konstanz.

Am 21. November versammelte sich die hohe Klerisei im Bischofshofe zu Konstanz. Es war der Krönungstag des Papstes.

Schwab, Bodensee.

Morgens nach 6 Uhr bestieg Martin das gezimmerte, prächtig ausgezierete Amphitheater, das über hundert Menschen faßte und setzte sich auf seinen mit Goldstoffen behangenen Thron; das andere Gefolge setzte sich auf niedrigere Sitze oder blieb stehend. Eine herrliche Musik ertönte. Der Papsi entblöste sein Haupt, drei auserwählte Kardinäle warfen sich ihm zu Füßen; dann stand einer von ihnen auf, zündete Flachsberg, das an ein langes Stäbchen gebunden war, an und sprach: Sancte pater, sic transit gloria mundi! (Heiliger Vater, so geht der Welt Herrlichkeit vorüber!) Der Papsi dankte für diesen Zuruf und nun setzten die drei Kardinäle und der Großmeister des Rhodisordens ihm unter Trompetenschall und kirchlichem Lobgesange die päpstliche Krone auf das Haupt. Darauf folgte ein prächtiger Aufzug zu Nozze. Voran die niedere Klerisei, der Ritterstand, Aebte, Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle, alle auf schönen, gleichgeschmückten Pferden, 245 Personen; dann der Papsi Martin in voller Tracht, mit der Tiara und einer roten, atlassenen Mütze, weißem, seidnen Kaffoke, Scharlachmantel, Pantoffeln mit goldgesticktem Kreuze. Sein Pferd führte rechts der Kaiser Sigmund, links der Kurfürst von Brandenburg. Hernach die Menge. So ging der Zug aus dem Bischofshof zur Augustinerkirche und wieder in den Palast zurück. Hier, beim Absteigen, ertheilte der heilige Vater dem gesammten Volke den Segen.

Man hatte von dem neuen Oberhaupte der Kirche N. E. 1418. gute Hoffnungen gehegt: sie wurden nicht erfüllt. Otto von Colonna war ein leutseliger, billigdenkender, dabei verständiger Mann gewesen; Martin V. wurde ein trotziger, arglistiger, verschmitzter Papsi. Der Hofrath des Kaisers Sigmund, von Bindeck, sagt von ihm, er sey der ärmste und einfachste Cardinal gewesen und der reichste und kargste Papsi geworden. Durch seine Kanzleiregeln heiligte er alle möglichen Mißbräuche und während man von allen Seiten auf die Reform drang, verderbte er die Zeit mit kindischen und eiteln Geschäften. Gegen die Hussiten wurde mit blinder Strenge verfahren; die Gesandten des griechischen Kaisers, die um Hülfe gegen den drohenden Türken steheten, zogen unverrichteter Dinge ab. Die Reform schloß gar ein. Sigmund, der gekrönte Kaiser, ließ sich vom Papsie die goldene Rose weihen und zum zweitemmale die Krone durch zwei Kardinäle aufsetzen. Nur Johann XXIII. Freilassung wurde beschloffen und zu Meerzburg, am 12. April, wurde auch Herzog Friedrich von Oestreich mit dem

Kaiser vor  
Bedingung  
freie Reich  
Erbe, das  
Wäre  
auf die Re  
setzte allgem  
1418, mit d  
im goldene  
auf weihen  
Grafen getra  
mund zu Fu  
rechts ging  
von Baiern,  
geführt, der  
an eine Sch  
Papsi den ro  
nach Goethe  
brachte ihn  
reiste.

Dem  
burg; am  
und fuhr n  
Tagen mar  
lang, vom  
verdelet und  
aufzuweihen,  
So end  
jemals von  
Wenn man  
zum Theile  
der Barbar  
aller stück  
Luge rüch  
Sie hat ein  
te hat den  
Kaiserverf  
geben, w  
näre, die  
das eine f

Kaiser veröhnt und empfing einen Theil seiner Länder gegen harte Bedingungen zu Lehen. Aber die schweizerischen Städte blieben freie Reichstädte und sein Stammland, das Aargau, das kyburgische Erbe, das Thurgau erhielt der Herzog nicht wieder.

Während nun der ehrliche Theil der Versammlung noch immer auf die Reform hoffte, zog Paps Martin, nachdem er am Pfingstfeste allgemeinen Ablass erteilt hatte, Tags darauf, den 16. Mai 1418, mit böser Eifertigkeit, jedoch mit großer Pracht ab, reitend, im goldnen Messgewande, mit weißer kostbarer Inful angethan, auf weißem, mit Scharlach bedecktem Pferde, unter einem von vier Grafen getragenen Thronhimmel. Und abermals ging Kaiser Sigmund zu Fuß neben ihm her und führte den Zelter am Zaum; rechts ging der Kurfürst von Brandenburg, links Herzog Ludwig von Batern, hinter dem Pferde, einsam, wie im Triumph aufgeführt, der mißhandelte Herzog von Oestreich, dann das Gefolge und eine Schaar von 40,000 Reitern. Vor dem Thore that der Paps den rothen Mantel und Hut an, segnete das Volk und ritt nach Gottlieben; dort empfing ihn der Untersee, und der Rhein brachte ihn nach Saffhausen, von wo er nach Genf und Italien reiste.

Dem Paps folgte am 19. Mai der Kurfürst von Brandenburg; am 21. setzte sich der Kaiser auf den See und den Rhein und fuhr nach Straßburg; alle Großen folgten und in wenigen Tagen war das mit den Häuptern der Welt beinahe fünf Jahre lang, vom Winter 1414 bis Pfingsten 1418, bevölkerte Konstanz verödet und hatte kein Denkmal seiner Kirchenversammlung mehr aufzuweisen, als die Brandstätte zweier Märtyrer.

So endigte die allerfeierlichste und größte Versammlung, welche jemals von der abendländischen Christenheit gehalten worden ist. Wenn man die Gräuel, mit welchen sie sich besetzt hat, und die zum Theile menschlicher Verworfenheit und Leidenschaft, zum Theile der Barbarei der Zeiten, dem Fanatismus und der Verkehrung aller sittlichen und religiösen Begriffe zur Last fallen, aus dem Auge rückt, so wird man ihr nicht alles Lob absprechen können. Sie hat eine große Wunde der Hierarchie, die Spaltung geheilt; sie hat den Canon festgesetzt und ausgesprochen, daß die allgemeine Kirchenversammlung über den Paps sey; sie hat endlich ein Dekret gegeben, wodurch, wenn es auch nur bisweilen erfüllt worden wäre, die übrigen und künftigen Uebel verbessert werden konnten: „daß eine solche Versammlung alle zehn Jahre gehalten werden



solte.“ Zwar wäre eine so häufige Wiederholung schwerlich geeignet gewesen, den Versammlungen Würde und Kraft zu geben. Aber weil die besten Einrichtungen durch die Zeit altern, und endlich von den Leidenschaften entstellt werden, so ist gut, wenn Epochen und Mittel bestimmt sind, wodurch eine freie Verfassung sich selbst erneuert. Wäre alle fünfzig Jahre eine Kirchenversammlung gehalten worden, so ist nach dem, was zu Konstanz geschehen ist, zu glauben, daß sie nicht leicht ohne irgend eine wichtige Verbesserung auseinander gegangen seyn würde. So aber versekte sich durch ihren Schlummer die Kirche außer alles Verhältniß mit den neuern Umständen der Weltverfassung, und ging der gewaltsamen Umwälzung und Trennung entgegen, in welcher bessere Einsicht, geläuterte Frömmigkeit und Freiheitsdrang des Gewissens von unten herauf das erzwang, was von oben herab zu geben verweigert oder versäumt worden war.\*

## X. Schweizer- und Schwabenkriege.

(Nach Chr. 1417 bis 1499.)

### 1. Der Schweizerkrieg.

Der Kampf der Eidgenossenschaft des nördlichen Helvetiens um seine Freiheit, der das ganze fünfzehnte Jahrhundert durch fortwährte, berührt weniger den Bodensee, als das Rheinthal. Während das Reich gegen die Puffiten waffnete, hoffte der Graf Friedrich VI. von Toggenburg durch Unterjochung der Appenzeller R. S. 1428. Dank zu verdienen. Von Altschäden und dem Stoß zurückgetrieben, war er bei Herisau glücklich und drang aufs Neue ins Rheinthal ein; aber ein tiefer Schnee hinderte ihn, den Sieg zu benützen, und durch die übrigen Eidgenossen wurde ein Friede vermittelt, in dem Appenzells Unabhängigkeit anerkannt wurde. Auch die Stadt Konstanz wollte er im Jahr 1431 vergebens überrumpeln. Im Frieden blieb das Thurgau bei Konstanz, dem es Kaiser Sigmund im Jahr 1417 versündigt hatte, das Rheinthal im engern Sinn und den Dregengerwald konnte Herzog

\* Vergl. Johann von Müller a. a. D.

Friedrich wieder an sich lösen; aber die Herrschaft Feldkirch behielt der Graf von Toggenburg, der es mit Hülfe der Städte Wangen und Lindau und des Bischofs von Chur im Jahr 1417 erobert hatte, hartnäckig für sich und residirte sogar dort. N. E. 1336.

Erst nach seinem Tode konnte Friedrich sie an sich lösen. Um das übrige Erbe des Toggenburgers stritten sich eine Menge Herren. Die Sarganser erklärten sich für Oestreich; da sie aber bald darauf ihrem alten Herrn, dem Grafen Heinrich von Werdenberg, dem Sohne des Hans, herausgegeben wurden, so traten sie, erbittert darüber, in eine Landsgemeinde auf der hohen Wiese zusammen, erklärten sich für frei und schlossen mit Zürich ewiges Bürgerrecht (25. December 1436). Darüber entstand Zwist mit den Schwyzern, Werdenbergs Verbündeten. Schwyz und Glarus schloß mit dem Grafen Heinrich von Werdenberg für alle seine Herrschaften und Burgen ewiges Landrecht. Nichtsdestoweniger beharrten die Sarganser im Aufstande, und wurden durch die Züricher thätig unterstützt. Der alte Herzog von Oestreich zu Innsbruck hatte im Sarganserlande auf den Burgen Freudenberg und Nidberg zwei gewalthätige Amtleute. Ihren Muthwillen erklärte Zürich für einen zum Kriege berechtigenden Friedensbruch, brach mit seiner Mannschaft auf, die in Wallenstadt sehnlich erwartet erschien, vor Nidberg zog, wo der Amtmann mit zwölf Knechten lag, und mit ihren Büchsen die Uebergabe erzwang. Dann legte sich die Macht der Züricher vor Freudenberg, eine schöne, feste, mit Lebensmitteln und allem Geschütz wohlversehene, und von einem tapfern Amtmann und sechs und vierzig Knechten behauptete Burg. Die Züricher setzten, trotz böser Gerüchte von einem drohenden Bürgerkrieg, die Belagerung eifrig fort, errichteten Galgen vor der Burg und zeigten so die Todesart, die sie erwartete, den Belagerten. Aber der Burgvogt rief ihnen herab, daß er, mit Gottes und seiner Gefellen Hülfe, das seiner Treue anvertraute Haus Oestreich erhalten werde. Nur die Feigheit seiner Knechte nöthigte ihn nach sechs Tagen zu einer ehrenvollen Uebergabe; er zog mit allem Gut frei über den Rhein zu seiner Herrschaft. Die Burg wurde von den Zürichern angezündet; dann zogen sie wieder heim. Die Sarganser blieben aufrecht und thaten dem Feinde Schaden, wo sie konnten. Im Jahr 1438 zog die Jugend von Feldkirch, in der allgemeinen Gefeklosigkeit, truppenweise auf Raub in der Gegend aus. Die Sarganser glaubten, diese Räubereien würden von den Werdenbergern begünstigt; sie aber

N. E. 1438.

hatten mit dem damaligen Herrn von Werdenberg, Wilhelm von Montfort, Frieden. Um nun die Werdenberger zu prüfen oder zu strafen, zogen sie in einer Winternacht unerwartet, 800 Mann stark, bis an die kleine Stadt Werdenberg. Kaum war die erste Dämmerung angebrochen; die Bürger, vom Waffelärm geweckt, wähten, es seyen ihre Bestreundeten, die Feldkircher, kamen heraus, freundlich mit ihnen zu reden, und viele wehrlose wurden von den Sargansern erschlagen, die mit Beute beladen wieder davon zogen. Sie ordneten nun ihre innern Verhältnisse. Aber von ihren Bundesgenossen, den Zürichern, wandte sich die ganze Eidsgenossenschaft ab. Schwyz und Glarus verband sich mit dem Grafen Heinrich von Werdenberg-Sargans, dem vertriebenen Herrn des Landes; dieser Graf, mit Heinrich von Monfort zu Tettnang, Wolfhard von Brandis und Heinrich von Sax, sandte den Sargansern Fehdebrieße. Die Schwyzer und Glarner bemächtigten sich ohne Mühe der Gegend von Wallenstadt. Stadt und Umgegend flehte um Erbarmen und schwur zu dem Grafen. Dieser vereinigte sich mit seinen Verbündeten, von Vaduz herkommend, am Rhein, mit Thränen der Freude und des Dankes; das ganze Sarganser Land bat unterwürfig um Gnade. Das Züricher Bürgerrecht ward abgeschworen; in drei Tagen war alles unterworfen, und allen ward verziehen.

Indessen hatte Friedrich III. von Oestreich den deutschen Kaiserthron bestiegen; von einer Reise durch das eidgenössische Land, sein Vaterland, zurück, kam dieser Kaiser auch an den Bodensee, nach Konstanz, wo er, prächtig empfangen, doch nicht sehr gnädig verweilte; nach wenigen Tagen fuhr er an seines Thurgau's fruchtbarem Ufer den Bodensee hinauf nach Arbon, wo er von seinem Vetter Hans von Lindenberg bewirthe't ward; endlich ritt er mit 800 Pferden nach St. Gallen. Vor der Stadt empfing ihn der Rath mit den Schlüsseln; auf dem Brühl gingen ihm die Jungfrauen und die Geistlichkeit mit den Gebeynen der Heiligen entgegen. Er suchte hier vergebens die Appenzeller von Schwyz abzuziehen; die Stadt verehrte ihm 800 fl., einen künstlichen Becher und seine Leinwand. Von da reiste der Kaiser nach Söchi, wo er sich hulbigen ließ, und nach Feldkirch.

In dem Kriege Zürichs und Kaisers Friedrich mit allen Eidgenossen, wurde das Rheinthal wieder der Schauplatz; die Schwyzer hatten Freudenberg und Ribberg erobert; die Oestreicher, siegreich von Basel heraufziehend (Mai 1444)

N. E. 1444.

beide Schlösser wieder genommen. Die Eidgenossen kamen vom Gebirge herab, besetzten Altstädten, schwammen bei Montlingen über den Rhein, siegten bei Rankwil und Feldkirch, und wütheten mit Feuer und Schwert im ganzen Thale; hielten beutebeladen in Altstädten Rath und zogen dann gegen ihre Feinde Heinrich von Sargans und den von Brandis, dem sie Guotenberg, die schöne Feste bei Balzers, verbrannten. Am 15. Februar 1445 nahmen sie Sargans, das Städtchen, das von 600 Mann vertheidigt war, im Sturm, brandschatzten, raubten und zogen wieder ins Gebirge, wo sie am Wallensee in Frieden von einander gingen. Bald aber brachen sie, als ihre Feinde sich am Esnerberge sammelten, aufs Neue heraus, und eroberten alles Land über Mels und Sargans bis Ragaz. Auf einmal ertönte das Sturmgeschrei: der Schwiegersohn des Sargansers, Hans von Rechberg, sey im Anzug mit vielem Volk und schon über dem Rhein. Aber die kühnen Eidgenossen, Jtel Neding an der Spitze, fragten nicht nach der Zahl, gingen ihm entgegen nach Ragaz, fielen ihm in sein donnerndes Geschütz und seine Reiterei, erschlugen ihm 500, warfen viele in den Rhein und machten reiche Beute. Nach wenigen Wochen mußten sie jedoch aus Mangel das verheerte Land verlassen.

In Thurgau wüthete der Krieg mit gleicher Heftigkeit fort. Bei Rheinegg an der Wolfshalden schlugen die Appenzeller, an der alten Siegesstätte, die schon siegreichen Desvreicher in die Flucht und erbeuteten viele Harnische.

Endlich jedoch wurden alle Theile der zwecklosen Gräueltöde müde, und Ludwig, der Pfalzgraf am Rhein, hatte, bei frommem, christlichen Eifer, ein leichtes Geschäft auf dem Tage zu Konstanz, wo er im Glanze der Jugend mit seines Hauses vornehmsten Freunden erschien, alles zu vermitteln. Fürsten, Herren, Ritter und Boten, welche 2000 Mann stark zu Konstanz versammelt waren, veranlaßten durch Spiele und Mahlzeiten eine dem Frieden günstige Stimmung. Er ward am 9. Juni 1446 unterzeichnet; niemand gewann oder verlor. Nur Zürich mußte sich einige Abtretungen gefallen lassen, und wurde wieder eidgenössisch.

Nach jenem Frieden begab sich das Gotteshaus zu St. Gallen freiwillig in den Schutz und Bund der Eidgenossen, und Abt Kaspar, dem das Kloster die Verwaltung abgenommen hatte, verkaufte aus Noth dafür um 1000 fl. der Stadt St.

Gallen die Landeshoheit über einen bedeutenden Bezirk des Stiftslandes. So wurde die blühende, aus der Feuersbrunst verjüngt emporgestiegene Stadt unabhängig und bald durch ihren N. E. 1456. Leinwandhandel reich. Arbon bewarb sich um ihr Bürgerrecht, die Eidgenossen nahmen sie in das ihrige auf. Zene Bogteien verlor sie indessen nach langen Händeln wieder.

Sämmtliche Eidgenossen fingen jetzt an, sich als Ein freies Volk zu fühlen. Zu Konstanz auf dem Jahrmarkte, bei einem Schützenspiele, zu dem die Stadt viele Herren, Städte und auch die Eidgenossen geladen, gerieth ein Luzerner Bauer mit einem Konstanzler Patrizier in Streit. Dieser wollte eine neugeprägte Münze der freien Schweiz, einen Plappart (deren 29 auf einen Gulden gingen), nicht annehmen, und schalt sie endlich einen Kuhplappart. Darüber entstand ein Auflauf aller Schweizer, indem sie dies für eine unerträgliche Beschimpfung „der freiesten aller Nationen,“ erklärten. Luzern brach mit der Stadt Banner auf gegen Konstanz, in wenigen Tagen folgten die Männer von Uri, Schwyz, Glarus, Zug, Zürich, Bern und Solothurn. Viertausend Eidgenossen waren es, die rachedürstend ins Thurgau fielen und fast bis unter die Mauern von Konstanz rückten. Der alte Bischof, Heinrich von Herten, und Ulrich von Sar vermittelten. Konstanz bezahlte den Eidgenossen für den Schimpf 3000 fl. So war der Plappartkrieg abgethan, 1458.

In dem über Rapperschwil entbrannten Kriege mit Oestreich zogen die Eidgenossen 2000 Mann stark bei Rheinegg über den Fluß, brandschaften den Landstrich von Dornbüren bis Bregenz und stürmten bei Fuffach das Schloß der Eueln von Mühllegg, die Weisburg. Ein anderer Trupp plünderte rheinaufwärts in Baduz. Eine Fürstenversammlung zu Konstanz im Jahr 1460 endigte diesen Krieg unter dem Vorhise des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, das Jahr darauf kam Kaiser Friedrich III. selbst nach Konstanz und besätigte den Frieden. Die Eidgenossen behielten ihre Eroberungen am Rhein.

## 2. Die alten Geschlechter.

Von den Grafen von Montfort blühte nur die Linie Tettnang fröhlich fort. Graf Ulrich richtete in Streitigkeiten der N. E. 1450 bis 1500. Umgegend; und hielt zu Tettnang einen Tag im Jahr 1459.\* Und im Jahr 1431 schrieben Hug und Ulrich

\* Weing. Arch.

von Montfort einen Bundestag nach Konstanz aus, um für die Ruhe und Sicherheit unter den Ständen zu sorgen.\* Von den Werdenbergern blühte Sargans zuerst ab; hier hatten es Jörg und Wilhelm immer mit Schwyz und Glarus gehalten: von allen Seiten wegen ihres Besitzes bestritten und in Schulden versenkt, hatten sie endlich im Jahr 1432 das Sarganserland um 15,000 fl. den sieben eidgenössischen Orten verkauft. Von den Besitzungen des Altes Werdenberg-Heiligenberg hatte die Dörfer und Höfe Au, Widnau und Lufnau im Rheinthal schon früher der Ritter von Ems gekauft. Der Name des Grafen von Sargans erlosch mit Jörg. Die Linie blühte aber noch in den Grafen von Werdenberg zu Heiligenberg fort, und erlosch erst mit Graf Christoph dem Letzten im Jahr 1534. In Werdenberg selbst beherrschte die alte Urgrafschaft Werdenberg Graf Wilhelm, ein Enkel des Appenzeller Hauptmanns, durch einen Vogt: er löste Bartenau wieder ein und überließ beide Herrschaften seinem Tochtermann, dem Grafen Hans Peter von Mosar, der sie am Ende an seine Stiefföhne, die von Höwen, verkaufte.

Die Familie der Freiherren von Sar erhielt sich nicht im Besitze ihrer Stammgüter. Ulrich von Hohensar hatte seinem Better, dem St. Galler Bürger Mötteli, die Herrschaft Forstegg verpfänden müssen; an denselben war Frischenberg gekommen, der aber verkaufte die letztere Herrschaft an St. Gallen und diese wieder an den Junker Ulrich von Hohensar, der an seinen Better Albert von Hohensar die Erbschaft Bürglen im Thurgau abtrat (1481), die später an die von Landenberg und zuletzt an die Stadt St. Gallen kam. Dieser Ulrich war ein beherzter Mann. Als sein Better Jakob Mötteli von Rappenshein vom Kaiser gefangen in Verwahrung saß, legte er sich zwischen Konstanz und Schaffhausen auf die Spähe, und gedachte den Kaiser selbst zu fassen. Er vergriff sich jedoch an der Person und fing nur des Kaisers Schatzmeister; doch erreichte er auch durch diesen seinen Zweck und löste mit ihm den gefangenen Better aus. — Das Städtchen Rheinegg war von der herabgekommenen Familie Payer an Appenzell verkauft worden, das dem Abt von St. Gallen zum Troge sich in dessen Besitz erhielt. Auf dem schwäbischen Seeufer hub sich besonders die Familie der Truchseß von Waldburg durch Herrn Johann, dem im Jahr 1406 die Herzoge von Oesterreich

\* Weing. Ulrich.

die Städte und Burgen Waldsee, Niedlingen, Memmingen, Munderkingen, Bussen zc. um 30,445 fl. überließen. König Rupert machte ihn einige Zeit zu des Reichs Landvogt in Schwaben: diese Landvogtei wurde ihm aufs Neue von Kaiser Sigmund nebst Oberravensburg auf dem Konzil zu Konstanz im Jahr 1415 verpfändet. Er wurde ein uralter Mann und erlebte wenigstens drei Kaiser. \* Sein Sohn Jakob, Landvogt in Schwaben, theilte mit seinen Brüdern Eberhard und Georg, und begründete so die noch getrennten Linien dieses jetzt gefürsteten Hauses. In der Nähe des See's behielt Jakob einen Theil an der Besse Staufen im Hegau; Georg Waldsee, Mengen, Burzach und das Schloß Waldburg. In der Landvogtei Ober- und Niderschwaben wollten sie wechseln. \*\* Jakob war Mitglied des St. Jörgenschilds.

### 3. Das neue Kloster Norschach. — Roth Uli.

Um diese Zeit herrschte im Kloster St. Gallen ein tüchtiger Mann. Ulrich Rössch (Ulrich VIII.), von der rothen Farbe seines Haares und seinen rothen Wangen Roth Uli genannt, aus der Stadt Wangen gebürtig, Sohn eines Bäckers, war einst vom Abt Egloz zum Küchenjungen angenommen worden, hatte Profess gethan und war bis zum Abt seines Klosters gestiegen. Seine niedrige Geburt hinderte ihn nicht, allenthalben Ordnung und Gehorsam unter den Gotteshausleuten einzuführen. Sein Kriegsvolk als Wächter der Eidgenossen gegen das Reich im neuen österreichischen Kriege, wandelte den See und den Rhein auf und ab, von Norschach bis nach Waldshut, eine Büchelhaube auf dem Haupt, Hand- oder Hack-Büchsen mit Pulver und Stein auf der Schulter, Habermehl, Thurgauerkäse und Glarnerzieger nach sich führend. Solcher St. Gallischer Kriegsnechte lagen je 23 Mann in Norschach und in Romishorn. Mit dem Frieden (22. August 1468) zogen sie ab und fanden bald in den Burgunderkriegen neues Unterkommen.

Diesen Ulrich, dessen ganzes Leben That war, der nur Eine Leidenschaft hatte, den Staat herzustellen, beschäftigte ernstlich ein großer Plan, der, wenn er gelungen wäre, höchst einflußreich für unfre Seegegend geworden wäre. Der Zuwachs an neuen Klostergeistlichen nöthigte ihn zu einem neuen Klosterbau. Die mächtige,

\* Pappenheim. Chr. S. 756.

\*\* Ebend. S. 76, 89.

wachsende Stadt St. Gallen umschloß allzudrohend das Stift, und Ulrich, ein geborner Städter, kannte den um sich greifenden, fühnen Geist der Städte. Wie ein Lichtstrahl kam ihm der Gedanke, mit dem ganzen Kloster aus diesem Neg herauszurücken, ehe es geschlossen wäre. Er faßte den Entschluß, mit seinem Stifte an den Bodensee nach Norschach zu wandern; eine neue herrliche Aussicht auf Handel und Zölle eröffnete sich dort für das Kloster; auch in politischer Hinsicht war die Lage vorzüglich und der Punkt selbst im Fall eines Krieges fester und sicherer als St. Gallen durch den angränzenden See.

Er legte dem Kapitel mit überzeugender Beredsamkeit seine Gründe vor; dieses gab ihm vollen Beifall; und nun ward, ohne länger zu zögern, ans Werk geschritten.

Eine große Wiese bei Norschach, in die er das Kloster stellen wollte, ließ er mit einer Mauer umgeben; im Flecken selbst kaufte er zehn Häuser auf den Abbruch; hier legte er eine Schiffstiege, ein Gräbhaus, zwei Wirthshäuser und ein Badehaus an. Das Ganze ließ er mit zwei Thoren beschließen. Der Grundstein des Klosters wurde am 4. März 1487 mit großer Feierlichkeit gelegt, und unter einem berühmten bayerischen Baumeister, Erasmus Gräfer, stieg der Bau empor. Die Kosten übernahm die alte Landschaft Toggenburg und das Rheinthal, denn die Gotteshausleute hatten alle eine große Freude an diesem Plan. Aber Appenzell und St. Gallen sahen scheinlich zu dem Bau: Norschach, sprachen sie, wird eine Stadt werden, neue Zölle anlegen, die Herrschaft über den Bodensee an sich reißen, St. Gallen der Heiligenbeine berauben; unsere Stadt wird bedrückt werden, veröden, verarmen. Die Kirche war schon ausgebaut, das Kloster halb fertig, als der Bürgermeister von St. Gallen, Ulrich Darnbüler, vor den Abt trat und verlangte, daß er den Plan aufgeben sollte. Als aber jener sich nicht daran kehrte, rotteten sich die von den burgundischen Feldzügen her noch kriegerischen St. Galler, Appenzeller und Rheinthaler, mit unzufriedenen Gotteshausleuten untermischt, zusammen, stürzten unter dem Feldgeschrei: „wohlauf, thut dem h. Gall einen Ehrentagwan!“ den Norschacher Berg hinab und warfen sich auf den neuen Klosterbau. Bald standen die Kirche, ein Haus, die Scheunen- und Zimmerhütten in Flammen, die Mauern des Klosters wurden niedgerissen, die zwei Wirthshäuser geplündert, den Wein tranken sie auf der Wahlstatt und zerschlugen die Fässer: erst am andern Tage kehrten sie heutebeladen über den Berg zurück. In St. Gallen bedrohte



man den Abt und die Geistlichen mit dem Tode und sang Spottlieder auf den „Nothfuchs von Wangen.“ Der Klosterbruch zu Norschach wurde als ein vom heiligen Gallus gewirktes Wunderwerk gepriesen.

Indessen langten vom Kaiser und Papst (denn die Eidgenossen hatten die Vermittlung abgelehnt) die Strafurtheile der Verbrenner an (1480). Sie sollten das Kloster wieder bauen, und wurden mit dem Interdict belegt. Zur Antwort zogen die Thäter vor das Schloß Norschach, so daß die vier Schirmorte gegen sie waffnen mußten. Da kam Uneinigkeit unter die Empörten. Appenzell zögerte; die Gotteshausleute warfen die Waffen weg, die St. Galler gingen erbittert nach Hause; endlich unterwarf sich Appenzell und trat das Rheinthal und Hohensax an die vier Schirmorte ab. St. Gallen wollte nun den Kampf allein bestehen. Doch bei Annäherung der Feinde floh Barmhüser und die Stadt bat um Frieden. Sie mußten den „Ehrentagwan“ mit 10,000 fl. Kostenerfaz und einer Abtretung an den Abt büßen; und jetzt sangen ihre Gegner Spottlieder. Auch die übrigen Teilnehmer wurden zu verhältnismäßiger Buße angehalten. Abt Ulrich freute sich jedoch nicht lange seines Sieges. Er starb am 13. März 1491.

#### 4. Der Schwabenkrieg. 1496 bis 1499.

Kaiser Maximilian I. hatte am Bodensee zu Lindau einen merkwürdigen Reichstag gehalten (1496), und hier die Reichskammergerichtsordnung entworfen. Er wollte diese Reichsgerichte, die dem Faustrecht ein Ende machen sollten, auch über die Schweiz ausdehnen. Dagegen sträubte sich diese und rüstete sich zum Kriege (1497). Die schweizerischen Gemeinden am See waffneten und hielten sich marschfertig. Der Abt zu St. Gallen, Biel, hielt einen Kriegsrath zu Norschach, in dessen Folge Norschach, Steinach und Romishorn 250 Mann Besatzung erhielt, und an dem letzten Ort ein Bollwerk errichtet wurde: ebenso lagen das ganze Rheinufer hinauf schweizerische Wachen in Rheinegg, Bernang, Blatten, St. Margarethen, Forstegg. Weiter hinauf wachten die Herrn von Sax, von Werdenberg, die Glarner und Sarganser.

Doch brach der Krieg erst nach zwei Jahren aus, und zwar zuerst am Bodensee. Kaiser Maximilian war am Anfange des Jahres 1499 von Feldkirch gen Konstanz auf einen feierlichen Reichstag gekommen, und hatte das ganze Reich wider die Eidgenossen ermahnt, und nun eröffnete der schwäbische Bund den

Feldzug gegen die Schweizer, daher heißt dieser Krieg der Schwabenkrieg. St. Gallen erneute die Wachen am Schweizerufer des Bodensees; die übrigen Kantone blieben noch ruhig, bis an den Grenzen von Bündten die Besatzung des Schlosses Gutenberg auf das am Schollberg vorüberziehende Schweizervolk schimpfte und schoss. Nun setzte der Schaarenmeister Wollib mit Knechten über den Rhein und verbrannte einige Häuser. Das schwäbische Kriegsvolk zu Gutenberg und Bendenen hingegen zog, dem Hirtenvolk zum Hohne, Kühen Brautkleider an, und lud die Eidgenossen, die zu Almoos standen, zur Hochzeit. Sechszig Schwabenritter zogen über den Rhein und raubten. An jenem Schimpf aber entzündete sich das Kriegsfeuer von Bündten bis nach Basel (8. Febr. 1499). Die Eidgenossen zogen mit Toggenburgern und Sargansern über den Schollberg aufwärts und nahmen Meyenfeld ein; abwärts mit den Appenzellern eroberten sie Baduz sammt dem Schlosse, verbrannten Bendenen, ließen das Wallgau schwören, und zogen das Rheinthäl hinab dem Heer der Reichstädte entgegen, das sich, an zehntausend Mann stark, bei Hardt und St. Johann-Höchst versammelt hatte und Rheinegg bedrohte. Dort verstärkten sich die Schweizer mit dem St. Gallischen Gränzfordon und tausend Wallisern; sie schickten 400 Mann Vorhut vor sich her und folgten mit dem Gewaltschaufen: die Feinde zogen sich ganz in Hardt zusammen. Unter muthigem Lärmgeschrei unternahm die schwache Vorhut der Eidgenossen den Angriff. Aber der gewaltige Haufe „drückte durstiglich hintennach,“ so daß die Schwaben nicht über fünf Schüsse aus den groben Stücken thun konnten, da hatten die Eidgenossen ihnen schon das Geschütz abgelaufen. Damit erhob sich das Handgemenge, bis die Kaiserlichen endlich in die Flucht getrieben wurden. Ein großer Wassergraben, den sie sich zum Vortheil ersehen, ward ihr Verderben; es ertrannten ihrer über 500 im Wasser; viele auch fanden in den Wellen des Bodensees ihren Tod. Etlliche wichen flüchtig in die Schiffe, überluden sie und gingen so zu Grunde. 5000 Schwaben fielen und erst die Nacht machte dem Blutbad ein Ende. 500 hielten sich im Rohr des Bodensees versteckt und wurden am andern Morgen durch Lindauer Schiffe, doch halb erfroren, gerettet.

Die Eidgenossen brandschaften nach diesem ersten großen Siege den Bregenzwald, hinterließen im Rheinthale Truppen und zogen am Seeufer hinab, über Norschach, wohin sie Besatzung legten, wie eine wandernde Horde, mit erbeutetem Vieh und Hausgeräthe,

wüthend gegen die Spötter. Dann lenkten sie Land einwärts, Wil zu.

Der erste Streich war an der obersten Spitze des Bodensees geführt worden; der zweite Schlag fiel an einem seiner untern Winkel. Denn schon im März tönte das Sturmgeläute von Konstanz herauf, wo der Schweizer Macht das Thurgau bedrohte. Wirklich zogen sie mit großer Macht heran und lagerten sich in einer festen Stellung im Schwaderloch, einem lichten Gehölze (denn dies bezeichnet der Name), das sich eine halbe Meile von Konstanz südlich hinzieht. Fünzig St. Gallische Kriegsknechte hatten sich sogar bis vor Konstanz gewagt. In dieser Stadt und am deutschen Ufer sammelte sich eine kaiserlich-schwäbische Macht aus den Erblanden und den Bundesstaaten, und endlich zog der kaiserliche Feldobriste Graf Wolfgang von Fürstenberg mit mehr denn 10,000 Mann aus Konstanz. Er stürmte die Schanzen der Feinde bei Eriboltingen und Ermattigen, überfiel die Besatzung in der Reichenau und hieb sie nieder.

Die dem Nord entronnenen Schweizer flüchteten nach dem Schwaderloch und baten den dortigen Pösten, besonders die Luzerner, um Beistand. Allein diese enthielten sich noch, im Gefühl ihrer Schwäche, des Angriffs, und riefen nur durch einige Rauchsäulen noch mehr Volk zu Hülfe. So sammelten sich die nächstgelegenen Eidgenossen bis auf 1500 Mann. Diese kleine Schaar wagte es, dem weit überlegenen, mit einer zahlreichen Reiterei versehenen Feinde, in den Engpässen des Waldes, durch welche er sich zurückziehen mußte, einen Hinterhalt zu bereiten; sie theilten sich in zwei Haufen: 500 Mann besetzten die Engpässe, durch welche der Feind zurückkehren mußte, die übrigen folgten, im tiefen Stillschweigen, durch die Fußwege des Waldes den sorglos schwärmenden Feind, überfielen seine Nachhut und hieben sie nieder. Das Fußvolk des Feindes, in Verwirrung, rief die Reiterei und das Geschütz zu Hülfe, allein die Stücke waren mit Beute beladen und unbrauchbar geworden; die Wagenführer verließen stehend die zum Raube mitgeschleppten Wagen; kühner drangen die Schweizer ein; auch das Fußvolk floh und seinem Beispiele folgten die Reiter, alles eilte Konstanz zu. Da erhob sich das zweite Gemetzel an den Engpässen; vorn und hinten standen die Schweizer; den Ausweg hatten die Wagen versperrt. Wer konnte, floh nach Konstanz; aber auch hier hielt die Flucht nicht stille, und viele stürzten sich in den Bodensee. Die Schweizer hätten, in seinem panischen Schrecken, das ganze

Heer vernichten können. Allein ihrer geringen Zahl mißtrauend, kehrten sie auf die Wahlstatt, und mit der dem Feinde wieder abgenommenen, wie mit neuer Beute beladen, auf ihre alten Posten zurück. Von den Feinden waren an 2500 geblieben; 15 Stücke, 2 Fähnlein in den Händen der Sieger; ihr Heer betrauerte den Verlust eines Feldhauptmanns, Burkhard von Randegg, und mehrerer Edeln, worunter ein Heinrich von Randegg und ein Heinrich von Langenstein. Dies ist die gepriesene Schlacht beim Schwaderloch.

Nach diesen Erfolgen breiteten die Eidgenossen den Krieg nach allen Seiten aus. Die dritte Hauptwaffenthat geschah zwei Tage nach der ebenerzählten Schlacht, am 20. April, bei Fraßenz an der Ill, wo der breite und tiefe Waldstrom der Ill sich von den Bergen herab ergießt. Dort ergriff, im Getümmel der Schlacht, Heinrich Wölleb, der eidgenössische Hauptmann, eine Hellebarde, brach damit von der Seite unter die Spieße der Feinde, und hob ihrer eine Anzahl, sie unbrauchbar machend, so lange auf, bis er von Wunden durchbohrt, ein zweiter Winkelried, todt zu Boden sank. Die feindlichen Reiter wagten es nicht, an der auf einem Hügel tobenden Schlacht Theil zu nehmen. Das feindliche Fußvolk, überwältigt, wandte sich zur Flucht; viele fanden am Fluß ihren Tod; auch die Reiter folgten; und die Eidgenossen blieben Meister des Schlachtfelds. Die Blüthe des schwäbischen Heeres war unter dem Schwerte gesunken.

Am untern See machten die Eidgenossen einen Einfall in das ihnen längst verhasste Hegau, fingen an zu sengen und zu brennen, und bemächtigten sich der festesten Burgen, in welchen sie reiche Beute fanden (in Homburg allein 10,000 Goldgulden). Jetzt rückten sie weiter, vor Stockach; hier aber scheiterte die Belagerung an der Beharrlichkeit der Städte: zudem hatte sich in Eile ein kaiserliches Heer bei Ueberlingen gesammelt, von welchem dem abziehenden Schweizerheere 1500 Mann Reiterei auf den Nacken kamen, die mit Mühe von den eidgenössischen Reitern aufgehalten wurden, bis der große Heerhaufe, mit Gepäck und manchem unnützen Volke beschwert, durch die Ebene heimweisend, glücklich das Städtchen Stein am Rhein erreicht hatte. Selbst die Reiter kamen, zuletzt nicht mehr verfolgt, davon.

Mittlerweile langte der Kaiser Maximilian, um den sich neue Streikräfte sammelten, zu Tettnang an, hielt Heerschau über die Truppen der Reichsstädte, und ging auf die Nachricht, daß die

Graubündtner im Anzuge seyen, über Lindau nach Feldkirch, wohin er von allen Seiten Kriegsvolk entbot. Von da zog die Vorhut dem Engadin zu. Aber an der Gränze dieses Landes, wurden im wilden Münsterthale die Verschanzungen der Kaiserlichen gestürmt, und ihre vorangeeilte Schaar auf der Malsershaide, durch Feigheit des Anführers und der Reiter, geschlagen und nur durch die Herankunft des Kaisers und seiner Hauptmacht vor der Vernichtung bewahrt. Doch auch der Einfall des Kaisers selbst in das welsche Bündtnerland mißlang. Der aufreibende Krieg in den Gebirgen schwächte sein Heer: der Hunger entmuthigte es; in eiligem und verworrenem Rückzuge retteten sich, vereinzelt, die Haufen durch das Rheinthal an den Bodensee.

Der Kaiser, nachdem er all sein Volk an den Ufern gesammelt, schiffte über den See nach Konstanz. Ungewiß über die Plane der Eidgenossen stellte er Fußvolf und Reiterei, eine kräftige zahlreiche Schaar, vor der Stadt in Schlachtordnung und ließ Geschütz aufpflanzen. In doppelter Schlachtreihe hielt er stille und erwartete den Feind, der in wohlgeschlossenen Rotten unbeweglich auf seinen Höhen stand, und von dort aus einen ehrerbietigen Brief mit billigen Friedensvorschlägen an den Kaiser sandte. Ein Mägdelein überbrachte das Schreiben und harrte im Vorhose der kaiserlichen Wohnung zu Konstanz auf die nicht erfolgende Antwort. Die Kriegsknechte höhnten das Kind mit spöttischen Fragen, und einer, auf eine kurze und treffende Antwort, griff ans Schwert und drohte ihm den Kopf abzuhauen. Das Kind aber, ohne im geringsten zu erschrecken, sprach zu ihm: „du bist ein wackerer Held, der du einem jungen Mägdelein den Tod androhest! warum stürmest du nicht gegen die feindlichen Posten? gewiß dort findest du den Mann, der deinem Truß wohl sehen mag; doch freilich! es ist leichter, ein unbewehrtes Mägdelein anzufallen, als einen bewaffneten Feind!“

Der Kaiser aber fuhr bald darauf nach Lindau, nachdem er seinen Hauptleuten in Konstanz verstellte Angriffe auf die feindlichen Schanzen anbefohlen hatte, als sollte von hier aus ein Haupteinfall ins Züricherland gemacht werden. Die Reiterei sandte er unter dem Grafen Wolfgang von Fürstenberg gegen Basel, das feindliche Land dort zu besetzen. Ein Theil seines Fußvolkes landete bei Korschach, überwältigte nach heißem Kampfe die Besatzung, und ging, nachdem sie das Städtchen geplündert und niedergebrannt, wieder unter Segel. Die Einschiffung aber —

obgleich kein Feind in der Nähe sich zeigte — geschah mit so flucht-ähnlicher Verwirrung, es warfen sich so viel mit Ungeflüm in die Schiffe, daß mehrere Wasser faßten und vom Gewichte beschwert unterliefen. Als die Fährleute dies sahen, zogen sie, um die drohende Gefahr zu mindern, die noch unbefesteten Schiffe eiligst vom Ufer. Aber die Landsknechte stürzten nach ins Wasser, viele versanken und rissen andere mit sich in den Schlund, andere schwammen an die Schiffe und baten flehentlich aufgenommen zu werden. Endlich wurde die Ordnung hergestellt und das Heer war zur ruhigen Einschiffung bereit: aber die erschrockenen Seelente ruderten nicht mehr ans Land. Die Veteranen mit den Hauptleuten waren gezwungen, die großen, an die Schiffe zu waten, die kleinen, hinüberzuschwimmen. Wäre auch nur die kleinste Abtheilung des Feindes in der Nähe gewesen, so würden die Schwaben eine furchtbare Niederlage erlitten haben. So aber gelangten sie, doch nicht ohne schmählische Zeichen der Flucht, glücklich nach Lindau.

Am folgenden Tage kam in diese Stadt die Schreckensbotschaft, daß der Graf von Fürstenberg, der ein Heer von 14,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Ross in der Gegend von Basel gesammelt, gegen den Rath seiner Obristen und Hauptleute, dem Feind auf dem Bruderholz beim Schlosse Dornach eine wilde Schlacht geliefert, und nachdem er sein und der Seinigen Leben theuer verkauft, dort mit vielen edeln Herrn und 4000 Mann erschlagen worden; daß die Eidgenossen drei Tage lang auf der Wahlstatt geblieben und dann erst in ihre Heimath zurückgegangen seyen.

Auf diese Nachricht wurden die innern Gemäcker der kaiserlichen Hofburg zu Lindau geschlossen; Stille und tiefe Trauer herrschte in der ganzen Stadt. Vor den Thoren der Kaiserswohnung schlichen traurig die Hofherren umher und flüsteren einander die böse Kunde zu. Aber am Abend öffnete sich des Kaisers Pfalz wieder; er selbst, gewöhnt an feltene Beherrschung seines Innern, trat heraus, speiste im Freien und zeigte keine Miene von Traurigkeit. Ja, nach beendigtem Mahl, als die Nacht eingebrochen, trat er zu einem Fenster, betrachtete den Horizont, der sich unermeßlich über dem offenen See wölbte, und redete von der Sterne Natur und Verhältnis, also, daß er der empfangenen Niederlage gänzlich zu vergessen schien. Des andern Tags schiffte er nach Konstanz, keinen Zug der Verstörung auf seinem Gesichte.

Schwab, Bodensee.

Der barbarische Krieg hatte inzwischen die gräßlichste Gesetzlosigkeit und allgemeinen Mangel zur Folge, so daß an einigen Orten die Kinder mit dem Vieh auf die Weide getrieben wurden. Endlich stiftete das Bedürfniß zwischen den wüthenden Parteien Frieden unter thätiger Vermittlung des Herzogs von Mailand, der ein Tochtermann des Kaisers war. Zwar wollte Maximilian noch einmal einen Angriff versuchen: er zog am 13. Juli mit dem Reichspanier und allem Volke prächtig aus der Stadt Konstanz; einen ganzen Tag lang dauerte der Zug; aber im Kriegsrath wurden die Leute über die Art des Angriffs uneinig, bis der Tag um war: da zog Alles wieder zu den Thoren von Konstanz hinein in Einer Stunde. Der Kaiser, in großem Unmuth, ritt zu dem einen Thor hinein, zu dem andern hinaus über die Rheinbrücke. Scham und Zorn ließen ihn keine Nacht mehr in der Stadt zubringen. Er zog durchs Hegau und den Schwarzwald nach Freiburg. Die Fürsten verließen Konstanz ebenfalls; die Eidgenossen rückten bis vor die Stadt und mähten ihr das Korn vor den Augen ab. Auch auf andern Punkten war der Kaiser unglücklich; nur bei Rheinegg wurde ein Schweizerhaufe durch Grafen und Herrn von Lindau aus in die Flucht getrieben.

Aber aus Konstanz kamen zwei Herolde, ein französischer und ein mailändischer, ins Schwaderloch und schlossen auf 8 Tage Waffenstillstand. Zwar arbeitete Frankreich gegen den Frieden. Die Konstanzer machten noch einige unglückliche Ausfälle, die Bundesleute kamen von Lindau über den See nach Konstanz und wurden geschlagen. Dennoch kam endlich der Friede zu Basel am 22. September 1499 zu Stande. Konstanz trat den Blutbann und das Landgericht im Thurgau an die Eidgenossen ab.

Am obern Rhein verkaufte ein Edelmann um den Andern seine Güter an eben dieselben; die Herren von Höwen die Herrschaft Werdenberg an Glarus. Nur Hohenfar blühte noch unter Ulrich, dem redlichen Eidgenossen im Schwabentrieg. Er focht auch in den mailändischen Feldzügen muthig als Obrist, und als Gesandter leistete er den Freunden am kaiserlichen und französischen Hofe so wesentliche Dienste, daß die acht ältern Kantone aus Dankbarkeit ihm die höhern Gerichte im Dorfe Sar, in Friesenberg und in der Oberlienz schenkten.

## 11. Das Reformations-Jahrhundert am See und im Rheinthal.

### 1. Der Bauernkrieg.\*

Die Kriege, die der Kampf um bürgerliche Freiheit erregte, drangen von der Schweizerseite her und setzten daher zunächst auch das Schweizerufer unsers Sees in Bewegung. Der Sturm, den die Glaubens- und Gewissensfreiheit anfachte, wehte von Deutschland herein; so werden wir die Scene wechseln sehen, und auch das schwebische Seeufer, das bisher fast immer friedlich und unbewegt vor unsern Augen lag, wird in diesem und dem folgenden Jahrhunderte der Schauplatz großer Bewegungen und endlich furchtbarer Kriegen werden. Doch bleibt auch das jenseitige Ufer nicht ruhig und das neue Ferment der Religionsgährung wirkt dort um so schneller und kräftiger, als es sich nur zu dem verwandten Stoffe bürgerlicher Gährungen zu gesellen braucht, um entschiedener Alles zu durchdringen. So hatte denn die Reformation fast mit ihrem Aufspriessen in Deutschland die Wurzeln auch auf das Schweizerufer nach St. Gallen hinübergetrieben. In diese Stadt war einer ihrer jungen Mitbürger, Joachim von Watt oder Badian, von der deutschen Universität Wien, wo er Medizin studiert und Philosophie gelehrt hatte, ein Mann voll Geist und Wissen, ums Jahr 1518, mit Luthers Lehrsägen im Kopf und Herzen, und des Reformators ersten Schriften in der Tasche nach St. Gallen zurückgekommen; zur selben Zeit kamen Züricher Studenten aus Wien mit gleichen Ansichten in ihre Vaterstadt zurück; Luther sandte seine Bücher frisch aus der Presse nach Zürich und St. Gallen und briefwechselte mit dem gewonnenen Zwingli. Ein Sattlergeselle, Joh. Kessler, hatte auf seinen Wanderungen Luthers und Melancthons Vorlesungen gehört, kam im Jahr 1523 als evangelischer Missionär N. C. 1523. zurück und zog predigend am Seeufer und im Rheinthal

\* S. Sartorius Geschichte des Bauernkriegs. — Materialien zur G. d. B. — Yppenhelms Chronik. — Einen Theil der Notizen zu diesem Abschnitte verdanke ich Pfisters handschriftlichen Mittheilungen aus dem Weingartner Archiv.



hin und her. Zwei fremde Ehrenprediger aus Memmingen und Waldshut verbreiteten, mit Badians Unterstützung, die neue Lehre in St. Gallen. Bald war der Stadtrath lutherisch gesinnt, der Abfall der andern Kantone machte ihn kühn, und der katholische Gottesdienst in der Stadt wurde allmählig in seinen Einzelheiten angegriffen.

Im Sarganserlande, zu Murg, hielt im Jahr 1523 der Priester eines Sonntags die Messe: da ging eine Jungfrau um den Altar, wie ein ander Weib, das zur Ehe gegriffen, kniete vor ihm nieder und er sprach zu ihr vom Altar herab: „Bist du eingedenk, wie wir einander zu Zürich genommen haben?“ Sie sprach: „ja!“ Darauf sagte er: „bist du besändig, so begehre ich deiner zur Ehe.“ Dief nahm er die Umstehenden zu Zeugen, genoß das Sakrament und reichte es auch der Jungfrau. Der Pfarrer wurde zwar mit des Volkes Beifall gefangen gefest, aber die evangelische Lehre fuhr fort unter der Asche zu glimmen, und ehe zwei Jahre verfloßen, war das ganze Land Sargans vom alten Glauben gewichen.

So hatte die Reformation schon einen Brennpunkt jenseits des Sees, als auf der deutschen Seite die neue Lehre in den dunkeln Häuptern der Bauern wie ein plötzlicher Strahl zündete, und zur furchtbaren und unbeherrschten Flamme wurde.

Doch war die Reformation nur eine mitwirkende und keineswegs eine Hauptursache der wichtigen, wenn gleich erfolglosen Begebenheiten, die wir unter dem Namen des Bauernkrieges zusammenfassen. Die neue Lehre beleuchtete vielmehr nur den bellagenerwerthen Zustand, in welchem sich der deutsche Bauer um jene Zeit befand, und den er bisher mit stumpfer Ruhe ertragen hatte. Fürsten, Edelleute und Geistliche übten ein Eigenthumsrecht über den Unterthan, das sich bis auf seine Person und sein Vermögen erstreckte. Auch die besten Fürsten konnten bei der Unabhängigkeit und Freiheit des Adels und der Geistlichkeit sich des Bauern nicht annehmen, sein Wohl nicht besorgen, Verträge nicht schützen oder abändern. Von den Landtagen, wo nur Adel, Pfaffen und Städte rathschlagten, der arme Mann keinen Sitz hatte, konnte dieser keinen Schutz erwarten. Die Reichsgerichte, dieses treffliche Institut Maximilians, waren noch zu neu und ungewohnt, zu beschäftigt mit Anderem; der Bauer zu arm, der Weg der Justiz zu weit und zu kostbar. Selbst von der Gnade und Barmherzigkeit seiner Herrn hatte der Bauer nichts zu hoffen. Der Adel jener

Zeit hatte die ritterlich edle Bildung, die liebenswürdige Menschlichkeit, die milden Gefühle, die wir an ihm, besonders in unsern Gegenden, wenige Jahrhunderte früher in den zartesten Liedern bewunderten, ausgezogen; er war ungeschlacht und barbarisch geworden; tapfer war er noch immer, aber voll Rachsucht, unmenschlich gegen Niedrige, sittlich nicht gebildeter als sein Bauer, verwildert durch das herrschende Laster der Trunkenheit. Die Bedürfnisse der Großen waren gestiegen und durch den ausgebreiteten Handel Deutschlands genährt; neue Steuern mußten aufgelegt werden, um ein fürstlich oder ritterlich Gepränge führen zu können; diese lasteten auf den Speisen, auf den Lieblingsgetränken des Bauern: Adel und Geistlichkeit konnten nicht besteuert werden. Die geringe Erleichterung, die in den persönlichen Verhältnissen des gemeinen Mannes eingetreten war, die kleine Erweiterung seiner Eigenthumsrechte, die Viertelsfreiheit, mit der man ihn hier und dort beschenkte, dienten nur dazu, ihn aus dem dumpfen Schlummer völliger Sklaverei zu wecken, ihm anstatt der schimpflichen Sorglosigkeit des Leibeigenen, zu der Last ungemessener Frohnen und Gefälle auch noch die Sorge für ein kärgliches Eigenthum aufzubürden. An die Stelle der kraftlos bestehenden Lebensverbindung waren, bei den, trotz des Landfriedens fortdauernden Fehden der Herren, kostbare und zügellose Söldner getreten. Neue Abgaben, Quartiere, Bedrückungen kamen durch sie an die Tagesordnung. Die Befestigten wurden unmenschlich behandelt, die Strafen waren unsicher, die wehrlose Hütte des Landmanns war nicht weniger den adeligen Nachbarn als den Söldnern und Landsknechten preisgegeben, zu allem dem kam noch der Unwille über die Bedrückungen, das schamlose Leben einer reichen und übermächtigen Geistlichkeit und das Mißvergnügen der vom höchsten Flor schon herabgekommenen Städte, in welchen die Bürger mit der Obrigkeit unzufrieden waren, und deren Gesamtheit sich stark fühlte, selbst gegen Fürsten und Herren. An ihrer Unzufriedenheit und ihrem Troste fanden hier und dort die Bauern beim Ausbruche der Empörung Bundesgenossen.

Einen vielleicht nicht geringeren Einfluß, als das erwachende Bewußtseyn des allgemeinen Elends, hatte auf die Gährung der Gemüther die errungene Freiheit eines armen, vormals verachteten Volkes, der Schweizer, die zuerst gezeigt hatten, daß auch armselige Fußvölker stolze, bepanzerte Ritter besiegen können, und die, obgleich durch die Regierung getrennt, durch Sprache, Sitten und

Gebäude, besonders mit Oberdeutschland noch immer Ein Volk ausmachten.

Und gerade nicht allzuferne vom Bodensee war es, wo — wohl mit geheimer Hoffnung eidgenössischen Bestandes — die Rebellion zuerst ausbrach. Diese Gegend hätte, selbst wenn der planlose Aufruhr planmäßig verfahren wäre, nicht besser gewählt werden können: sie war in so viele kleine Besitzungen zerstückelt, wo das mannigfaltigste Interesse der Herren und Unterthanen sich kreuzte, sie lag zwischen zwei Rebellionen, der geglückten in der Schweiz, der kaum unterdrückten in Württemberg. Wirklich zeigte sich auch hier der Aufstand offen, während er im übrigen Deutschland nur noch im Verborgenen keimte.

Kamentlich ging von der Nachbarschaft das famose Manifest der Bauern, die zwölf Artikel der Bauernschaft aus, die das Lösungswort aller Auführer wurden; auf welche sie Eide abnöthigten; welche sie Fürsten, Grafen und Herren zur Annahme zuschickten; welche Luther selbst mit einer Vermahnung an Fürsten und Bauern wieder abdrucken ließ. Tag, Ort, Verfasser sind nicht unterzeichnet; wahrscheinlich erschienen sie zu Anfange des Jahres 1525 mit dem Hauptausbruche der Empörung; man hat sie, ohne hiplängliche Gründe, bald Thomas Münzer, bald dem unglücklichen Johann Hügli oder Heuglin, der zu Meersburg zwei Jahre darauf verbrannt wurde (s. unten), zugeschrieben; höchst wahrscheinlich aber sind sie von Christoph Schappler, der aus St. Gallen gebürtig und Prediger zu Memmingen war, verfaßt; er entkam später den Nachpürungen des schwäbischen Bundes glücklich in seine Vaterstadt, heirathete dort und lebte allgemein beliebt. Jene Artikel sind mit viel Einsicht, Besonnenheit und selbst Mäßigung abgefaßt; und obgleich gerade diese Schrift der Rebellion viele Tausende gewonney, so scheint doch Aufstand des Verfassers Absicht nicht gewesen zu seyn. Die Artikel behaupten, „daß die Bauern nichts verlangen, als nach Gottes Wort regiert zu werden. Ihre demüthige Bitte, aber auch ihr Wille und Meinung sey, daß jede Gemeinde ihren Pfarrer, der ihr das heilige Evangelium lauter und klar predige, selbst soll wählen dürfen; ihm gebühre der Kornzehente, und was davon übrig bleibe, den Armen.“ Sie klagen über den Brauch, „daß man sie bisher für eigene Leute (Leibeigene) gehalten, welches zum Erbarmen sey, da Christus den Hirten gleich als den Högsten, keinen ausgenommen, mit seinem kostbaren Blut erlöst habe.“ Auch dünkt

es ihnen „ganz unziemlich und unbrüderlich, daß kein armer Mann Gewalt haben solle, Wilsbrät, Gevögel oder Fisch im stieckenden Wasser zu fahen; daß die Bauern leiden und dazu schweigen sollen, daß die Obrigkeit das Gewild ihnen zum Troß und mächtigen Schaden habe, und die unvernünftigen Thiere das Ihrige verfressen.“ Doch wollen sie Keinem das Wasser oder Anders mit Gewalt nehmen, auf das er ein Eigenthumsrecht mit genugsamer Schrift beweisen mag. Auch die Gemeindeforderungen reklamirten sie für den Bauern, bitten um ein gnädiges Einsehen in die allzuharten Dienstleistungen, um Zurückführung der Abgaben, Frohnen und Gilden auf den alten Fuß, billigere Strafen (nicht wie bisher, nach Reid und Günst), sie fordern die Aecker zurück, die einst ganzen Gemeinden gehört (wie die Grachsen zu Rom); es sey denn, daß sie redlich erkaufte worden und in andere Hände gerathen: in solchem Falle soll man sich gütlich und Brüderlich mit einander vergleichen. Den Todfall (eine höchst lästige Abgabe) wollen sie abgethan wissen; endlich wenn ihnen eine ihrer Forderungen als schriftwidrig sollte nachgewiesen werden können, so soll sie von Stund an todt und ab seyn. Dieser Schrei der deutschen Bauernschaft, in Gestalt einer christlichen, demüthigen Vorstellung ging von unsrer Gegend aus, und durfte in den großen, geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an die Letztern knüpfen, nicht vergessen werden. Aber dieser friedlichen Auseinandersetzung von Forderungen, welche seitdem die Zeit alle gewährt hat, waren leider schon lange drohende Gewaltsschritte, nicht ferne vom schwäbischen Ufer des Bodensees, vorangegangen.

Schon im Jahr 1523 zogen die „im Evangelium gar ertrunkenen Bauern“ (so klagte man im Kloster zu Weingarten) aus den Dörfern herein und begingen Kirchenraub. Im folgenden Jahre wälzte sich der ganze Strom des empörten Landvolkes durch Oberschwaben, dem Bodensee und der Schweiz zu. Zürich und Schaffhausen baten die herannahenden Schaaren, ihre Gränzen nicht zu berühren: „Wir ziehn,“ war die Antwort, „herum, wie die Krähen in der Luft, wohin Gottes Wort, der Geist und unsre Nothdurft uns hinweist.“ Die Stadt Konstanz fürchtete sie so, daß sie eilig Wall und Gräben ausbesserte, zumal da die Bauern Petershausen zur Theilnahme eingeladen hatten, und im Thurgau die Bauern ihre Bärte hatten wachsen lassen und schwuren, sie nicht zu scheeren, bis sie Freie geworden wären. Bald war das ganze Schweizerufer und das Rheinthal in Aufruhr; allenthalben

verweigerten die Landleute den Zehnten und zogen auf Verabingung der Klöster aus; doch setzten die schnellen und strengen Maßregeln der katholischen Stände hier dem Aufbruch durch Thurmstrafen und Geldbußen, wo es Noth that, selbst durch Hinrichtungen ein frühes Ziel.

Nicht so bald ward der Bauernaufbruch am deutschen Ufer und in Oberschwaben gedämpft.

Im August 1524 hatten sich die Bauern in der Landgrafschaft Stühlingen gegen ihren Herrn, den Grafen von Lupfen, empört; doch wurde die Sache in Güte beigelegt.

Am ersten Tage des Jahres 1525 waren die Bauern des Abts von Kempten aufgestanden, hatten sein Kloster überfallen, ihn belagert, gefangen und gegen große Opfer freigegeben. Dieß Beispiel reizte alle Nachbarn. An drei verschiedenen Orten im Hegau, Algau und am Bodensee standen die Bauern der Gotteshäuser, der Grafen von Montfort, der Truchsesen von Waldburg und andrer geringerer Edelleute auf und nannten ihre Haufen nach jenen Gegenden. Ihr ansehnlichster Trupp, der baldringische Haufen genannt, dessen Zahl in wenigen Tagen auf 18,000 Mann gestiegen war, lag bei Laupeim zwischen Ulm und Siberach. Der schwäbische Bund versammelte sich eilends zu Ulm und beschloß, Gesandte an die Bauern abzuschicken. Sie erhielten die Antwort, daß die Bauern Niemand beleidigen, daß sie nur das Evangelium handhaben wollten und den göttlichen Rechten Beistand thun. Der Bund versprach mit schönen Worten Alles, was recht und billig sey, aber er beschloß zugleich das Aufgebot einer allgemeinen, eilenden Hülfe an alle Mitglieder. Er war damals noch in seiner besten Kraft, bestand aus den angesehensten Herren und Städten, hatte durch die Bestrafung Herzogs Ulrich von Württemberg eine Probe seiner Macht und Autorität gegeben. Die vielfältigen Lager der Bauern in Schwaben, die allenthalben offene Empörung rechtfertigten seine Schritte. Dennoch zeigte sich — während die Bauern überall ein Geist belebte — Schläfrigkeit und Saumseligkeit bei den Bundesgliedern, von welchen manche den Zustand der Landleute nicht für ganz unrecht hielten, ja die protestantischen ihn als eine wohlverdiente Züchtigung der geistlichen Herren ansahen. Doch was den einzelnen Mitgliedern an uneigennütziger Theilnahme abging, das ersetzte dem Bunde Privathass und Rache. Es hatte nämlich der Bund den Herrn Georg Truchseß von Waldburg zum obersten Feldhauptmann bestellt, einen strengen Katholiken, stolz auf

Degen und Geburt, den Wissenschaften abhold, so fehdelustig, daß er schon als 16jähriger Knabe vom Schweizerkriege, dem er im Lager der Ritter nachlief, mit Gewalt zurückgeholt werden mußte, höchst tapfer und kriegserfahren, aber rachsüchtig und grausam. Dieser Mann war in Herzogs Ulrich von Württemberg Diensten gestanden und jetzt sein abgefagter Todfeind: des Kaisers Diener und Schützling, des Königs Ferdinand persönlicher Bekannter. Die Wahl des Bundes hätte, den Zweck zu erreichen, nicht besser fallen können, denn noch ehe der neue Feldhauptmann die Bundeshülfe zusammengebracht, setzte sich Herzog Ulrich mit den Bauern in Verbindung, nahm 15,000 Schweizer in Sold, um sein Land wieder zu erobern und rückte mit dieser Heeresmacht gen Stockach. Dieses Unternehmen seines Todfeindes steigerte die geistige Kraft des neuen Bundesfelsherrn Truchseß, obgleich seine Mittel noch gering waren. Er schickte dem Herzog einen Absagebrief zu, griff ihn, nur 500 Pferde stark, im Hegau, in kleinen Scharmüßeln an und versetzte ihm einen Streich, durch den er 300 Schweizer auf einmal erlegte. Im Schrecken über dieses Ereigniß liefen gegen 3000 Mann des herzoglichen Heeres in die Heimath, der Herzog verließ die Gegend; indessen zog er seinem Lande zu und, ohne Widerstand zu finden, auf seine Hauptstadt Stuttgart los. Aber der Truchseß, dessen Bundesvölker sich von allen Seiten vermehrten, folgte ihm und schlug ihn von dieser Stadt weg. Im Kloster Rothenmünster, bei Rottweil, mußte sich Ulrich vor seinen eigenen Truppen, die unbezahlt sich gegen ihn empörten, durch einen Sprung über die Klostermauer retten; die Schweizer gingen nach Hause und der Herzog verließ sein Land.

Das unglückliche Hegau war bald nach des Herzogs Abzug durch den Bauernaufbruch in neue Noth gekommen. Zwar hatten die Ueberlinger auf Oestreichs Ansuchen am 22. Februar 500 rüstige Männer in die Stadt Stockach gelegt; aber schon im März empörten sich die eigenen Unterthanen Ueberlingens und forderten die Stadt zur Uebergabe auf; allein diese wehrten sich mit der größten Unerschrockenheit, und als die Auführer von Ueberlingen nichts ausgerichtet, zogen sie sich landeinwärts.

Mittlerweile spielten die Bauern, nachdem sich ihre Unterhandlungen mit den Abgeordneten des zu Eßlingen sitzenden Reichsraths und des schwäbischen Bundes zu Ulm zer schlagen hatten, auch im Algau den Meißer, gewannen die Bürger von Memmingen und bemächtigten sich dieser Stadt. Die Unterthanen Herrn Georgs

selbst standen wider ihn auf, 5000 Mann stark, und verlangten, er solle die Bundeshauptmannschaft aufgeben; sie nannten sich den unteralgausischen Haufen und setzten sich einen Pfaffen Namens Florian, der Georgs Lehensmann war, zum Hauptmann. Jetzt rückte der Truchseß mit seinem Heere über Ulm wieder unfrer Gegend zu, seine Fußknechte befehligte der Graf Wilhelm von Fürstenberg und unter ihm Georg Staufer; Oberster der Reiter war Froben von Putten; Hauptmann des Rennhausens Joseph von Laubenberg. Oestreich, Baiern, der Pfalzgraf, Hessen, alle Bischöfe, Prälaten, Grafen und Städte hatten Zuzug gesandt, das ganze Bundesheer mochte 8000 Mann stark seyn, darunter 2000 Reiter. Voran zog die Rennfahne und der Vortrab, den Truchseß selbst an der Spitze, dann kam die Schützenfahne, der Oberstquartier-, der Oberstfeldzugmeister, einiges Feldgeschütze; dann der vorforne Haufe zu Fuß; drei Reiter Schwadronen; dann das grobe Geschütze, der Gewaltshausen zu Fuß, zween Haufen zu Pferde, die Wagenburg, der Troß; den Beschluß machte ein Haufen Reiter. In dieser Marschordnung stieß der Truchseß auf die Bauern an der Donau, zerstreute sie, eroberte die Städte, die sie besetzt hielten und ließ die Häubelsführer enthaupten.

Inzwischen unterstanden sich die Bauern des Allthals, seine Schlösser Waldsee, in dem sein bestes Geschütze, und Wolfegg, in dem seine Frau und seine Kinder waren, zu belagern. Eine Mentei, unter seinem Fußvolk ausgebrochen, raubte ihm acht Tage Zeit; ein Haufe seiner adeligen Freunde, die sich erboten, Wolfegg zu entsetzen, konnte nicht durchdringen und war genöthigt, sich in das Schloß Waldsee zu werfen, wo nun auch sie von den Bauern belagert wurden. Dieses Schloß war schlecht mit Lebensmitteln versehen und ergab sich unter Vermittlung der Stadt Waldsee. Wolfegg wehrte sich fortwährend, bis endlich Georg mit seinem Heere nahte und bei Essendorf einen Schwarm von 800 Köpfen zusammenhieb. Auf dieses huben die Bauern, unter Florian, 8000 Mann stark, die Belagerung Wolfeggs auf und d. C. 1525. zogen gen Wurzach. Der Truchseß setzte sich am Charfreitage gegenüber von diesem Städtchen mit achtzehn Feldschlangen, stellte sein Heer in Schlachtordnung und ließ dann den Bauern durch einen alten Mann, den er gefangen, noch einmal Gnade anbieten, wenn sie den Pfaffen Florian herausgeben und Wehr und Waffen ablegen wollten. Da aber die Bauern gerade

1500 Mann Verstärkung erhalten hatten, blieben sie taub gegen seine Vorstellungen. Schneller wirkte das dreimal auf sie abgefeuerte Geschütz, das sie alsbald auseinander, theils in das benachbarte Ried (Sumpf), theils in den Wald trieb. Hier waren sie sicher: denn die bündtischen Reiter konnten in dem Riede nicht fortkommen, und dem Fußvolke war nicht recht zu trauen. Der Truchseß begnügte sich daher, einen Theil der Reiter über das Flüsschen Ach zu schicken und diese stachen noch viele Bauern nieder. Er selbst legte sich vor Wurzach, zwang die darin befindlichen vielen Feinde zur Uebergabe und ließ sie schwören, kein Gewehr mehr zu tragen. Der große Haufe der Bauern hatte sich inzwischen fliehend bei Gaisbeuern mit einer andern, 10,000 Mann starken Schaar, die von Weingarten herkam (es waren dieselben, die früher Ueberlingen belagert hatten) vereinigt. Diese waren auf einer Anhöhe sehr vortheilhaft gelagert, vor sich einen Sumpf, über sich ihr Geschütz. Am folgenden Tag erreichte sie der Truchseß, besetzte die entgegenstehende Höhe und schoss den ganzen Tag auf sie. In der Nacht schickte er einen vertrauten Knecht ins Lager des Feindes und ließ ein Haus darin anzünden, um bei dem Scheine der Flammen zu sehen, was dort vorgehe; denn er fürchtete einen Ueberfall. Dieser Brand schreckte die Bauern so sehr, daß sie von Stund' an durch den Altdorfer Wald nach Weingarten über die Schussen marschirten. Denselben Tag kam Graf Hugo von Montfort, der jüngere, mit dem Ritter Gremlich von Jungingen und zwei Abgeordneten des Ravensburger Rathes ins Lager des Bündtischen und verlangte, das Blutvergießen zu verhüten, einen Waffenstillstand. Der Truchseß wollte einwilligen, wenn sich die Bauern unterwürfen, Gewehr und Fähnlein herausgäben; allein diese, nur Zeit zu gewinnen trachtend, denn der Zulauf zu ihnen aus den Bergen war hier sehr groß, brachten neue Bedingungen auf die Bahn. Indessen rückte der Truchseß bis gegen Weingarten vor und besetzte die Höhe; auf der andern lagen die Bauern. Auf's Neue begann das Feuer des Geschützes. Als nun hier der Bundeshauptmann laut erklärte, daß, wenn an diesem Tage der Vertrag nicht abgeschlossen würde, er noch in der Nacht den Flecken Weingarten in Brand stecken werde, so ließen sich endlich die Bauern durch die genannten Mittelsmänner zu einer Uebereinkunft von fünfzehn Punkten bewegen. Vermöge dieses n. C. 1525. feierlichen Vertrages machten sich die Bauern des Altaus 22. April. und des Bodensees anheischig, ihrer Verbindung unter



sich zu entsagen, Fahnen und Waffen niederzulegen, jeder in seine Heimath zu gehen, die eroberten Dörfer auszuliefern, alle alten Pflichten bis zum vollen Austrag ihrer Beschwerden zu leisten. Jede Partei sollte einen Obmann vorschlagen, welche Obmänner an einem unabhängigen Ort über die Klagen zu richten hätten. Allgemeine Amnestie wurde bedungen. Von Strafe und Ersaz \* war nicht die Rede. Dieser für die Bauern günstige Vertrag beweist ihre Furchtbarkeit in unsrer Gegend und daß ihnen der Truchseß nicht ganz gewachsen war. „Er bedachte die merckliche Fährlichkeit, Schimpf und Spott, der daraus erwachsen möchte,“ sagt ein Zeitgenosse.

Während dieses am Bodensee vorging, siegten die Bauern im württembergischen Unterlande bei Weinsberg über die Edeln und besetzten ihren Sieg durch die empörendsten Grausamkeiten. Durch die allbekannte barbarische That wurden sie dort so übermüthig, daß der Bund nichts Schleunigers zu thun hatte, als den Truchseß gegen sie aufzubieten. Allein zu gleicher Zeit kam diesem andere, dringende Bottschaft von der Stadt Radolpshzell am Untersee, wo alle österreichischen Räte und der ganze Adel vom Hegau von den Bauern eingesperrt und hart geängstigt waren. Georgs eigene Meinung war, vor allen Dingen hier im Rücken Ruhe zu schaffen; allein wiederholte Befehle des Bundes trieben ihn ins württembergische und so konnte er den Radolpshzellern nur 500 österreichische Reifige zu Hülfe schicken; ebendahin sandte der Bischof von Konstanz 50 Mann. Der Truchseß selbst zog mit dem ganzen Heere ab und einer furchtbaren Raube zu. Seine Unterthanen, so wie die des Grafen Haug von Montfort, blieben dem beschwornen Vertrage und ihren Herren getreu. Das andre Algau aber ließ sich von den Hegauern aufs Neue zum Abfalle verleiten und die Bauern durchstreiften Alles von der Iller bis an den Lech, ja nach Baiern hinein. Im Hegau hielten sie das Städtchen Radolpshzell acht Wochen lang belagert. Auch die Ueberlinger hatten sich eine Zeitlang aufs Neue bedroht gesehen. Die Bauern verheerten alle Felder und wütheten in den Dörfern

\* Unter den unterzeichnenden Bauern sind vom Secuser folgende: Dietrich Hürleweg von Lindau, Thomas Matzhofer von Kaltman, Konrad Hablüzel von Markdorf, Hans Hagen von Meerdtburg, Konrad Herzog von Sippfingen, Basian Rue, Hans Gerber und Rudolph Scherer von Tettnang, Jörg Beck von Argen, Hans Hag von Berg bei Wasserburg, Jörg Schumb von Hof bei Radolpshzell.

diesseits und jenseits des Sees. Gegen Sernatingen sandte der Bischof von Konstanz 300 Mann aus Markdorf und Meersburg zu Hülfe; ebendahin zogen die Ueberlinger mit 600 Mann von der Stadt und vom Lande und mit sechs Stücken grobem Geschütz; aber auf die Mannschaft des Landes glaubte der Bürgermeister, Jakob Kessering, nicht zählen zu können; er verglich sich daher in Güte mit den Rebellen. Als jedoch der Aufruhr aufs Neue begann, faßte die Stadt einen raschen und muthigen Entschluß: der Bürgermeister mit den treuesten Bürgern umringte die in Empörung begriffene Landschaft, bemächtigte sich der Räbelsführer und ließ auf dem Gräbplaz zu Ueberlingen ihrer 150 Mann und bei Sernatingen 24 durch die Kriegsknechte enthaupten; bis auf die heutige Stunde wird das Schwert, welches zu dieser Exekution gebraucht wurde, im Pfennigthurme zu Ueberlingen, der den Schatz der Stadt enthielt, aufbewahrt. Dem Kaiser Karl V. gefiel diese Kraftäuserung der Stadt so wohl, daß er derselben ihr bisheriges Wappen vermehrte; der habsburgische Löwe mit einem zum Streiche gerichteten Schwert ward in einem Herzschilde auf die Brust des überlingischen Reichsadlers gesetzt.

Inzwischen (während der Truchseß und das Bundesheer in Franken zu schaffen und einen harten Stand dort hatten) tobte der Aufruhr im Hegau fort und am Obersee fürchtete man, die Rheinthalen- und Appenzeller-Bauern möchten über den See fahren und sich mit den Aufrührern in Schwaben vereinigen; zugleich drohten die Bauern aus Salzburg, gegen den See vorzubringen. Graf Hugo von Montfort, in großer Noth, wandte sich (3. Mai) an den Abt von Weingarten um Hülfe; dieser trat mit dem Hauptmann Kaspar Pfannenstiel in Unterhandlungen und ließ ihn in den Dörfern umher auf Werbung reiten. Diebold von Stein rückte an der Spitze von weingartischen Reitern über Markdorf und Pfullendorf nach Stockach ins empörte Hegau vor. Der schwäbische Bund beschloß, ein Drittel der Bundeshülfe aufzumehmen. Auch die Ueberlinger zogen wieder aus und der Komthur auf der Maynau hatte eine Besatzung von 100 Mann zum Schutze seiner Insel auf den Weinen. Jetzt würde ein erfahrener Kriegsmann, Marx Sittich von Ems, mit 2000 Mann auf Bundeskosten angenommen (12. Juni); zwar hatte er einen schweren Stand mit seinen unbotmäßigen Kriegsknechten; da der Sold ausblieb (denn der Bund hatte den Kopf verloren und keine Autorität bei seinen Mitgliedern), so wollten die Söldner nicht sechten. Dennoch scheint er die

Schwierigkeiten überwunden zu haben; die Bauern wurden bei Stahringen, bei Neckingen, bei Zell geschlagen; zu Pülzingen im Hegau traf der von Embs die Rebellen, wie sie gerade die große Glocke vom Thurme herabgelassen und Kofse davor spannen wollten, um sie fortzuführen und ein Stück daraus zu gießen; da nöthigte er sie, die Glocke mit ihren eigenen Leibern bis an den Untersee zu ziehen, setzte sich mit den Gefangenen zu Schiffe, fuhr beide Seen hinauf und landete bei Bregenz, wo er 50 Bauern an die Eichen vor der Stadt hängen ließ; der Ort hieß von jener Zeit an „bei den Henkeichen.“ Die Glocke hängte er als Siegeszeichen zu Hohenembs in der Pfarrkirche auf.

Die volle Ruhe scheint in unsern Gegenden erst zurückgekehrt zu seyn, als der Truchses nach glücklich beendigtem Bauernkrieg in Franken wieder mit dem Bundesheer in die obern Gegenden gezogen kam. Die aufrührerischen Algauer Bauern stellten sich zwar, als wollten sie sich dem Hause Oestreich ergeben; die Regierung in Innsbruck nahm sich ihrer auch wirklich an, der vorrückende Truchses erhielt vom Erzherzoge Ferdinand ein Schreiben mit dem Begehren, stille zu halten. Aber der schwäbische Bund befahl ihm, den Krieg aufs Ernstlichste fortzusetzen. Diesem war er Gehorsam schuldig und leistete denselben gern. Unweit Kempten, wo ein kleiner Bach, der aus dem Wolfenberg entspringt, sich in die Iller stürzt, vereinigte sich Truchses mit dem andern Hauptmann des Bundes, Georg von Freundsberg und dort traf er auf 23,000 Bauern, die er durch eine Kriegeslist aus ihrer trefflichen Stellung lockte, indem er in ihrem Angesichte etliche Dorfschaften niederbrennen ließ. Zwar schrieben ihm einige Bundesräthe aus Kempten: „Sengen und Brennen sey der Bundesstände Meinung nicht;“ er aber antwortete: „wenn sie ihn wollten lehren kriegen, so sollten sie in das Feld ziehen: er wolle zu Kempten indessen auf den Pfählen sitzen.“

So fuhr er mit dem Brande fort, bis die Bauern in Verzweiflung ihren Posten verließen und, auf dem Kallenberg aufgestellt, sich auf Gnade und Ungnade übergaben. Dreißig Hauptleuten, welche sie, da ihr Anführer von Freundsberg bestochen worden seyn soll, ausgeliefert hatten, ließ der Truchses die Köpfe abschlagen, dann schlug er sein Lager im Dorfe Durach auf und blieb dort 8 Tage, bis das ganze Algau seinen alten Herrn wieder gebuhligt hatte. Während er hierauf nach Tüßsen zog, um diese Stadt im Namen des Bundes zu besetzen, dankten die Bundesräthe

zu Kempten  
samtlich  
und ohne  
Heer ab  
ihm zwei  
Rechte, um  
Reichs für  
aber best  
zu Kempt  
5000 fl. (1  
seiner Haupt  
Kettigen vo  
beginnen, w  
sen zu wolle  
von dem Sch  
von Könige  
ohne große  
Jahres 152  
schweben w  
hergeschick  
Die  
Bauernkrie  
haus- und  
mag ein: de  
so er nicht  
und Zeit ge

2. Die

Die D  
den gesch  
Umsatzung  
Ueber  
Glaubenss  
lichen Ger  
über getra  
die Reform  
ten hier Fr  
Katholiken  
die Wirklich

zu Kempten, die menschlich genug dachten, urt mit seiner Grausamkeit unzufrieden zu seyn, zu seinem großen Verdrusse, unerwartet und ohne ihn vorher benachrichtigt zu haben, das ganze Bundesheer ab. Besser schätzte der Kaiser Waldburgs Verdienst; er schrieb ihm zwei sehr dankbare Briefe aus Spanien und erteilte ihm die Rechte und den Titel eines Erbtruchsessens des heiligen römischen Reichs für ihn und seine Nachkommenschaft; des Kaisers Bruder aber bestellte ihn zum Statthalter über das eroberte Württemberg. Zu Nördlingen auf dem allgemeinen Bundestage wurde er mit 5000 fl. (er hatte auf 30,000 gerechnet) und ehrerbietigem Danke seiner Hauptmannschaft entlassen. Ein unbedeutenderer Aufbruch im Klettgau von den Unterthanen des Grafen Sigmund von Lupfen begonnen, welche, die ersten in der Empörung, auch die letzten seyn zu wollen schienen, und von den Hegauern fortgepflanzt, wurde von dem Schwestersohn des Erzherzogs Ferdinand, Hans Marquard von Königsegg, mit wenigen Völkern nach kleinen Scharmüßeln ohne große Mühe gedämpft. So war noch vor dem Herbst des Jahres 1525 mit dessen erstem Tage der Hauptaufbruch in Oberschwaben ausgebrochen, die allgemeine Ruhe allenthalben wieder hergestellt.

Die großen Kosten und Entschädigungen, die der geendigte Bauernkrieg heischte, sollten durch eine allgemeine Umlage, eine Haus- und Familiensteuer gedeckt werden; diese ging langsam genug ein: der Bund wurde mit Reklamationen aller Art bestürmt und, da er nicht helfen konnte, von den Einzelnen, die des Krieges Last und Leid getragen, verwünscht.

## 2. Die Reformation in St. Gallen, Lindau und Konstanz.

Die Dämpfung des Bauernaufbruchs nahm der Reformation den gehässigsten Charakter, den einer selbstfüchtigen bürgerlichen Umwälzung und förderte dadurch ihr Werk.

Ueber dem See setzte die Stadt St. Gallen rasch die begonnene Glaubensänderung fort. Im Jahr 1525 hatte der Rath alle katholischen Ceremonien abgeschafft. Ins Kloster selbst war die neue Lehre gedrungen und schon das Jahr zuvor hatten vier junge Mönche die Reformation angenommen, traten in die Stadt über und wurden hier Prediger. Jetzt wurde in der Stadt der neue Katechismus eingeführt, die Feiertage wurden abgestellt, v. G. 1527. die Geistlichen zur Ehe eingeladen, zugleich aber die

strengsten Sittengesetze gegen Unzucht und Ueppigkeit gegeben und selbst den Schneidern eine Kleiderordnung vorgeschrieben, zum Merkzeichen, daß die Umwandlung eine geistliche sey.

Zu gleicher Zeit regte sich der Geist der Neuerung in der Stadt Konstanz; hier kündigte er sich aber mit einer demokratischen Tendenz an, und vielleicht eben hierin lag der Keim des frühen, gewaltsamen Endes, dem die rash begonnene Reformation in dieser Stadt zueilte.

Vergebens widersetzte sich der Bischof Hugo von Hohenlandenberg den Bewegungen unter der Bürgerschaft. Diese trug den Sieg über ihren Abel davon und schon im Jahr 1522 waren die Patrizier gekürzt und ein plebejischer Magistrat eingesetzt worden. In dieser Volksstimmung und Verfassung war Konstanz, als die neue Lehre sich an ihren Thoren meldete. Evangelische Prediger waren in Konstanz erschienen, besonders kehrte der Alpirsbacher Mönch, Ambrosius Blarer, in seine Vaterstadt zurück und unterrichtete seine Mitbürger, voll Talent und Gelehrsamkeit, in der neuen Lehre.\* Bischof und Geistliche widersetzten sich umsonst, die lutherische Partei wurde bald bei der Bürgerschaft und im Rathe die herrschende, und als im Jahr 1528 mehrere schweizerische und oberdeutsche Städte sich zum evangelischen Lehrbegriffe bekann, brachen auch die Konstanzer los, schafften Bilder und Messe ab und zwangen die anders Denkenden, ihre Stadt zu verlassen. Anzeitige Barbarei des Bischofs scheint diese Revolution so schnell n. E. 1527. zur Reife gebracht zu haben. Denn noch im Jahr 1527 ließ derselbe zu Meersburg den Priester und Frühmesser

\* Ambrosius Blarer wurde von einem der Domhern des Hochstiftes, Johann von Wozheim, genannt Absternius, unterstützt. Dieser, aus dem Elsas gebürtig, wo sein Geschlecht bei Schlettstadt Güter besaß, war ein gelehrter Mann, Freund des Erasmus von Rotterdam, mit dem er in Briefwechsel stand und der ihn in Konstanz besuchte. Schon im Jahr 1520 schrieb er an Luther und brachte es dahin, daß im folgenden Jahr Johann Wanner, ein lutherischer Prediger, nach Konstanz kam. Er ging jedoch sehr behutsam zu Werk und bediente sich des Rathes seines Freundes Erasmus. Er selbst trennte sich so wenig als dieser von seiner Kirche, und als im Jahr 1525 der Bischof und das Domkapitel die Stadt Konstanz verließen, folgte er dem letzten nach Ueberlingen. Er starb im Jahr 1535 zu Freiburg im Breisgau. Es sind noch einige deutsche Gedichte von ihm vorhanden, auch sieht sein Haus noch zu Konstanz, von dessen zierlicher und köstlicher Einrichtung Erasmus in seinen Briefen eine reizende Beschreibung macht.

Ann. eines Dritten.

von Sernatingen, Johann Hügli oder Heuglin, eines Scheerers Sohn aus Lindau, weil er in etlichen Kleinfügigen, doch schriftgemäßen Artikeln sich nicht mit Papsst und Kirche vergleichen wollte, zum Feuertode verurtheilen und dieses Urtheil am 10. Mai vollziehen. Johann Hügli scheint sich auch im Tode seinen Vorgänger Johann Fuß zum Muster genommen zu haben. \* Auf dem Richtplatze noch dankte er dem Bischöfe, seinem Mörder, öffentlich für die gute Verpflegung im Gefängnisse, und vor der Hinrichtung rief er laut: „Ach verzeihe euch Gott, ihr Leute, ihr wisset doch nicht, was ihr thut!“ Ja, noch während die Flamme hoch aufschlug, sang er, wie Fuß, den lauten Preisgesang: Gloria in excelsis Deo! Te Deum laudamus! Alles umstehende Volk zerfloß in Thränen: und vielleicht war dieses schreckliche Schicksal eines ihrer Mitbürger Mitursache, warum auch in der Stadt Lindau die Reformation, wie es scheint, so schnell und widerspruchlos von Statten ging.

Die Stadt St. Gallen feierte den glücklichen Fortgang der Kirchenverbesserung durch ein festliches Freischießen, zu dem sie die benachbarten Glaubensgenossen, namentlich Konstanz, N. C. 1529. Lindau, Bischofszell und die Appenzeller einlud. Auch die Reformatoren Zwingli, Pelikan, Leo Jud und der ehemalige Abt von Kappel erschienen auf diesem Fest und einer der eifrigsten Klosterfürmer von Norschach, der Ammann Gerster von Lümschwil tanzte in seinem achtzigsten Jahre noch munter wie ein Jüngling bei dieser Feierlichkeit.

In den Stiftslanden war die Reformation allgemein geworden, die Arboner hatten ihre Pfarrer vertrieben; im Rheinthal organisirte Zürich eine politisch-religiöse Regierung zu Altstädten.

Das Kloster St. Gallen wurde, da es beharrlich beim Alten blieb, von den bekehrten Ständen so bitter und thätlich angefeindet, daß sich der alte, wassersüchtige Abt Franz, um ruhig sterben zu können, nach Weihnachten auf das Schloß N. C. 1528. Norschach bringen ließ. Jetzt sahen die St. Galler die Abtei als ihre sichere Beute an. Die Protestanten erschienen vor dem Schloß, wurden als Befagung eingelassen, so daß der Abt als ihr Gefangener lebte und ihr Hauptmann Frey troßig äußerte: „wenn die Abtei nach zehn Tagen noch stände, so würde sie auch

\* Die Einzelheiten dieser Erzählung sind aus einer handschriftlichen Chronik der Stadt Lindau entlehnt.

Schwab, Bodensee.

noch länger stehen bleiben.“ Aber der sterbende Abt rettete Archive, Silber und Gold; die Kapitularen schwuren auf das Evangelium, ihrem Orden und ihren Gelübden treu zu bleiben.

Drei Tage darauf (23. März 1529) trat Joachim v. E. 1529. Badian, der Bürgermeister, in die Münsterkirche, und während er mit dem widerstrebenden Defan über Abschaffung des Bilderdiensts unterhandelte, drang das Volk in diese und die andern Kirchen und Kapellen ein und zertrümmerte alle Heiligthümer; die herrlichsten Kunstwerke, Gemälde, Kupferbilder, Denkmale, Inschriften, Alles war vor Sonnenuntergang vernichtet. Die Leichname des heiligen Gall und Dithmar, nebst vielen andern, wurden öffentlich auf dem Brühl verbrannt. Die St. Johannis-kirche wurde in eine Werkstätte, die St. Jakobskapelle in einen Kalkofen verwandelt; die erbeuteten Glocken sandten sie nach Lindau und ließen dort eine große Karthause daraus gießen. Am 7. März hielt ein reformirter Prediger im Münster vor 4000 Zuhörern die erste protestantische Predigt.

Dennoch gab sich das aufgegebene Kloster selbst nicht auf und seine Unverzagtheit rettete ihm das Daseyn, an das Niemand mehr glaubte. Die Mehrzahl des Kapitels hatte sich nach Einsiedeln in Schwyz geflüchtet. Als nun Abt Franz verschieden war (den 21. März 1529), wußte man, trotz seiner Bewachung, den Tod sechs Tage lang geheim zu halten, und der Statthalter von Wyl, Kilian Germann, ein schöner, freundlicher Mann, aus Toggenburg, eilte nach Einsiedeln zur Abtwahl. Das Kapitel wählte in Eile den treuen Boten selbst und als gewählter Abt erschien Kilian in den Stiftslanden. Aber er traf Alles in wachsendem Aufbruch, der Bruch mit den katholischen Orten führte die Züricher nach St. Gallen; Abt Kilian konnte sich kaum noch auf einem Nachen nach Ueberlingen retten, die Züricher hoben die Abtei auf und reformirten Alles; auch im Rheinthal dauerte die gewaltthätige Verwaltung der Züricher fort. In Sargans herrschte die wildeste Entzweiung und Verwirrung.

Reißende Fortschritte machte der neue Zustand der Dinge in Konstanz; es schien, als eilte die Stadt, den Manen Sussens zu opfern; doch geschah es auf keine ganz würdige Weise: hier fand die Tempel- und Klösterfurmerei im Jahr 1529 noch ungeflüchtete Schätze; in der Kathedrale allein wurden über 100,000 fl. geraubt und der Leib des heiligen Konrad in den Bodensee v. E. 1530. versenkt. Der Bischof Hug von Landenberg und die

Kanoniker flohen nach Ueberlingen und wurden hier aufs Ehrenvollste aufgenommen. Der Bischof sandte seinen Hofmeister Fritz von Anwil (Der auch geistliche Lieder gedichtet, die noch in evangelischen Gesangbüchern stehen) mit Faber auf das Religionsgespräch nach Zürich. Die Stadt erklärte sich mit den Clarern für Zwingli's Ansicht und überreichte mit Lindau, Memmingen und Straßburg dem Kaiser eine Bekenntnisschrift. Dieser ließ sie widerlegen und forderte die vier Städte auf, schleunig zum Gehorsam zurückzukehren. Sie aber beschickten den Tag von Smalkalden und unterschrieben die Augsburger Konfession (29. Febr. 1531).

Gegen diesen drohenden Umschwung der Dinge hielten die altgläubigen Stände Einen Tag um den andern, Eine christliche Versammlung um die andre; der Sitz aller dieser Zusammenkünfte war die unerschütterlich dem katholischen Glauben ergebene Reichsstadt Ueberlingen. Aber es war kein Segen in diesen Verhandlungen; schon auf dem ersten Tage (1529) trennten sich die Grafen von den Prälaten, nachher auch vom übrigen Adel. Eine zweite Vereinigung daselbst blieb bei Entwürfen stehen. N. C. 1531. Unterdessen machte Waldsee einen blutigen, obgleich mißlungenen Versuch, den katholischen Glauben abzuschütteln und ihr Herr, der wohlbekannte Georg Truchseß von Waldburg, starb zu Stuttgart, wo er als öftreichischer Statthalter saß, auf diese Nachricht schnell an Kummer.

Am thätigsten bemühte sich für eine Vereinigung des Adels der Graf von Montfort. Er klagte laut, daß die Lutheraner Geld zusammenschießen könnten, warum denn nicht auch die Katholiken? Es war ihm unerträglich, von Letztmang aus sehen zu müssen, wie seine Nachbarn, „die unverschämten Lindauer,“ hausten, wie man zu Ffny ungestraft das Kloster stürmte und die Messe abschaffte. Er trieb daher Grafen, Adel und Prälaten wieder auf den Tag nach Ueberlingen und es kam eine feierliche Einung der Ritterschafft wegen des alten Glaubens zu Stande. N. C. 1535. Allein die Prälaten der Kirche dachten mehr an ihren eignen Vortheil, als an die allgemeine Sache, und man sah es ungern, daß sich der Bischof von Konstanz in diesem Augenblicke der Reichenau\* und Denings bemächtigte und daß der Kaiser dazu schwieg. Zu Ueberlingen geschah wenig mehr, als daß man Maßregeln gegen die Nordbrenner, Zigeuner, Bettler, Landsknechte

\* S. Topographie unter diesem Artikel.



und andres Gefindel ergriff. Doch war diese Unthätigkeit nicht Schuld des Adels; er wartete nur auf Unterstützung und Befehl der Fürsten, und der Tag von Ueberlingen schrieb an den Pfalzgrafen von Baiern, daß er bereit sey, zu handeln, denn es war ein ordentlicher Offensiv- und Defensiv-Traktat geschlossen worden.

Bald war auch in Ravensburg die Messe verboten, die Priesterehe eingeführt, die Bildstürmerei verübt, und nicht ohne andern Unfug die neue Ordnung der Dinge eingeführt worden. Einer der eifrigsten Beförderer der Reformation war hier der Bürgermeister Senner. Zwar boten die Ueberlinger Mundvorrath und Soldaten gegen die Ravensburger an, allein die Klöster, die in dieser Gegend hauptsächlich hätten handeln sollen, waren nicht einig; ein kleines protestantisches Heer domirte in Oberschwaben und nöthigte sogar den Abt von Weingarten nach München zu flüchten.

Glücklicher war seit einer Reihe von Jahren der alte Glaube auf dem jenseitigen Ufer des Bodensees und im Rheinthal. Hier war schon vermöge des Landfriedens vom Jahr 1531 die alte Landschaft, Gams und Sargans zum katholischen Glauben zurückgekehrt. Die Wittgänge, die der Abt von St. Gallen, Diethelm Blarer von Wartensee, Kilians Nachfolger in der Verbannung, mit allen Vertriebenen im Kloster Mehrerau bei Bregenz für das Waffenglück der fünf eidsgenössischen katholischen Orte angestellt hatte, waren erhört worden, und er wieder in sein Land und Kloster eingesezt. Das Letztere gab die Stadt St. Gallen nach langer Weigerung heraus; den Schadenersatz von 10,000 fl. hätte sie verringern können, wenn dem Bürgermeister Badian sein protestantischer Abscheu vor den Heiligen es erlaubt hätte, die Stelle anzuzeigen, wo zur Zeit des Kirchensturms die Gebeine des h. Gall und der Andern vergraben worden waren. Im Rheinthal wurde Alles friedlich abgemacht und bald war der ganze Strich wieder gut katholisch.

### 3. Konstanz verliert seine Reichsfreiheit. \*

Die Stadt Konstanz hatte seit zwanzig Jahren in gutem Frieden die Früchte ihrer Religionsveränderung genossen, sie wurde von einem protestantischen Rathe regiert und die Jugend in dem

\* S. besonders Pabst Herda IV., 248 ff. — Anderes aus Buccelin und dem Weing. Archiv.

neuen Glauben aufgezogen. Im December des Jahrs 1542 hatten der flüchtige Bischof und seine Kanoniker Ueberlingen, wo sie lästig zu werden anfingen, verlassen, und waren nach Rado Iphs-zell gezogen. Aber der unglückliche Ausgang des Smalkabischen Krieges änderte auf einmal die Lage des protestantischen Süddeutschlands. Als die siegreiche Macht des Kaisers heranrückte, entsagte ein Stand nach dem andern dem Smalkabischen Bund und flehte die Gnade des Kaisers an. Nur Konstanz blieb dem Bunde getreu; Die Standhaftigkeit der Blarer, Thomas und Ambrosius, beides Häupter der Zwinglischen Partei, und der Erste als Bürgermeister viel vermögend, unterhielt den Trost der Bürger, die auf den Bund von Smalkald hofften, bis dieser durch die Gefangennehmung seiner Häupter vernichtet war. Jetzt erst flehten die Gesandten der Stadt zu Augsburg um Gnade. Aber jetzt blieb auch der Kaiser unerbittlich; er machte die härtesten Bedingungen und verlangte besonders unbedingte Annahme des Interims. Vergebens N. C. 1548. schrieb der Magistrat einen höchst demüthigen Brief an ihn (13. Juli 1548), bot Sühne an, und bat flehentlich, die Stadt bei dem seit 20 Jahren bekannten Glauben zu lassen. Eine späte Erklärung erfolgte (am 5. August): „Der Kaiser sehe wohl, daß es den Konstanzern um den Frieden nicht zu thun sey; er werde auf andre Mittel Bedacht nehmen.“ Wirklich waren auch schon Tags zuvor 3000 Mann spanischen Fußvolks und 4000 Reiter unter dem Obristen Alfonso Vives nach Ueberlingen aufgebrochen. Vergebens hofften die Konstanzer auf Hülfe aus Zürich; der Abt hatte allen Zugang streng untersagt. Ungehindert rückte ein Theil des Heeres durch den Wald heran, um die Stadt während des Gottesdienstes anzugreifen; ein anderer Theil blieb im Wald als Hinterhalt liegen. Drei bürgerliche Wächter, die auf das Geräusch der Anrückenden herbeiliefen, wurden aufgegriffen, und in tiefer Stille rückte der Vortrab gegen die sorglose Stadt heran. Auf die Vorstadt Petershausen war der erste Angriff gerichtet, dort schöpfe auch die Wache den ersten Verdacht: sie eilte Morgens zwei Uhr zum Bürgermeister; der Rath versammelt sich, die Bürger treten unter die Waffen; zweihundert besetzen die Zugänge der Vorstadt. Bald klimmt der Feind die halbtrocknen Gräben empor, sein Hinterhalt, aus dem Walde herbeigeeilt, durchbricht ein Thor. Aber die Bürger leisteten tapfern Widerstand und feuerten mit grobem Geschütz unter die Feinde. Der Anführer Alfonso Vives fiel gleich im Anfange des Treffens. Ein alter Mann, den die Jünglinge

zu schleudern nöthigten, tödtete ihn, ohne nach ihm zu zielen, durch seinen Wurf. Auch der Sohn des Oberfeldhern wurde schwer verwundet und flüchtete eilig mit der Leiche seines Vaters nach Ueberlingen. Ein Brudersohn Alfonso's starb an seiner Wunde zu Nabolpszell. Andre Feinde, die auf achtzehn großen Schiffen über den See kamen, wurden von den Ruinen des Predigerklosters aus mit einem Kugelregen empfangen und mußten sich eilig zurückziehen. Dennoch bemesterte sich am Ende der Spanier Petershausens. Aber die Städter machten ihn jeden Schritt vorwärts freitig. Hartnäckig vertheidigten sie die Rheinbrücke. Bierzig bis sechzig Metzgerbursche hielten hier in geschlossenen Reihen die Feinde auf; bis hinter ihnen ein Theil der Brücke abgebrochen war, dann zogen sie sich schwimmend zu den Zhrigen zurück. Einer hielt noch immer Stand, hatte mehrere Feinde getödtet, alle abgehalten; bis zwei Spanier auf ihn losstürzten, sein Schwert unterließen und ihn zu Boden zu stürzen suchten. Als er lange vergeblich widerstanden, umfaßte er seine beiden Feinde, drängte sie gegen den Rand der Brücke und begrub sich sammt ihnen in den Wellen des Rheines. Die Bürger hatten sich allmählig in die Stadt zurückgezogen; allein der Feind stellte die Brücke wieder her und drang hinüber. Das Fallgitter des Stadthors war durch Verrätherei unbrauchbar geworden; dennoch stürmten die Spanier das Thor vergebens; von den Mauern und Thürmen herab mit schwerem Geschütz getroffen, mußten sie zurück über den Rhein in die Vorstadt Petershausen weichen. Um den Verfolgungen der Städter zu wehren, zündeten sie die Brücke hinter sich an und verbrannten die Leichname der Zhrigen. Sie hatten schon 500 Mann, aber auch die Städter 111 verloren, darunter den gelehrten Arzt Jakob von Montlishofen und einen Patrizier, Dominik Hochreutiner. Die Spanier zogen sich nach Allenspach zurück und wütheten dort mit Feuer und Schwert. Konstanz jubelte einen Augenblick über seinen Sieg, oder vielmehr über seine augenblickliche Rettung. Aber bald machte die Angst vor des, durch diesen Widerstand grimmig aufgebrauchten Kaisers Zorn, der Freude Platz; innerhalb der Mauern erhob die katholische Partei ihr Haupt und drang auf Flehen und Unterwerfung; die Fürchtamen traten auf ihre Seite. Der Rath wurde genöthigt, sich an Fürsten und Eidgenossen als Vermittler zu wenden. Diese zeigten sich willig, wenn Konstanz sein schweizerisches Niethvolk entlassen würde, den Bischof und das Domkapitel wieder einsezen, das Interim annehmen. Die

Konstanzer, hoffnungslos, zeigten sich zu Allem bereit. Nun traten die eidgenössischen Gesandten stehend für Konstanz vor den Kaiser. Die Antwort war traurig: unbedingte Unterwerfung vor aller Unterhandlung. Jetzt flohen Ambrosius Blarer, acht protestantische Prediger und die Häupter der Stadt. Das kaiserliche Volk drohte einen neuen Ueberfall. Alle Zufuhr war der Stadt abgeschnitten. Selbst ihre Feinde erbarmte das Schicksal der unglücklichen Stadt. Zu Ueberlingen traten der Abt Gerwig Blarer von Weingarten, der Graf Friedrich von Fürstenberg und der Kommenthur der Maynau zusammen und beschloffen, sich für Konstanz beim Kaiser zu verwenden, wenn die Stadt vorher des Kaisers Artikel annehmen würde. Die Verzweifelte zeigte sich zur Annahme willig. Unterdes wandte sie sich an des Kaisers Bruder, den Erzherzog Ferdinand von Oestreich, und bot Unterwerfung unter das Erzhaus an, wenn er des Kaisers Ungnade abwenden würde. Dieß Ansuchen wurde wohl aufgenommen und die Stadt am 13. Oktober 1548 dem östreichischen Abgeordneten, Nikolaus von Pollwil, übergeben. So ward ihr Verzeihung des Begangenen unter der Bedingung bewilligt, den König und seine Erben hinfort als Herren zu erkennen, seinen Befehlen, die Religion betreffend, nachzuleben, in Krieg und andern Geschäften ihm gewärtig zu seyn. Kasse, Geschütz, Archiv wurden ausgeliefert, die Einwohner entwaffnet, die Güter der Entflohenen aufgezeichnet; die noch zurückgebliebenen evangelischen Prediger mußten die Stadt verlassen, die Klosterfrauen wieder in ihren Orden treten oder auswandern. Blarer, der Bürgermeister, und fast der ganze Rath griff zum Wanderstabe, die Stadt erhielt wieder eine aristokratische Verfassung; der kleine Rath wurde von dreißig auf zwanzig, der große von achtzig auf vierzig Mitglieder herabgesetzt; der neue Bürgermeister und beide Räte huldigten am 26. Januar. 1549. So war die Reichsstadt Konstanz zur östreichischen Landstadt geworden. Ihr erster Vogt wurde Nikolaus, Freiherr von Pollwil, ohne Zweifel der obengenannte Unterhändler, nach ihm Jakob von Landau, Landvogt zu Nellenburg, der letzte seines alten, aus Einem Stamme mit den Herzogen von Württemberg hervorgewachsenen Geschlechtes, und nach diesem Georg Spät von Zwiefalten. Kirchen und Klöster erhielten die alten Besitzer wieder; der Bischof nahm wieder von der Kathedrale Besitz, hielt einen feierlichen Einzug mit achtzig Pferden (11. Mai 1551) und erhielt 20,000 fl. Schadloshaltung. Konstanz war jetzt aus der Nacht und Abernacht gethan worden, und

in den Besitz aller Güter, die es vor dem Kriege besaßen, wieder eingesetzt. Der Abt von Weingarten, ein ehrgeiziger und habfüchtiger Prälat, war zwar niederträchtig genug, das Unglück der Stadt zu benützen und dem Kaiser ein Konfiskationsdekret zu entreißen; aber besonders auf Verwendung des römischen Königs wurde dasselbe wieder zurückgenommen. (December 1551). \*

Die protestantischen Stände, besonders die des schwäbischen Kreises, verlangten noch einige Jahre lang trotzig die Wiedereinführung des Evangeliums in Konstanz, und die Wiederherstellung der Reichsstadt. König Ferdinand antwortete, die Stadt habe sich freiwillig unterworfen (April 1557). Das Schicksal der Stadt wurde jetzt durch eine sehr sanfte Administration gemildert, und im Jahr 1559 erhielt sie wieder das Recht, ihren Bürgermeister selbst zu wählen und die Thorschlüssel zu verwahren. Im Jahr 1563 fuhr Kaiser Ferdinand, unter dem Donner der Kanonen von den Wällen und Thürmen der Stadt, zu Schiffe nach Konstanz, ließ sich huldigen, verweilte drei Tage in der Stadt und bestätigte ihr gnädig jene Freiheiten. Auch ward im Jahr 1627 ein österreichischer Landtag in der Stadt abgehalten.

#### 4. Blick auf Sitten und Kultur am See.

Der Ueberblick, den wir über die Begebenheiten der letzten Jahrhunderte am See und im Rheinthale gegeben haben, läßt keine raschen Fortschritte der Kultur ahnen. Unter den unaufhörlichen Kriegen blieb das Landvolk roh und rauflustig, gewöhnt, immer ein Schwert an der Seite zu tragen und allen, auch auswärtigen Kriegen nachzulaufen. Absagebriefe und Fehden lernte der Bürger vom Adel. Zwar war auf muthwillige Friedensbrüche der Tod gesetzt, und als dem Nordbrenner Hans Beck Futterer von Appenzell, der im Rheinthale gehaust hatte, ein St. Galler auf seine Flucht nachzog und zu Amberg in Baiern, wo er ihn traf, vor dem Gerichte einen Sack voll Gebeine der unglücklichen Verbrannten ausschüttete, so wurde jener Räuber nach dem Wiedervergeltungsrecht lebendig verbrannt; aber die Strenge solcher gar nicht seltenen Strafen beweist nur die Barbarei dieser Jahrhunderte und wirkte nicht auf Besserung der Sitten. Mordthaten

\* Weing. Archiv.

waren noch häufig; die Blutrache wurde zuweilen den Verwandten überlassen, und die Obrigkeit legte sich eher vermittelnd als bestrafend in solche Fälle. Das Recht wurde allenthalben, nach alten Traditionen, mit vieler Willkühr gesprochen; aus Gesetzen machte man sehr ungern.

Das Kriegswesen hatte sich gänzlich verändert; statt des Adels wurde nach dem Beispiele der benachbarten Eidgenossen allenthalben das ganze Landvolk in Anspruch genommen und Alles mit Panzern, Bieselhauben, Hellebarden, Spießeln, Armbrüsten und Bolzen bewaffnet.

Die Bevölkerung des offenen Landes konnte unter den beständigen Kriegen nicht wachsen. Der Luxus war zwar im Steigen und der Verkehr mit dem Auslande brachte allerlei Schmuck und Moden ins Land: durchbrochene kurze Beinkleider, kurze Röcke, spitze Hüte wurden Männertracht. Doch schämte sich selbst der Ritter und Edelmann im Sommer noch nicht, im Zwischittel zu gehen, den noch jetzt unsere schwäbischen Bauern tragen. Der Weiber Fuß waren weiße Tücher um den Kopf, die Stirne, das Kinn und den Hals, ihr Oberleid war ein schwarzer Mantel. Das Badehaus war das Wirthshaus der Dörfer, der Bader war der Arzt. Auch im gemeinen Volke kamen in diesen Jahrhunderten Geschlechtsnamen auf, meistens aus Unnamen gebildet.

Schneller wuchs Bevölkerung, Luxus und Kultur in den Städten. In Nordsach waren ums Ende des 15. Jahrhunderts 250 weisfähige Männer. St. Gallen zählte schon vor der Reformation 693 Häuser. Die Stadt trieb wenig Feldbau, sondern nährte ihre Bewohner mit fremdem Getreide, das von Radolphyszell und Ueberlingen aus den oberschwäbischen Ebenen über den See zugeführt wurde. Als diese Zufuhr im Schwabentrage ausblieb, erfolgte Theuerung. — Von dem geistigen Schwunge, den die Stadt beim Ausbruche der Reformation nahm, haben wir oben gesprochen; das Kloster hatte schon früher die Wissenschaften aufs Neue in Flor zu bringen gesucht. Abt Ulrich erhöhte schon im Jahre 1485 die Stiftsschule zu einem Gymnasium und beschrieb fremde Professoren. Auch die Bibliothek ward aus einem Thurne gezogen und besser aufgestellt.

Mit der Reformation wurde in allen denjenigen Städten, die sie theilweise annahmen, der Grund zu einer bessern Schulbildung gelegt. St. Gallen, Lindau \* und Jßny blieben im

\* Lindau erhielt eine lateinische Lycealschule um 1615.

ungeföhrten Besitze des neuen Glaubens. In Ravensburg und Leutkirch erhielt sich wenigstens ein ansehnlicher Theil der Einwohnerschaft den neu errungenen Schatz. Ein halbes Jahrhundert Ruhe beförderte geistige und leibliche Kultur allenthalben; Felder und Gärten hatten keine Verheerungen mehr zu befürchten. Auch der Weinbau wurde veredelt, besonders seit dem Ende des 14. Jahrhunderts; er wuchs in jener Zeit in größerer Quantität und besserer Qualität, als selbst in unsern Tagen; es wurden besonders kleinere und edlere Traubensorten gepflanzt und die weniger fett gedüngten Reb- gärten waren rauher gewöhnt und widerstandener besser dem Frost. In den blühenden Afern wohnte ein fröhliches Geschlecht. Nach einem Briefe des bekannten Rechtsgelehrten Zasius an Herzog Christoph von Württemberg hatten auf dem Konzil zu Trient (1545) die Prälaten aus der Gegend des Bodensees das Heimweh: „wären lieber zu Reichenau, Meersburg u. s. w. gewesen, und sehnten sich nach dem lustigen Bodensee und den schönen Kreaturen, so dessen accolae erzeugen.“

In geographischer Hinsicht hatte das Land in dem letzten Jahrhundert allmählig eine andere Gestalt gewonnen. Kriege und Staatsveränderungen tilgten die bis dahin noch immer sichtbaren Spuren der Gaugrafschaften. Jeder Herr, der in einer Landschaft den Blutbann erworben, zählte den Bezirk seiner Vogtei mit Marktsteinen ein, und es bestanden ebensoviel besondere Landschaften, als es Besitzer hoher Vogteien gab.

### 5. Das Rheinthal. — Die Familien Hohenems und Hohenfay.

Das Rheinthal war durch Zusammensetzung der Herrschaften Rheinegg, Grimmstein, Widnau, N. C. 1500 bis 1600. Griessern\* und der Höfe Bernang, Balgach, Marbach, Altstädten, zu einem politischen Ganzen geworden, und erhielt seine jetzigen Gränzen im Anfange des 16. Jahrhunderts.

Die Besitzungen der Herrn von Hohenfay, die weiter rheinaufwärts am linken Ufer folgen, stellten das seltene Beispiel dar, wie sich ein adeliges Geschlecht vom 12. Jahrhunderte bis in das 17. auf Einem Plage erhalten, und ohne merkliche Zunahme oder Abnahme seine Unmittelbarkeit behaupten konnte.

\* Criesserun schon im Jahr 1332. Neug. C. DCCCCXXIII.

In Sargans, wohin sich die letzten Reste der Grafschaft Rhätien, nämlich das Landgericht, hingezogen hatte, sammelten die Eidgenossen die Stücke der zerrissenen Landschaft, nahmen die Schirmvogtei Pfeffers dazu und machten daraus die Landvogtei Sargans.

Auf der rechten Seite des Rheines war die Grafschaft Bregenz zur einen Hälfte von der Markgräfin Elisabeth von Hohenberg, Gräfin von Montfort-Bregenz im Jahr 1451, zur andern vom Grafen Hugo von Montfort-Bregenz im Jahr 1523 an das Erzhaus verkauft worden, und somit ganz an Oestreich gefallen. Dann folgte rheinaufwärts der freie Reichshof Lustnau mit sieben Gemeinden. Wo die hohen Vorarlberger Gebirge wieder näher an das Thal und die Straße rückten, herrschte und blühte jetzt von Dornbüren an bis an das östreichisch gewordene Feldkirch, in lagender Ebene, die mit Hügeln und Hochgebirg wechselt, das edle Geschlecht der Hohenems, das wir als uralt schon kennen, und das in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in den Reichsgrafenstand erhoben worden war. Im Jahr 1386 waren zwei edle von Ems, an der Seite Herzog Leopolds von Oestreich, bei Sempach erschlagen worden. Und schon im Jahr 1314 erscheint ein Heinrich von Amys (Neug. C. MLXXXVII). — Den rüstigen Bauernfeind Marx Sittich von Embs haben wir schon kennen gelernt: er war seit 1513 östreichischer Vogt zu Bregenz und oberster Hauptmann im Vorarlberg. Dreizehn Feldzüge hatte er als Oberster deutscher Landsknechte in Italien, im Bauernkrieg, in Ungarn unter den Kaisern Maximilian I. und Karl V. mitgemacht. An seiner Seite fochten noch vier Edle von Embs, seine Söhne und Vetter. Als König Franz I. von Frankreich im Thiergarten zu Pavia gefangen wurde, entschied er den Sieg, indem er gleich zu Anfang der Schlacht den deutsch-französischen Obersten von Langenmantel im Handgemeng erlegte. Die Spolien brachte er im Triumph nach Hohenems. Hier starb er im Jahr 1533. Auch sein Sohn Wolf Dietrich war ein hochherziger Kriegsheld, und wurde durch die Vermählung mit Klara von Medicis, der Nichte des nachmaligen Papstes Pius IV., hochgeehrt. Er ward neben seinem Vater zu Hohenems begraben. Beide bedeckt ein grauer, behauener Marmelstein.

Im Jahr 1560 lebten Graf Marx Sittich, Erzbischof zu Salzburg, Bischof von Konstanz, und Cardinal, und Graf Jakob Hannibal vom Embs, Söhne Wolf Dietrichs und Enkel Marx



Sittichs. Der letztere war zu Rom Generalkapitän der päpstlichen Milizen unter Pius IV. und V. und in Spanien unter Philipp II. Anführer des deutschen Fußvolkes, und kämpfte als solcher in Frankreich, Neapel, an der afrikanischen Küste, in Burgund und dreimal in den Niederlanden. Er erhielt im Jahr 1578 die Mailändische Grafschaft Gallarat (Galerate) zum Lohn und wurde zum Granden Spaniens erhoben. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich machte ihn zum Vogt von Bregenz, Feldkirch und Hoheneck und zum Feldmarschall; seine Gemahlin war eine Schwester des heilig gesprochenen Kardinals Karl Borromäus. Er starb, 57 Jahr alt, am 1. Januar 1587.

An diese Grafschaft Ems gränzte rheinaufwärts die ehemals Montfortische Befestigung Feldkirch, die jetzt östreichisch geworden; dann folgte die Herrschaft Vaduz, damals im Besitze der Grafen von Sulz. —

Auf dem linken Rheinufer eilte das Geschlecht der Freiherrn von Hohen Sax mitten in der Blüthe unerwartet auf eine furchtbare Weise seinem Untergange zu.

Der berühmte Freiherr Ulrich hatte im Jahr 1515 von den katholischen Eidgenossen, zum Danke dafür, daß er, obwohl Stadtbürger von Zürich, doch der Reformation fremd geblieben, die Hoheit über Sax, Frischenberg und Kienz erhalten. Sein Sohn Ulrich Philipp wuchs heran, muthig und beherzt, wie er. In Piemont hatte er den Franzosen mit sieben eidgenössischen Fähnlein den Sieg bei Cerisolo (Corisola) über die Kaiserlichen ersechten helfen und war so glücklich, durch einen feindlichen Lanzenstich von einem ungeheuren Kropf kurirt zu werden. Zu Hause behauptete er seine Hoheitsrechte streng gegen die Eidgenossen und die Gemeinde Sax. Seine reformirte Gemahlin brachte ihm Neigung zu der neuen Lehre bei, er kaufte sich in Zürich an, trat im Jahr 1565 öffentlich zur protestantischen Religion über, und bearbeitete auch seine Untertanen in Altstädten, Sennwald und Salez durch Prediger; von weitem Schritten hielten ihn die katholischen Eidgenossen ab. Er starb im Jahr 1585. Von seinen fünf Söhnen erbt der älteste, Johann Albert, das Dorf Sax nebst dem im Jahr 1551 darin erbauten Edelstze; Johann Christian das Schloß zu Uster, und Johann Philipp Schloß und Herrschaft Forstegg. Dieser letztere, geboren im Jahr 1551, ward ein ausgezeichnete Mann. Er studirte zu St. Gallen, Lausanne, Genf, Paris und London; in der letztern Stadt wurde er Doktor der Rechte, und diente zuerst als

Rath dem Kurfürsten von der Pfalz, später als holländischer General und Kommandant der Provinz Geldern (seit 1577); dann kehrte er, mit einer niederländischen Gemahlin, in pfälzische Dienste zurück, und kam endlich wieder in die Heimath, wo er das, durch die Nachlässigkeit einer Wäscherin abgebrannte Schloß Forstegg im Jahr 1586 wieder hatte aufbauen lassen, und jetzt im Jahr 1594 bezog. Als eifriger Protestant nahm er seinen Unterthanen den ihnen vom Vater gelassenen Ueberrest von Glaubensfreiheit und führte die Reformation mit Gewalt ein. Dieses Betragen verdross seinen ältesten in Sax wohnenden Stiefbruder Albert und dessen Söhne, welchen er aus dem Erbe Forstegg verdrängt hatte. Johann Philipp fürchtete seinen Bruder, der schon einmal zu Sargans im Jähzorn einen Mord begangen hatte, und ließ daher Tag und Nacht zu Forstegg Wache halten, auch durch den Stand Zürich seinen Bruder zum Frieden ermahnen. In dieser Stimmung waren die Brüder, als der Tag des Salezer Maiengerichtes einfiel, dem beide Brüder, Albert als Gerichtsherr von Sax, Philipp als der von Forstegg, beiwohnen sollten. Albert kam mit seinen drei Söhnen; um ihn nicht zu ärgern, erschien Philipp auch. Als man sich nun nach vollendetem Geschäft zu Tische setzen wollte, um friedlich und herzlich mit einander zu schmausen, lief Ulrich Jörg, Alberts Sohn, wild in dem Saal auf und nieder, stieß Schmähworte gegen seinen Dheim aus und rannte ihn mit Stößen an, so daß dieser endlich, lange gereizt, befahl, sein Schwert zu holen. Da zog auch sein Kesse, und verfezte dem Freiherrn zwei Säbelhiebe über den Kopf; der erste glitschte aus, doch hieb er ein Stück aus dem Hirnschädel, der zweite aber spaltete ihm die Mitte des Kopfes. Der Getroffene verblutete und starb am 12. Mai 1596. Der Bürgermeister und mehrere Rathsherrn Zürichs erwiesen ihm, als ihrem Mitbürger, die letzten Ehren, da er zu Sennwald bestattet ward. Der Mörder, von den Zürichern mit Steckbriefen verfolgt, entkam mit Mühe nach Oesterreich. Dort ereilte ihn sein Schicksal; er fing gefährliche Händel an und wurde auf Befehl des Kaisers im Kerker enthauptet. Alberts ganzer Stamm starb aus, wie vom Fluch getroffen und verdorrt. Aber auf dem Geschlechte des Erschlagenen ruhte kein Segen. Der älteste Sohn, Friedrich Ludwig, vollendete zwar den Bau des Felsenschloßes Forstegg, konnte sich aber nicht im Besitze desselben erhalten. Er verkaufte im Jahr 1616 die Stammherrschaft Sax und Forstegg an Zürich um 115,000 fl. Zürich

verwandelte sie in eine Landvogtei. Ludwig starb zu Rempten im Jahr 1629 ohne Leibeserben. Ebenso verließen auch seine Brüder und sein Vetter Christoph Friedrich, Johann Christophs Sohn zu Uster, die Welt kinderlos; mit diesem erlosch das Geschlecht der Freiherrn von Hohenfar, dieser ersten Eigenthümer und kleinen Selbstherrherr des Landstrichs, der vom Rheinstrom und den südlichen Felsenwänden des Aypssteins eingeschlossen wird.

## 12. Das siebzehnte Jahrhundert, oder der dreißigjährige Krieg und seine Folgen am See.

### 1. Vorspiele.

Das erste Jahrzehend des siebzehnten Jahrhunderts gönnte den Ufern unsers Sees noch den süßen Frieden. Die Stadt St. Gallen blühte durch ihren Handel mit feiner weißer und gefärbter Leinwand, von oft hundert Ellen langen Tüchern, wie sie noch immer gefertigt werden, auch mit grobem Zwillisch aus Flach. Beides ging nach Italien, Ungarn und Frankreich. Umsonst wetteiferten Konstanz\* und Appenzell mit ihr. Die Bürger benützten ihren Reichthum zum Flor der Wissenschaft, legten eine öffentliche Bibliothek und ein Gymnasium an, bauten Schulen, Thore, Rathhaus und erweiterten die Stadt. Der Abt sonderte sein Kloster durch eine hohe Mauer von der keiserlichen Stadt. Doch ertrug man sich gegenseitig unter Vermittlung der Eidgenossen.

Auch in der Abtei herrschte Ordnung und blühte Wissenschaft unter dem schönen und leutseligen Edelmann Diethelm Blarer und seinen nächsten Nachfolgern. Besonders unter dem jungen Abte Bernhard (seit 1595) wurde das Kloster eines der geordnetsten und ein wahres Abtseminar für andere Klöster. Er erwarb Neuchâtel wieder und stellte es aus dem Schutte wieder her;

\* Doch heißt alle deutsche Leinwand in der Lombardei und in Oberitalien überhaupt *Tela di Costanza*.

von den Edeln von Bodmann erkaufte er die am untersten Bodensee gelegene Herrschaft Homburg und Staringen. Auch im Handel weitverferte er mit St. Gallen, indem er zu Norschach eine Leinwandhandlung errichtete, Bleichen, Walken, Druckereien und Färbereien bauen ließ, und das eben aufgelöste Konstanzer Handelshaus Meyer, Olion und Hofmann nach Norschach berief. Es kam aber nur der St. Galler, Balthasar Hofmann. Eingeborne Norschacher (Mayer, Pfund, Fessler und Poppart) associirten sich mit ihm und der Handel begann. Der Fürstabt unterstützte sie, aber das Geschäft gedieh doch nicht, im Jahr 1613 löste sich die Gesellschaft auf und die Mitglieder verfolgten sich vor Gericht. Doch gab der Abt die Sache nicht auf, sondern übertrug sie einem Apotheker, Ludwig von Thurn, von Wyl, und dem Statthalter von Norschach. Diese waren glücklicher; die Bleiche gedieh durch schwäbische Tücher von Diberach; Balthasar Hofmann trat jetzt wieder auf. So nahm der Norschacher Handel seinen Anfang. Bernhard verwandte dazu hauptsächlich die zahlreichen Subsidiengelder, welche ihm die mit fremden Mächten eingegangenen Bündnisse eintrugen. Aber alle diese Geschäfte störte und hinderte die gräßliche Pest, welche die Zeitgenossen mit dem Namen des schwarzen Todes bezeichneten, und welche zweimal, im Jahr 1611 und 1629 in unsern Gegenden wüthete.

Auf dem deutschen Ufer des Sees zeigten sich mit dem Jahre 1610 die ersten Vorboten des Religionskriegs, der acht Jahre später an einer andern Gränze unsres Vaterlandes zum Ausbruche kam. Die Prälaten Oberschwabens traten erst sechs, später noch sieben andere, in Waldsee zusammen und verabredeten sich wegen der feindlichen Absichten der protestantischen Union, die im Jahr 1608 auf Anstiften der Kurpfalz und Württembergs sich gebildet hatte. Abgedanktes, herrenloses Kriegsvolk schweifte in Oberschwaben herum, raubte und plünderte in den Dörfern. Im Jahr 1610 bedrohte es mit einem förmlichen Heerhaufen die Stadt Adolfszell, die, noch zu rechter Zeit gewarnt, sich in Vertheidigungsstand setzte.

Im Herbst desselben Jahres verbreitete sich noch ein Lärm in unsern Gegenden. Die Truppen der protestantischen Union drohten aus dem Schwarzwalde durch das Kinzigthal herauszubrechen und ins Oberland zu dringen. Auf einem Tage zu Mengen beschloßen die katholischen Fürsten und die Prälaten, diesen Durchgang

mit bewaffneter Hand zu verhindern; aber ehe der Beschluß in Vollzug gesetzt werden konnte, brach protestantisches Volk in die Ebene heraus, und schon sah sich Salmannsweiler und Meersburg bedroht. Endlich aber kam die erwünschte Nachricht, daß der Feind mit seinem stattlichen Raube, den er gern in Sicherheit bringen möchte, der Donau zuziehe, und überdies Alles bezahle. Konstanz machte darauf seinen Mißthänden bemerklich, daß man ein andermal gemeinschaftlich bessere Vorkehrungen treffen sollte, um aller ähnlichen Gefahr enthoben zu bleiben.

Einige Jahre nachher tagten auch wirklich die katholischen Stände ernstlich und wiederholt zu Waldsee und zu Ueberlingen, und als der Herzog Johann Friedrich von Württemberg gegen diese einseitigen Versammlungen protestirte, antwortete der Bischof von Konstanz stolz und beleidigt: „daß ganz andre Angelegenheiten, als religiöse, auf diesen Tagen verhandelt würden; daß ihn der Herzog mit dergleichen scharfen Schreiben und starken Drohungen verschonen möchte, sonst er zur Erhaltung seiner Reputation auf andere Mittel denken müßte.“ Der Erzherzog Maximilian von Oestreich, auf gleiche Weise zur Rede gestellt, meinte offenerziger: „es sey, bei den seltsamen Unionen, die im Reiche ergehen, den Katholiken nicht zu verdenken, wenn sie sich gegen jeden Eventualangriff sicher stellten.“ Und so wurde denn auch wirklich ein vollständiger Defensionsplan zu Ueberlingen verabschiedet (25. Sept. 1617) und der dortige Bürger und Fabrikpfeiler Georg Ruff zum Kassier der vereinigten Stände bestellt. Fünf Häupter wählte dieser Bund; für Niederschwaben Don Balthasar Maradas, für Oberschwaben den Freiherrn von Anhalt. Der Erzherzog Maximilian gab diesen Maßregeln seinen vollen Beifall. Er meinte: „der Allmächtige befinde sich mitten unter der Versammlung zu Ueberlingen, und regiere mit so starker Hand das ganze Werk.“ Allein schon im folgenden Jahre klagte man in Ueberlingen, daß die Kriegsbeisteuer nicht in die Kasse einlaufen wolle. Ein Stand schob die Schuld auf den andern; am wenigsten wollten die geistlichen Stände daran, und es mußte endlich ein fester Zahlungstermin angesetzt werden.

## 2. Anfang des Krieges.

Inzwischen war der Krieg ausgebrochen, und die gefährlichen Zeitläufe bewogen den Bischof von Konstanz, einen neuen Tag nach Ueberlingen auszusprechen (Februar 1619).

N. E. 1619.

Hier erkannten die Stände, daß es auf Ausrottung des Katholicismus abgesehen sey und alles auf dem Spiele stehe. Sämmtliche Stände wurden daher zum bestimmten Beiritt aufgerufen und eine weitere Beisitzer dekretirt. Aber die Protestanten in der Schweiz und den oberländischen Städten legten die Hände auch nicht in den Schooß. Die Lindauer besetzten ihre Stadt nach den Angaben des protestantischen Grafen von Solms, der auch die wichtigen Pässe in der Gegend von Bregenz besetzte. Sie gedachten eine starke Besatzung einzunehmen, schickten Gesandte an die protestantischen Stände nach Ulm und Stuttgart, setzten sich mit andern Städten im Algau wie mit den Schweizern in gutes Vernehmen und hofften, den Ständen zu Ueberlingen die Spitze bieten zu können. Der Kaiser selbst erschrock über diese Maßregel und sein Gesandter ermahnte die Stadt Lindau, kein fremdes, protestantisches Kriegsvolk in ihre Mauern aufzunehmen. Inzwischen sammelte sich auch eine bündnerische Schaar und eidgenössisches Landvolk in der Gegend von Feldkirch, und das deutsche Ufer des Bodensees fürchtete einen Ueberfall der Mansfeldischen Armada, die bisher im Elsaß gehaust, und vom Herzog von Württemberg den Paß durch sein Land erlangt haben sollte (December 1621). In Eile schrieb deswegen der Bischof von Konstanz einen siebenten Tag nach Ueberlingen aus, auf welchem kräftige Maßregeln, namentlich die Besetzungen der guten Pässe Schwabens beschlossen wurden; besonders munterte sie Herzog Maximilian von Baiern zur Besetzung des Kinzinger Passes auf; auf den ersten Kurier werde er ihnen den Tilly zu Hülfe senden. Dadurch ermuthigt, beschloß der Tag zu Ueberlingen, auf des Grafen Egon von Fürstenberg Vorschlag zwei Schanzen, die eine mit vier Redouten, zwischen Gengenbach und Schloß Drettenberg, die andere bei Haslach anzulegen, und den Paß mit 400 schwäbischen Musketiren zu besetzen. Aber noch immer fürchtete man zu Konstanz ernstlich einen Mansfeldischen Ueberfall (April 1622); das schwäbische Kriegsvolk des Ueberlinger Tages regte weder Hand noch Fuß und aß dem Landbewohner sein Brod vor der Nase hinweg. Der Kaiser selbst verlangte deswegen die Abdankung desselben. Er sandte österreichisches Volk und dieses sollte Schwaben schützen und da überwintern. In Tettmang lag im September 1622 ein kaiserlicher Oberlieutenant, auch das verdächtige Lindau war vorübergehend besetzt worden und der Direktor und Hofkanzler des Erzherzogs Leopold residirte dort. Hunger und

Schwab, Bodensee.

Kummer herrschte. Dazu verursachte das schlechte Geld (die Ripper- und Wipperey) namenloses Elend. Doch mögen die kaiserlichen Streitkräfte noch lange schwach in der Gegend gewesen seyn. Noch im Dezember des Jahrs 1624 ließen sich Mannsfelds Freibeuter, die, von ihrem Führer verlassen, herrentlos auf ihre Faust in der Gegend gehaust zu haben scheinen, hier und dort blühen, und der Kaiser wußte ihrer nicht anders los zu werden, als daß er dem Landvolke erlaubte, sie zu ermorden, wo man sie treffe. Um dieselbe Zeit ließ der Kaiser für Mailand 3000 Fußgänger und 500 Kürassiere in Schwaben werden, an die Spitze dieses Volkes wurde Yappenheim gestellt und es erhielt im Februar 1625 freien Durchzug gegen Bezahlung durch die Besigungen Juggers und Montforts und kam durch Tettmang. Das Volk war willkommen, da es zugleich vor den Mannsfeldern schützte. Die Reiter rückten von Ravensburg nach Buchhorn, wurden von Lindau versorgt und auf dem See nach dieser Stadt geschafft. Eine zweite Hülfe unter dem Grafen Piccolomini konnte die Straße nicht kommen, weil die Ritterschaft im Algau und am Bodensee, der diese Werbung nicht gefiel, sich weigerte zu kontribuiren. Ein neues Korps von 4000 Fußgängern und 1000 Reitern hatte der kaiserliche Oberst Graf Wolf von Mannsfeld (aus dem Geschlechte des gefährdeten Heindes Ernst) gesammelt, dessen Vortrab im August 1625 zu Bregenz ankam; die übrigen folgten allmählig. Aber diese Truppen alle, anstatt nach Mailand zu eilen, kampirten jahrelang in der Gegend.

Von so vielen Quartieren und Durchzügen hatte N. E. 1627 die Seegegend schon viel gelitten. Da verlautete im März des Jahres 1627 gar noch die Schreckenspost, daß der Landvererber Wallenstein ein starkes Heer in den schwäbischen Kreis führen wolle. Diese Nachricht verbreitete allgemeines Entsetzen. Der Graf Egon von Fürstenberg charakterisirte den Friedland sehr gut: „er ziehe überall hin, wo noch Städte und Stände seyen, denen man etwas abnehmen könne; auch heiße es bei ihm: sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas.“ Das ganze Oberland von Ulm an lag ohnedem voll kaiserlicher Kriegsquartiere, die sich im folgenden Jahre 1628 noch mehrien. Die Kroaten wütheten, wie der ärgste Feind, in Oberschwaben, zündeten Dörfer an und tranken öffentlich „in sanitatem diaboli.“ In Lindau fraß die Pest 2000 Menschen; und im Jahr 1629 besetzten die Stadt die Kaiserlichen, um 20 Jahre lang darin zu hausen. Im Hegau

tobten die Kriegsvölker; dem edeln Hans Ludwig von Bodmann wurden Pistolen auf die Brust gesetzt. Der Kaiser selbst äußerte seine Behmuth über das beschwerte Schwaben, ohne helfen zu können. Die Soldaten hausten nach Willkühr, stahlen alle Pferde, deckten Dächer ab, warfen Männer und Weiber aus den Betten; die Kirchen selber wurden an manchen Orten nicht verschont, die Hostie entweiht und auf den Mist geworfen. Von der Schweiz herüber hallte das Geschütz der protestantischen Eidgenossen weit hin über den See. Ein großes Aergerniß nahm das Volk auch an den kaiserlichen Kriegskommissären, die fast alle habfüchtig, noch dazu größtentheils unkatholisch waren, so daß die Menge in zornigem Scherz klagte: Gott sey dieses Jahr kalvinisch.

Kein ganz übler Mann scheint der zu Memmingen residirende Kriegskommissär und kaiserl. Oberst Wolf Rudolp von Dssa gewesen zu seyn. Er durchschaute Friedlands Plane, und konnte kein Freund desselben seyn. Als nämlich Wallenstein seinen Beichtvater, einen italienschen Karmelitermönch mit einer Sendung nach Italien schickte, kehrte dieser auch bei Dssa in Memmingen ein, um sich den Paß ausfertigen zu lassen. Der Oberst fragte ihn im vertraulichen Gespräch: „warum denn Friedland eine so unaussprechliche Armee in Schwaben einquartieren lasse?“ — „Um es zu ruiniren“ antwortete der Mönch lakonisch. — „Warum?“ fragte Dssa. — „Um sein Vorhaben durchzubringen,“ erwiderte Jener. Von diesem Augenblick an war Dssa überzeugt, daß Friedland aus Herrschbegierde so handle und den Kaiser entnerven wolle.\*

An jenen Dssa nun wandten sich die Stände mit ihren Beschwerden. Er erwiderte ihnen theilnehmend, daß er selbst den gänzlichen Ruin des Landes vor Augen sehe, zumal da der Generalissimus noch 2000 Mann zu werben im Sinne habe, um das Heer auf 13,000 Mann zu bringen. Er selbst habe nur zu gehorchen. Bei allem Mitleiden ließ sich indessen der Kriegskommissär von den Ständen reichlich beschenken; und diese sandten nun unmittelbar eine Botschaft an den Kaiser (Jun. 1628).<sup>N. C. 1628.</sup> Der Kaiser versicherte, daß er mit seinem Volke das Land nur schügen, nicht bedrücken wolle; doch resolvirte er am Ende dessen Abdankung im September, allein, wie es scheint, ohne Erfolg. Denn zwei Jahre später mußte der Kaiser selbst wegen der<sup>N. C. 1650.</sup> Bedrückungen des schwäbischen Landes an den Friedland

\* Handschriftlich, wie das Vorhergehende und Folgende.



schreiben (13. März 1633). Dieser antwortete aus Gitschin (19. März): „daß er in dieser Sache schon etlichemal an den Freiherrn von Anhalt geschrieben habe; daß er aber mit Nächstem von Karlsbad aufbrechen und auf Ohern nach Memmingen kommen wolle, um selbst zu sehen.“ Wirklich bestellte er dort bei Ossa einen Postsaat und Herberge für 1000 Pferde; aber Alles gegen Bezahlung. Die Gesandten der Kreisländer versammelten sich zu Memmingen, doch die Vornehmsten blieben aus. Wallenstein aber ließ, wie es scheint, vergeblich auf sich warten, und statt seiner rückten 10 neue Regimenter in Oberschwaben ein. Den Kaiser beschwichtigte er mit dem Vorgeben, daß er das Heer nächstens aus diesen Landen wegführen — daß er mit demselben in zwei Jahren dem Kaiser Konstantinopel einzuantworten gedente. Die Ordonnanz, die Ossa auf Friedlands Befehl zu Beschränkung der Soldateska erließ, mag nicht viel gesruchtet haben. Ossa und Graf Wolf von Mansfeld konnten selbst den Jammer kaum mehr ansehen; sie waren auf dem Punkte abzudanken.

Inzwischen erscholl aus der Ferne das Gerücht vom glücklichen Fortgange der schwedischen Waffen, und die protestantischen Städte unsrer Gegend frohlockten ingeheim. Zu Lindau lag ein Theil des Regimentes Tiefenbach (etwa 700 Mann). Der kaiserliche Kommandant, Hauptmann Hans von Treitschnall, merkte die Stimmung der Bürger und fürchtete, sie möchten sich in ein heimliches Bündniß mit den Ulmern einlassen, die den Kaiserlichen die Donau sperren wollten. Er bat dringend um eine Kompagnie Verstärkung (5. Mai 1631), und erhielt mehr, als er verlangt hatte. Mit dieser Besatzung schlichen sich unter dem Namen der Garnisonskaplane, zum Schrecken der Bürger, die Jesuiten in Lindau ein. Aber das kaiserliche Heer war mißvergünstigt, weil es unbezahlt war, es ließ gefährliche Reden fallen; die Stände hatten sich eines Bessern zu dieser siegreichen Armee versehen. Mitten unter solchen Bedrückungen erwartete man neue Durchzüge von 30,000 Mann spanischen Volkes aus dem Elsaß. Ein Theil desselben sollte über Lindau marschiren. Zweitausend italienische Banditen waren im Anzug unter dem Duc de Mirandola; sie erboten sich unverhohlen, jeden Feind kaiserlicher Majestät, einen Bürger um einen Dukaten auf den Kopf, einen Bürgermeister ober Stadtdirektor um 100 Dukaten, einen Fürsten um 1000 Dukaten „schlafen zu legen.“

### 3. Erster Versuch der Schweden am See.

Belagerung von Konstanz und Ueberlingen.

Da Niemand den oberschwäbischen Ständen helfen wollte, so tagten sie endlich zu Ravensburg (Novbr. 1631, Jan. 1632), und errichteten eine Partikulär-Defension zur Abwehrung der Plackereien. Der Kaiser duldet dies nicht. Aber ehe sich Jemand besinnen konnte, kam die Abhilfe, von wannen man sie nicht erwartete und wünschte. Der siegreiche Schwede rückte im Sturm Schritte gegen Oberschwaben an. Am 16. April erschien der schwedische Generalmajor Patrik Ruthwen mit den ersten schwedischen Truppen in Ravensburg und wurde dort von den Glaubensgenossen mit offenen Armen aufgenommen. Schwedische Aufgebote ergingen von Ravensburg aus; Musterplätze wurden in ganz Schwaben eröffnet. Das benachbarte Kloster Weingarten, zur Unterwerfung aufgefordert, verzweifelte; der Abt war zu Feldkirch auf der Flucht. Dazu waren die Neben gänzlich erfroren; alle Katholiken flüchteten nach Konstanz; „es war ein Meer voll Elends und Jammers.“ Doch scheint diese schwedische Truppe nur eine vorpoussirte Streifpartie gewesen zu seyn; denn als die östreichische Macht von Bregenz aufbrach, ihr entgegen zu gehen, ergriff die Feinde ein panischer Schrecken; sie räumten die Gegend und flohen mit solcher Eile nach Biberach, daß all ihr Gepäcke zurück blieb. Am 23. Mai war kein Schwede mehr in der Gegend; selbst bei Ulm wurden nur noch wenige gesehen. Der kaiserliche Oberst Dffa, der, auf die Nachricht vom Abfalle der Ravensburger, im Zorne gedroht hatte, den Oberamtman hängen oder köpfen zu lassen, rückte in diese Stadt ein, berief und entwaffnete die Bürgerschaft. Doch war sein Zorn vorüber und er gab dem zitternden Oberamtman kein böses Wort. Der Stadtschreiber war geflohen und auf dem Wege nach Tettnang eingeholt worden. Vergebens wollte er sich durch einen Sprung aus der Kutsche retten; er wurde ergriffen und eingebracht. In Lindau wurde der Kriegskommissär Fuchs, der zu den Schweden übergehen wollte, lebendig gespießt. Die kaiserlichen kantonirten jetzt wieder in der ganzen Gegend, in Pfullendorf, Ueberlingen und andern benachbarten Orten. Indessen kehrte die Furcht vor den Schweden, deren ganzes Heer sich zu nähern schien, bald wieder zurück. Im Julius hatte man den Plan, die kaiserlichen Besatzungen von Bregenz, Lindau, Ueberlingen und Radolfszell

zusammen zu ziehen, um den Feind abzuhalten; er scheint aber nicht ausgeführt worden zu seyn. Im August erschien der Schwede wieder vor Biberach, das er nach einer kurzen Belagerung zwang. Im September war er zu Memmingen, zu Leutkirch und in der Gegend von Ravensburg. Hier fingen die Feinde den Komponisten des Weingartner Klosters und nöthigten ihn ein Siegeslied auf die Eroberung Biberachs auf Noten zu setzen. Radołphszell wurde am 4. November von den Württembergern, die unter Oberst Rau das ganze Hegau brandschaften, besetzt. Auch Stockach, Pfüllendorf und die Reichenau wurden von ihnen heimgesucht. In Memmingen und Kempten lagen die Schweden. Doch scheinen die Defreider in dieser Richtung bald wieder Meißer geworden zu seyn. Der neue Gouverneur von Lindau, Oberst v. König, betrieb Werbungen. Vielleicht wurden nach dem frühern Plane die Besatzungen zusammengestoßen: auch lag noch viel für Mailand bestimmtes Kriegsvolk in der Gegend; gewiß ist, daß im Januar 1633 Memmingen und Kempten mit Gewalt der Waffen wieder in kaiserliche Hände kamen.

Auch rückte das schwedische Hauptkorps, das im R. E. 1653. August dieses Jahres, unter dem berühmten Feldmarschall Gustav von Horn, von Ulm aufbrach, nicht auf dem geraden Wege in unsre Gegend vor, vermuthlich weil es hier durch die Nachbarschaft jener festen Plätze wäre aufgehalten worden. Es marschirte vielmehr nach Stockach und von dort den Strom hinab bis Stein am Rhein. Sein Augenmerk war auf Konstanz gerichtet; es mußte daher auf das linke Rheinufer hinüber marschiren, was ohne Verletzung des Züricher Gebiets nicht geschehen konnte. Allein da in der Nähe die katholischen Kantone feindliche Wache hielten, so konnte Behendigkeit und Stillschweigen allein hier fördern. Horn hatte daher schon von Stockach aus den Uebergang über die Rheinbrücke von der Stadt Stein begehrt. Noch deliberrirte der Rath dieser Stadt und wünschte Aufschub, um nach Zürich berichten zu können, als auf dem rechten Ufer die schwedische Armee bereits angekommen war, und einer der schwedischen Obersten an die Thüre der Rathsstube klopfte und verlangte, daß man sich schnell resolviren sollte. Die Stadt wagte nicht zu widersprechen und das schwedische Heer ging hinüber. Es zog mit musterhafter Kriegszucht über den Thurgauischen Boden. In Konstanz ahnte weder Bischof noch Bürgerchaft etwas von der nahen Ankunft der Schweden, bis man das feindliche Volk von der Mauer herab

gewahrt wurde. Der Bischof ließ nun in verwirrter Eile die besten Sachen zu Schiffe bringen und wollte sich und sie nach Lindau in Sicherheit führen. Aber ehe er den Anker lichten konnte, war der Feind da. Der Bischof rettete sich kümmerlich auf einem andern Schiffe über den See nach Lindau. Das reichbeladene Frachtschiff mit dem Reichenaufschen Kirchenschatz und Ornat, einem kostbaren Smaragd und dem silbernen Bilde des heil. Marcus, das allein 35,000 Thaler werth war, wurden von den Schweden gefapert. Diese waren entschlossen, den Vortheil der Stadt Konstanz dem neuen spanisch-ligistischen Heere, das man erwartete, vor wegzunehmen, und rüsteten sich alsbald zur Belagerung, die am 8. September ihren Anfang nahm. Die Kaiserlichen konnten vor dem Erscheinen eines großen Heeres nicht viel unternehmen. Zwar war in Lindau einiges italienische Volk unter dem Obersten Dffa angelangt; ein Theil davon marschirte den See und Rhein hinab in die Gegend von Schaffhausen, wo es die schwedischen Kürassiere überfiel. Doch sammelten sich die zwei dort liegenden schwedischen Regimenter schnell, und schlugen die Italiener in vollständige Flucht.

Vor Konstanz wurde inzwischen die Belagerung mit allem Eifer betrieben. In derselben Stadt, deren Einwohner vor 85 Jahren die Katholiken voll von protestantischem Enthusiasmus mit den siegreichen Waffen abgewehrt, wurden jetzt brünstige Messen gegen die schwedischen Protestanten gelesen; Knaben und Weiber halfen den Männern Geschosse zubereiten, Alles nahm Theil an der verzweifelten Gegenwehr. Drei bis vier Wochen lang dauerte die Beschießung mit Granaten; Minen wurden gegraben, schon war eine Bresche geschossen. Aber auch zu den Belagerten schlugen sich 4000 Mann durch und brachten frische Munition. Und als General Horn mit Verletzung des Schweizerbodens ins St. Gallische, wo der Abt sein Silbergeschirr gesüchtet, Waffenschau gehalten und seine Schlösser ausgebeßert hatte, eingefallen war, und Romanshorn mit andern Orten gebrandschatzt hatte: so klagten die katholischen Orte zu Wil, brachten 3000 Mann zusammen und marschirten gegen den Schweden. Ja selbst den protestantischen Schweizern gefiel der fremde Gast nicht, und sie schienen nicht ganz abgeneigt, sich mit ihren katholischen Landsleuten zu dessen Vertreibung zu vereinigen. Frankreich ließ aus Furcht vor den Eidsgenossen durch einen befondern Gesandten, den Duc de Rohan, der als General in Bündten befehligte, und persönlich in das schwedische Lager vor Konstanz kam, die Schweden zu Verlassung des schweizerischen

Gebietes ermahnen. Endlich kam die von den Konstanzern sehnlich erwartete große kaiserlich-bairische Armee unter Feldmarschall Altringer durch Oberschwaben; mit ihr vereinigte sich das spanisch-italienisch-deutsche Heer, das der Herzog von Feria aus dem Tyrol herbeiführte; das letztere allein war 10,000 Mann stark. Der Vereinigungspunkt beider Heere war der Bodensee; verbunden warfen sie sich nun auf Oberschwaben und eroberten Biberach. Den Schweden war es zwar gelungen, den Abt von St. Gallen und die katholischen Eidsgenossen abzuschrecken, so daß sie sich nach Wis zurückzogen. Als aber das italienisch-kaiserliche Heer im vollen Anzug auf Ueberlingen war, sah sich Horn doch am Ende genöthigt, die Belagerung von Konstanz aufzuheben; er brach auf und zog sich mit der ganzen Armee wieder nach Stein am Rhein, auch dieses und die ganze Schweizergränze verließ er am 2. November 1633, um sich mit der sächsischen Armee des Herzogs Bernhard von Weimar zu vereinigen. — Zu Lindau verstärkten sich die Kaiserlichen, der verdächtige Kommandant, Oberst König, war verhaftet und durch den Obristen Bisthum von Eckstadt ersetzt worden.

n. C. 1634. Aber schon im folgenden Jahre erschien Horn, nachdem er sich Memmingsen bemächtigt hatte, aufs Neue am Bodensee, und zog vor Ueberlingen, das er hart zu belagern anfing. Er fand jedoch unerwarteten, tapfern Widerstand, und die Belagerten erhielten von Konstanz, der Besatzung Lindau's und der ganzen Umgegend Succurs. Horn unterminirte die Stadt und hatte sich ihrer schon halb bemächtigt, aber die Städte wehrten und verschanzten sich Straße für Straße; auch hatten sie einen Arm vom See in den Stadtgraben geleitet. In einem glücklichen Ausfalle tingen sie einen Hauptmann und drei Lieutenants und hieben 70 Schweden nieder. Dennoch hätte die Besatzung am Ende kapitulirt, aber das in die Stadt geflüchtete Bauernvolk, von fanatischem Haffe gegen die Schweden befiessen, duldete es nicht. Am Ende zog Horn auch hier unverrichteter Dinge ab, und verlegte sein Volk um Ravensburg, Biberach und Neutlingen. Streifpartien ließ er bis Bregenz Schrecken verbreiten. Die einzigen Punkte, die er noch am Bodensee besaß, waren die Städte Radolphyszell und Buchhorn. Die letztere ließ er ganz mit Wassergräben umgeben, und mit Wall und Sturmpfählen besetzen, auch Schiffswerfte dort anlegen, um den Kaiserlichen die Herrschaft auf dem See abzugewinnen. Oberst

Sigerod und Dav. Kupfermann kommandirten darin 1500 Mann. Mit Unruhe blickte die kaiserliche Besatzung der unsichern Stadt Lindau auf dieses Bollwerk des Feindes. Sie hatte alle Bürger bis auf fünfzig aus der Stadt geschafft, theils weil sie ihnen nicht traute, theils weil sie sich sonst nicht halten konnte. Am Ende Juli's war sie bis Fischbach vorgerückt, um Buchhorn zu schrecken. Aber der Schwede verjagte sie und äscherte das Dorf ein. Sehr erwünscht war es daher dem Kommandanten, Obersten von Bizthum, als der bairische Oberst Mercy, der in Rheinfelden kapitulirt und von den Schweden freien Abzug nach Konstanz erhalten hatte, ihm — um sich wieder Ehre zu verdienen — im August 1634 den Vorschlag machte, Buchhorn zu überrumpeln. Ihre vereinigte Macht erschien unversehens mit Schiffen vor dieser Stadt, und 1000 Pferde nebst Fußvolk ließen sie von der Landseite anrücken. Diese bemächtigten sich auch glücklich durch einen Ueberfall des Klosters Hofen, von hier aus sollte die Stadt, die auf den Angriff gefaßt schien, belagert werden. Davon erhielt der außerhalb Buchhorns stationirte schwedische Oberst Canosky Nachricht, und schickte den Rittmeister Vichau mit 80 Pferden und 30 Dragonern auf Kundtschaft. Dieser hab eine kaiserliche Streifpartie von 60 Reitern, unter dem Rittmeister Zinsfeld, auf, und erfuhr von einem gefangenen Regimentsquartiermeister, daß „noch etliche Truppen Reiter am Bodensee lägen.“ Unbekümmert um die Zahl rückte die kleine Schaar auf Buchhorn zu, und traf es so glücklich, daß gerade die schwedische Besatzung einen Ausfall that; so kamen die Feinde zwischen zwei Feuer, und obgleich sie vom See und vom Land aus ein lebhaftes Bombardement unterhielten, ließen sie doch 200 Tode und 100 Gefangene zurück, und flohen so eilig, daß Bizthum selbst bis an den Hals in die See sprang, und wenn ihm nicht ein Schifflein zu Hülfe gekommen, ertrunken wäre. Die Schweden eroberten 3 Kanonen und nahmen das Kloster Hofen. Ihr Verlust bestand nur aus Reitern und wenigem Fußvolk. Buchhorn mit seinen Schiffswerften war gerettet. Vier kleinere Schiffe und eine stolze Kriegsgaleere von 22 Kanonen, der die Schweden den Namen ihrer Königin Christina gaben, waren fertig vom Stapel zu laufen.

Ungefähr um diese Zeit thaten sich auch die kaiserlichen Besatzungen von Bregenz, Lindau, Ueberlingen und Konstanz zusammen, erschienen mit 20 Schiffen vor Radolphzell und mit andern Truppen zu Lande. Aber der schwedische Major Schafelitzky

kam zum Entfaß herbei, schlug die Kaiserlichen, die Oberst Wolfegg befehligte, und tödtete, doch mit eigenem empfindlichem Verlust, 80 Mann. Er warf nun 400 Mann und auf ein halb Jahr Proviant in die Stadt und ging nach Buchhorn. In Konstanz war großer Schrecken. Von aller dieser Angst befreite die Kaiserlichen und unsre Gegend die noch in demselben Monat (am 16. August 1634) zu Nördlingen gelieferte entscheidende Schlacht, nach der das total geschlagene schwedisch-weimarische Heer mit Bernhard und Horn in wilder Flucht dem Rheine zueilte. Dieser Sieg warf die protestantische Partie darnieder. In ganz Schwaben war bald kein Schwede mehr zu sehen. Auch unser See wurde verlassen, und schon im Oktober die Festung Buchhorn auf Gallas Befehl demolirt.

#### 4. Hohentwiel, Wiederhold und Ueberlingen.

Auf der Felsenfeste Hohentwiel, diesem württembergischen Eiland im Hegau, \* befehligte der Oberst Konrad Wiederhold. Er war den 20. April 1598 zu Ziegenhain in Hessen von bürgerlichen Eltern geboren, in seinem siebzehnten Jahre als gemeiner Reiter in hanseatische Kriegsdienste getreten, hatte später im Dienste der Republik Venedig die Kunst der Behandlung des groben Geschüßes gelernt, hatte England, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, selbst die Barbarei durchzogen, wurde von dem Prinzen Magnus in Württemberg eingeführt, von Herzog Friedrich als Drillmeister in Dienste genommen, und war 1619 Rittmeister bei den württembergischen Truppen geworden. Muth und Kenntnisse hoben ihn bald höher: er erwarb sich bei der Einnahme Schrambergs großes Lob, ward hierauf Befehlshaber der Feste Hornberg und nach der Nördlinger Schlacht auf Hohentwiel versetzt. \*\* Diesen von Feinden umringten Platz, der wie ein einsamer Fels im tobenden Meere stand (denn Württemberg und ganz Schwaben waren von Kaiserlichen überschwemmt und unterjocht, bald alle Festen des Landes gefallen) sollte der Oberst mit einer kleinen Besatzung von Württembergern und Schweden, — denn viel fasten die wenigen Morgen der Oberfläche nicht — seinem Herzog erhalten. Er aber that mehr. Er bewahrte seinem Herrn nicht nur dieses

\* Ueber Hohentwiels Erwerbung durch Württemberg, s. unten beim Rückblick auf die Burgen.

\*\* Waff. Gesch. Württemb. II. 151.

Kleinod und vertheidigte es vierzehn Jahre lang gegen die Heere der verschiedensten Feinde: sondern er gab es ihm beim allgemeinen Frieden nach 16 Jahren, und nachdem er fünf Belagerungen ausgehalten, auch in besserem Zustande zurück, als er es empfangen hatte. Wie ein Adler hauste er auf seinem Neste und kein schwacher Punkt, keine lockende Beute der Umgegend entging seinen spähenden Blicken.

Kaum war er einige Monate auf seiner Feste und hatte sich mit den militärischen Positionen der Umgegend vertraut gemacht, als er seine Augen nach dem benachbarten Ueberlingen schweifen ließ, das in diesem Augenblicke der Sicherheit, wie es scheint, bloß von seinen Bürgern bewacht wurde. Die Ueberlinger hatten erfahren, daß kaiserliche Güterwägen aus Ulm an ihrer Stadt vorbeipassiren würden und zogen aus, dieselben wegzunehmen. Dieses sah Wiederhold, oder erkundete es: im Fluge war er mit der Besatzung unten, überfiel die Ueberlinger, nahm ihnen den Raub, tödtete 350, die übrigen 200 nahm er gefangen und führte sie nach Hohentwiel. Es waren größtentheils mißbergnügte, der kaiserlichen Sache nicht sehr ergebene Bürger, die sich nicht weigerten, dem Kommandanten einen Anschlag auf ihre Stadt an die Hand zu geben und ihn mit den Dertlichkeiten wohl bekannt zu machen, vielleicht auch ihre Kleider der Besatzung zu leihen. Nun marschirten die Hohentwieler auf Ueberlingen los, wurden für die ausgesandte Streifpartie gehalten und unbedenklich eingelassen. Sie hieben die Wachen nieder und bemächtigten sich der Stadt. Da sie aber, von den kaiserlichen Besatzungen in Konstanz, Lindau und Bregenz umringt, nicht hoffen konnten, sie zu behaupten, plünderten sie dieselbe rein aus, steckten sie in Brand und führten alle Beute und das grobe Geschütz nach Hohentwiel. Die Bürgerschaft mit Weib und Kindern hatte sich auf den Schiffen nach Konstanz geflüchtet.

Dies war Wiederholds erste That. Gegen Ende Octobers zog sich eine kaiserliche Armada um den Bodensee zusammen, deren Anführer, der Kommandant von Konstanz, Oberst von Wolfegg, war. Er verband sich zu Ueberlingen mit Mercy. Beide vereinigt sollten die Hohentwieler im Respekt halten.

Im Januar des Jahres 1635 sammelte sich noch eine bedeutendere kaiserliche Macht zu Ravensburg, denn M. G. 1635. es verlauteete, daß der schwedische Bundesgenosse, der Herzog von Rohan, mit einem französischen Heere aus dem Elsaß heranziehe und Konstanz und Lindau bedrohe. Wirklich brach auch



Rohan mit 4000 Franzosen auf; aber er nahm einen andern Weg; er ging durch das Innere der Schweiz nach St. Gallen und über Trögen, Altschäden und Sennwald durchs Rheinthal nach Bündten den Spaniern entgegen. Jetzt konnte die kaiserliche Macht gegen Hohentwiel verwendet werden. Aber zuvor brauchte man Geld; dieß trieb Bizthum in Lindau von den wenigen verhungerten Bürgern mit empörender Härte ein. Auch auf dem Lande herrschte solches Elend, daß die Hunde, die der Schinder geschlagen, über Nacht von den Bauern aufgefressen wurden. Dennoch zog Bizthum im Juli mit der vereinten kaiserlichen Macht vor Hohentwiel, um Wiederholts beständige Ausfälle zu verhindern, er warf auch eine Besatzung nach Stein am Rhein und die fürstbergischen Dragoner besetzten Engen und Hohenhöwen. Im September wagte er endlich einen Sturm auf Hohentwiel und kam glücklich bis in den Vorhof der Besatzung; dort wurde er durch die Anstrengung der Besatzung zurückgetrieben. Es waren damals im Ganzen an 10,000 Mann Kaiserliche am Bodensee, die besonders bei Lindau übel hausten. Sie waren meist für Italien bestimmt, wohin sie endlich im Anfange des J. 1636. abzogen. Dadurch wurde die kaiserliche Macht am See sehr geschwächt und Graf Dissa (der unterdessen zum Feldmarschalllieutenant vorgerückt, wieder in dieser Gegend stand) hielt es für gerathener, einen Waffenstillstand auf sechs Monate mit Wiederhold einzugehen, in Folge dessen Bizthum die Belagerung aufschob und abzog (25. Februar). Dieser Waffenstillstand verlängerte sich auf zwei Jahre.

In dem verwirrenen Jahre hatten die Schweden, durch den Prager Frieden ihrer Allirten beraubt und geschwächt, sich an Frankreich gewandt, das unter Richelieu mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich geltend zu machen. Bernhard schloß einen Vergleich mit dieser Krone (Oktober 1635), und Franzosen und Schweden zugleich eröffneten den Feldzug am Rhein; über die Kaiserlichen siegte Banner bei Wisloch den 24. September 1636; jene aber am Rhein kämpften zwei Jahre lang ohne vielen Erfolg, denn das Unglück der Franzosen in den Niederlanden hemmte ihre Operationen. Erst im Februar 1638, wo Bernhard seine Winterquartiere bei Basel verließ, nahm der Krieg für ihn eine glänzende Wendung, und der große Sieg bei Rheinfelden den 21. Februar 1638 machte den Herzog Bernhard zum Herrn des Oberrheins, im Schwarzwald, im Breisgau,

im Elsaß. Schon im November 1637 schloß Wiederhold auf Hohentwiel mit Herzog Bernhard einen Vertrag, in welchem er versprach, die Besatzung an Niemand zu übergeben. Jetzt war auch Hohentwiels Waffenstillstand abgelaufen und Bernhard erschien persönlich auf der Besatzung, den muthigen Kommandanten zu begrüßen und Einsicht von den Werken zu nehmen. Aber kaum war er wieder fort, so rückten die kaiserlichen Völker v. J. 1639. vom Bodensee, wo sie sich gesammelt, auch Konstanz besser verschanzt hatten, wieder vor die Besatzung, wagten einen Sturm, kamen abermals bis an den Vorhof, und wurden abermals, doch mit Mühe, abgetrieben. Ihnen folgten im August die Baiern; sie beschossen und unterminirten die Besatzung vergeblich; darüber wurden die Schlösser Hohenhöwen und Rosenack eingeäschert. Aber die Baiern erweckten dem braven Wiederhold einen viel furchtbareren Feind, als sie selbst waren. In Württemberg, das Herzog Eberhard im Jahr 1638 nach langer Verbannung wieder betreten hatte, waren bald die befreundeten Weimaraner, bald die feindlichen Baiern Herren; die Letztern setzten dem Herzog, der durch Neutralität sein Land zu retten hoffte, ernstlich zu, dem Kommandanten von Hohentwiel die Uebergabe dieses Platzes zu befehlen. Zweimal ließ Eberhard deswegen an Wiederhold schreiben. Aber der redliche Mann wußte, daß sein Herr nicht frei war, er kannte seinen innersten Willen besser. Er dachte: „keine Antwort ist auch eine Antwort“ \* und schwieg. Das drittemal (am 9. September 1639) schrieb der Herzog folgendes eigenhändige Postscriptum unter seinen Brief: „Wosern Du, Wiederhold, uns noch mit Treuen meinst, wirst Du diesem Befehl Folge leisten und Deine Treu, Ehr und Namen zu retten, Dich mit befohlener Lieferung dieses Hauses nicht länger aufhalten.“ Aber Wiederhold glaubte dieses Treue, Ehr und Namen nicht auf diese Weise bewahren zu können. Er antwortete nicht. Vielleicht ist es der Geschichte vorbehalten, uns zu enthüllen, was ihn so kühn gemacht. Genug, er fuhr fort sich zu vertheidigen, und mit Staunen sah der gelehrte Bürgermeister von Heberlingen, J. S. v. Pflummern, an dem Felsen hinauf und versicherte, die Belagerung Hohentwiels werde selbst die von Troja übertreffen. Es werde ein prächtlicher Hof auf dieser Besatzung gehalten und dieses Raubnest mit allerlei Sachen zu List und Nothdurft eingerichtet. \*\*

\* Merian.

\*\* Weing. Arch.

Die Nähe der Weimaraner belebte Wiederholts Hoffnungen. Noch im September zog die bairische Belagerungsarmee und im Oktober das letzte zur Blokade zurückgelassene Regiment weg und die Baiern ließen 1500 Todte vor der Bestung zurück. Im November und Dezember wurde sie von den Obersten Truck-  
n. C. 1640. müller und Isolani nur von Ferne beobachtet. Im Juli 1640 kamen endlich die weimarischen Truppen unter Generalmajor Erlach und Oberst Hatkein, stürmten das Städtchen Engen, wo sie die Besatzung von 300 Mann und viele bewaffnete Bürger über die Klinge springen ließen\* und versahen Hohentwiel mit der von ihnen eingethanen Ernte. Neue oberösterreichische Völker, die in der Umgegend lagen, retririrten nach Tübingen. Andere sechs Regimenter sammelten sich bei Stockach, aber das meiste Volk riß aus und lief dem Erlach zu, so daß aus 3000 am Ende 700 wurden. Die Hohentwiesler siegten in mehreren Ausfällen; die Kaiserlichen aber besetzten Radolpshzell, das seit der Rördlinger Schlacht von den Schweden geräumt war. Am 9. September erschien gar auch ein spanisches Armeekorps von 7000 Mann Fußvolk und Reiterei in Stockach. Der Befehlshaber Don Ferdrico Enriquez brauchte neue Waffen gen Hohentwiel; er forderte den Kommandanten in einem sehr höflichen Schreiben, unter großen Lobpreisungen seines Heldenmuthes, zur Uebergabe auf. Wiederhold verstand diese Sprache eben so wenig, als die rauhere des Geschüzes: er antwortete mit einem festen Nein. Der Spanier faste nun bei der Ruine Staufens Posto. Aber schon am 7. Oktober wurde die spanische Vorwacht von dem zum Entsätze herbeieilenden weimarischen Oberstlieutenant von Rosg überfallen, wobei der neue Oberstlieutenant des Loullianischen Regimentes, Graf Albrecht von Fürstenberg, blieb. Auch der Hauptposten zu Staufen wurde übermeistert und am Ende wurden alle Spanier verjagt. Nacheinander forderten jetzt der kaiserliche Oberst Mescher, der General Sparr, endlich selbst der Rath von Schaffhausen, (11. Dezember 1641) den Wiederhold dringend zur Uebergabe auf: er aber blieb gegen Alle unerschütterlich und lebte bis zum Ende des Jahrs 1642 unangefochten auf seiner Festung und „füllte Bauch und Sackel“\*\* vom Raube der Umgegend. Die Noth war

\* So das Theatrum Europaeum. Nach Donauschinger Archivnachrichten trieben vielmehr die bewaffneten Bürger von Engen den Sturm ab, verloren aber dabei viele Leute.

\*\* Weing. Archiv.

unbeschreiblich: Wiederhold exprest; Sparr verbot die Lieferung. Alle Dörfer standen leer. Die Einwohner gingen in der Schweiz betteln. Der Zeller Kommandant vertrieb sie mit Gewalt: ein alter Mann, der heilig versprach, nichts nach Hohentwiel beisteuern zu wollen und bat, man sollte ihn unter seinem Dach sterben lassen, wurde unbarmherzig hinausgetrieben. \* Zu Weersburg ließen die Kaiserlichen sich vernehmen: es ist dem Kaiser mehr an Einem Soldaten gelegen, als an Ueberlingen und 4 bis 5 Ortschaften. \*\* Indessen wandelte Wiederhold — wie er selbst in einer Relation sagt — „die Lust an, einen Fuß an dem Bodensee als seinem nächsten Nachbar zu setzen: er und Erlach wollten daher zuerst ihr Heil an Konstanz versuchen, und drangen in der Nacht des 27. Novembers mit ziemlicher Truppenanzahl bis vor die Stadtmauer. Hier machte die Vorwache Lärm, die Stadt wurde wach, man löste die Stücke, und jene mußten sich mit der Brandschätzung einiger maynauischen Flecken begnügen und nach Hohentwiel zurückkehren. In Konstanz verlor darüber Oberst Keller die Kommandantenstelle und Oberst Ros kam an seine Statt. Doch Wiederhold ließ sich durch den mißlungenen Versuch nicht abschrecken. Denn als seine Freibeuter sich kurz darauf von der Schlüfrigkeit der Ueberlinger Wachen überzeugt und als Wahrzeichen ein Stück Holz, das sie aus der ersten Pforte des dreifachen Grundthores auszuhaufen die Kühnheit hatten, mitgebracht: so brach Wiederhold auf, angeblich nach Rottweil zu marchiren, bald aber wandte er sich und kam am 30. Januar 1643 Nachts vor Ueberlingen an. Er fand das Thor abermals unbewacht, sprengte es mit einer Petarde, überfiel und unterdrückte in der Wachtstube vier spielende Soldaten und drang mit seinen ihm nachfolgenden Truppen (meist Franzosen) durch das aufgeschauene Thor. Jetzt erst erwachte die Stadt und es geschah links von dem Galler Thurme herab einige Schüsse. Dennoch sprengte Wiederhold auch die folgenden Thore: zugleich drangen die Franzosen nicht weit vom See durch ein Nebenthürlein ein. Nur 12 bis 15 Mann standen unter den Waffen; sie wurden niedergemacht. Die Hohentwieler zogen in Reih' und Glied ein, „und so“ — spricht Wiederhold — „wurde dieser alten Jungfrauen das Ehrenkränzlein

\* Weing. Archiv.

\*\* Ebendaselbst.

abgezogen.“ \* 80 kleine Stücke, 70 messingene Doppelhaken, 400 Musketen, 100 Kürasse, dazu viel Getreide und Wein waren die Früchte dieses Sieges. Diesmal ließ Wiederhold die eroberte Stadt nicht wieder aus der Hand. Er warf vorläufig 500 Mann hinein, später bestellte Frankreich den Vicomte de Corval zum Kommandanten und gab ihm 100,000 Livres, um daselbst 500 Reiter, 800 Fußgänger und 6 armirte Schiffe auf dem See zu unterhalten. Natürlich wurde jetzt Ueberlingen von Konstanz feindlich behandelt und eine Konstanzler Facht nahm ihm am 25. März ein reichbeladenes Frachtschiff weg.

Zu Dieffenhofen, Stein am Rhein und Gottlieben hatten in diesem Sommer die Eidgenossen feste Plätze; unweit Hohentwiel lieferten sich die einander im Angesicht stehenden französisch-weimaranischen und bairischen Heere Scharmügel. Corval überfiel auf einem glücklichen Ausfall 60 Dragoner, die nach Meersburg wollten, und brachte 40 Gefangene und 80 montirte Pferde zurück. Auch bei Ravensburg fiel ein den Weimaranern günstiges Treffen vor, in welchem der bairische Generalwachtmeister, Kaspar von Merz, eine schwere Kopfwunde erhielt und der Oberst Königseck gefangen wurde. Die Weimaraner plünderten jetzt Markdorf, Buchhorn und das ganze deutsche Ufer ungehindert bis eine halbe Stunde vor Lindau; dann brachen sie aus der Gegend auf und marschirten gegen Rottweil. Hiermit veränderte sich die Scene in unserer Gegend. Die Katholiken des fränkischen und bairischen Kreises bildeten mit Kur-Baiern ein Heer von 20,000 Mann und wurden dadurch Meister im Oberlande. Zugleich spannen die Seeshädte ein Komplott mit der Bürgerschaft in Ueberlingen zu Befreiung der Stadt von den Franzosen an; als sie aber (September 1643) mit ihren Schiffen vor der Stadt erschienen, fanden sie diese wohlverwahrt, das Komplott entdeckt und die zwei Rädelsführer von Corval an den Galgen gehenkt. Bald darauf wurde die französisch-weimaranische Armee bei Tuttlingen von den Baiern unter Johann v. Werth überfallen und total geschlagen (24. November). In Folge dieses Sieges zogen die Baiern vor Ueberlingen, blockirten es und sungen im Jahr 1644 die förmliche Belagerung der Stadt an. Aber Corval war ein furchtloser Kriegsmann; er armirte zwei eroberte und ein anderes

\* Merian. Diese Aeußerung Wiederholds läßt sich übrigens mit seiner frühern Ueberrumpelung Ueberlingens im Jahr 1634 (oben Seite 267) nicht reimen.

großes Schiff  
Anfangs  
und im Jahr  
Brod und  
1000 Mann  
und Mannt

Ins Jahr  
vertrieben; ab  
sungen die  
noch der  
Angriff wurde  
der Mann nie  
er schickte alle  
den so seine  
den Hunger m  
nicht von ke  
von dreißig  
war, Hunger  
von der Wei  
Baiern hatte  
müßige Mann  
zwei Thore zu  
Bogazie und  
soltausgestorb  
noch unbetra  
höflich geäu  
Fertiger vom

Durch die  
Ueberlingen,  
auch dieser mi  
zu Kapitalien,  
würde und er  
Festung für  
im und den  
Lageburg  
marcierte, und  
kriegsrath Sch  
Während der

\* Nach dem  
nach zu lebe  
Schwat, Bob

großes Schiff, um sich auf dem See zu wehren und frei zu halten. Anfangs war die Besatzung noch reichlich mit Probiant versehen, und im ganzen Februar erhielt jeder Mann täglich  $1\frac{1}{2}$  Pfund Brod und  $1\frac{1}{2}$  Maas Wein. Aber auch die Belagerer bekamen 1000 Mann Verstärkung und legten in Konstanz ein großes Frucht- und Munitionsmagazin an.

Aus zwei Werken wurden die Baiern von den Belagerten vertrieben; allein jene holten zwei große Stücke von Konstanz und sungen die Stadt ernstlich zu beschießen an. Am 22. langte auch noch der bairische General Mercy vor der Stadt an, und der Angriff wurde verdoppelt. Am 2. Mai waren alle Thürme auf der Mauer niedergeschossen; Corval hatte nur noch 500 Mann; er schickte alle Gefangenen ohne Ranzion heraus; Mercy wollte eben so seine Gefangenen hineinschicken; aber die Knechte mochten dem Hunger nicht in den Rachen laufen. Dennoch wollte der Vicomte von keinem Afford hören. Erst als Mercy eine Beschieße von dreißig Ellen Weite geschossen hatte, Alles zum Sturm bereit war, Hunger und Seuchen in der Stadt wütheten\* und 700 Mann von der Besatzung gefallen und gestorben waren (aber auch die Baiern hatten 400 Mann verloren): erst jetzt schloß der heldenmüthige Mann eine ehrenvolle Kapitulation. Er räumte den Baiern drei Thore ein und erhielt am 15. Mai freien Abzug mit Waffen, Bagage und klingendem Spiel. Die Baiern fanden eine verwüstete, halbausgestorbene Stadt; die Leichen der angesehensten Bürger lagen noch unbegraben in den Häusern. Die Bürgerschaft wurde als schwedisch gesinnt angesehen und feindlich behandelt; Rath und Prediger vom Generalkommissär Scheffler verhaftet und entsezt.

Durch die Schlacht bei Tuttlingen und den Fall der Stadt Ueberlingen, die Konrad Wiederhold so glücklich gewonnen, schien auch dieser müde werden zu wollen und zeigte sich nicht abgeneigt zu kapituliren, wenn der Besitz von Tüviel Württemberg gesichert würde und er selbst mit 50 Knechten das Kommando auf der Festung führen dürfte. Auf diese Bedingungen hin wurden zwischen ihm und den württembergischen geheimen Regierungsräthen von Lüge lburg und Dr. Johann Friedrich Jäger von Jägersberg einerseits, und dem bei der bairischen Reichsarmee anwesenden Oberkriegsrath Scheffler andererseits ein vorläufiger Vertrag abgeschlossen. Während der Unterhandlungen war Waffenstillstand; die feindlichen

\* Nach dem weing. Archiv hatte der Kommandant doch noch etliche Monate zu leben. Allein dies ist Angabe seiner Feinde.

Generale ritten mit einander, und Wiederhold gab den Baiern zu Singen ein stattliches Mahl.

Aber die Ratifikation blieb aus und die Feindseligkeiten nahmen wieder ihren Anfang. Doch war die Blokade nicht streng, wurde am Ende ganz aufgehoben und Wiederhold fing seine alten kühnen Streiche wieder an. Das einermal (17. Februar 1645) zog er vor Tuttlingen, hieb die Pallisaden nieder und verbrannte die Thore; das andremal streifte er bis vor die Thore von Radolpshzell und hätte sie mit Petarden gesprengt, wenn er sie nicht verschüttet gefunden hätte; am 13. April kam er sogar bis Memmingen. Aber im Junius traf ihn ein empfindlicher Schlag; der Keller von Hohentwiel, Stockmeyer, wurde in einem schaffhausischen Dorfe mit einem Säckel von 1040 Dukaten erwischt und nach Ueberlingen geschleppt, wo ihn 4 Musketiere bewachten. Zwar gab er vor, es sey sein Heirathgut, allein die Kaiserlichen sahen jezt, in welchen Beutel das Geld der armen Landbewohner gefallen war und wie Wiederhold in der Gegend gehaust, in der er nach dem Abzuge der Franzosen der einzige Feind war. Auf diesen Verlust wurde er erst recht grümmig, und der bairischen Besatzung in Ueberlingen, der kaiserlichen in Lindau zum Troß, streifte er mit 500 Mann brandschazend durch die ganze Seegegend, nach Argau, Lettnang, Weingarten, nahm den Abt des letztern Klosters gefangen und behielt ihn als Geißel für seinen Keller; der Insel Reichenau bemächtigte er sich ohne Schwertschreich N. E. 1636. (Januar 1646) und fand darin nicht nur große Mundvorräthe, sondern nahm auch alle Schiffe zum großen Schaden der Gegend weg, da der Paß auf dem Untersee und dem Rhein ohnedem gesperrt war. Endlich wurde der Keller zu Ueberlingen um 200 Dukaten, der Abt auf Hohentwiel um 4000 Reichsthaler im Januar ranzionirt. Zwei Gesandte des Fürstbists von St. Gallen, die Wiederhold, man weiß nicht warum, hatte aufheben lassen, gab er auf Zürichs Begehren wieder frei. Im Mai raubte er den Dillingern Pferde, Vieh und Bürger. Endlich widersezte sich seinen Streifereien der bairische Generalmajor Speerreuter und setzte ihnen ein Ziel. Der ehrliche Bürgermeister zu Ueberlingen aber, Dr. v. Pflummern seufzte unter diesen Plackereien und versicherte, daß er lieber cum Ovidio in Ponto seyn möchte, als in diesem seinem Amt.

5. Zwei  
von Bre

Die  
ihren alten  
war, als  
gekommen.  
Franzosen  
Kriegsgefahr  
dichen Schw  
Dinge so ge  
men begon  
Arme unter  
Gegen, in  
Kempfen  
hätte, mar  
geben mus  
entseßlich  
war gegen  
unüberwin  
meinen Zi  
habe gem  
Beute, son  
den Paß b  
Generallien  
Nann und  
Jahres 164  
selbst er  
Bodensee.  
Bauern vo  
die Stadt  
sich vor  
Aufgebot  
geliebener  
des Breger  
ih, mit  
aus gegen  
verfolgt, i  
Klaue wi

**5. Zweiter Besuch der Schweden am See. — Eroberung von Bregenz. Belagerung von Lindau. — Seekrieg. — Friede.**

Die Schweden hatten in Mitteldeutschland unter Torstensohn ihren alten Ruhm wieder erworben; an die Stelle dieses Feldherrn war, als er vom Schauplatz abgetreten, Gustav Wrangel gekommen. Die Abrede unter den Verbündeten, vermöge der die Franzosen und die Schweden Baiern, das in der letzten Zeit der Kriegsschauplatz gewesen war, verließen, führte auch jenen schwedischen Felden an unsern See, und man war den Wechsel der Dinge so gewohnt, daß Niemand sich wunderte, als sein in Böhmen begonnener Feldzug am Bodensee endigte. Die französische Armee unter dem großen Turenne, lag ebenfalls in dieser Gegend, in und um Waldsee; Wrangel aber, nachdem er Kempten den Bregenzerwäldern, die es überrumpelt, entrisen hatte, marschirte vor Ravensburg, das sich auf Discretion ergeben mußte und rein ausgeplündert wurde. Die Schweden hausten entfeßlich mit Brand, Mord und Nothzucht. Die nächste Operation war gegen Bregenz gerichtet, dessen enge, steile und daher für unüberwindlich gehaltene Zugänge diese Stadt zu einem allgemeinen Zufluchtsort der Nachbarschaft für Menschen, Vieh und Habe gemacht hatten. Die Schweden gelüßete nicht nur nach der Beute, sondern auch und noch mehr nach dem Ruhme, den trogenden Paß bezwungen zu haben. So rückte denn der schwedische Generallieutenant Königsmark mit nicht weniger als 10,000 Mann und 24 Feldstücken in den letzten Tagen des Jahres 1646 vor die Stadt Bregenz; und Wrangel u. S. 1646. selbst erschien unmittelbar darauf ganz nahe am Ufer des Bodensees. Der Schweden Erstes war, daß sie mit Hülfe der Bauern von Wangen einen Theil der Schanzen stürmten und nun, die Stadt auf der Seite lassend, das Rheinthal hinauf bis Feldkirch vordrangen, so daß die erschrockenen Eidgenossen ein allgemeines Aufgebot ergehen ließen. Allein im Rücken des am Bodensee zurückgebliebenen Feldmarshalls Wrangel sammelten sich die Bauern des Bregenzerwaldes, verschanzten sich bei Jäny und nöthigten ihn, mit 1000 Reitern und 2000 Mann Fußvolks, von Leutkirch aus gegen sie aufzubrechen. Die Bauern warfen sich, von Wrangel verfolgt, ins Gebirg und sammelten sich erst bei der Bregenzerklause wieder, die verschanzt war und in der eine kaiserliche



Befagung lag. Am Christtage erreichte sie der schwedische Feldherr. Sie hatten den schroffen Felsabhang zur Linken vortheilhaft besetzt; aber 100 Mann Schweden erkletterten die Höhen und trieben sie herab. Doch auch unten am Felsen, wo sich einige Häuser unmittelbar an die Klause lehnten, war eine feste Brustwehr von den Bauern errichtet worden; hier wehrten sie sich tapfer; bis es dem schwedischen Generalmajor Mortagne gelang, sie herauszutreiben. Viele wurden niedergemacht; die andern versuchten es, sich auf die Neu-Schanze zurückzuziehen, die auf einem Felsen gelegen war und zu der eine Zugbrücke über eine tiefe Kluft führte. Allein die Schweden kamen ihnen zuvor, ehe die Brücke aufgezogen war und so flohen die Bauern geradezu nach der Stadt Bregenz; denselben Weg nahmen die in der Schanze postirten Destreicher, so daß die letztere bald in den Händen der Schweden war. Bauern und Soldaten, zum Theil vom Wege abgeschnitten, warfen sich in den Bodensee, um sich auf die Schiffe zu retten; viele fanden ihren Tod in den Wellen. Die kleine Befagung der Klause wehrte sich noch ein paar Stunden, bis auch sie überwältigt wurde; jetzt war der Paß nach der Stadt offen und diese fiel von selbst. Die Schweden fanden hier unermeßliche Beute; über 500 Wagen, auf denen sich namentlich das Mobiliarvermögen der drei Grafen von Hohenems, von Zeil und von Königseck befand, wurden von ihnen schwer beladen über die Donau gesandt.

Konstanz hatte der Stadt während der Belagerung einige Schiffe mit Volk zugesandt; diese wurden von den Schweden nicht nur zurückgetrieben, sondern größtentheils erobert. Ein Schiff mit 60 Personen, Weibern und Kindern, das sich nach Lindau retten wollte, sank mit der unglücklichen Last zu Grunde. Unter den Gefangenen war auch der Stadtkommandant Obrist Ascher. Diesen sandte Wrangel auf das Schloß Hohenbregenz, das von dem spitzen Felsen des Gebhardsberges, von einem dunkeln Kranze von Tannenväldern umschlungen, durch Natur und Kunst fast unbezwinglich, zu Thale blickte. Ganz unerwartet öffnete das Schloß ohne allen Widerstand, und ein Theil des Ascher'schen Regiments nebst einigen Landsknechten streckten vor den einziehenden Schweden die Waffen. Hier, wie in den Schanzen, wurden schöne metallne Stücke erbeutet. Der schwedische Verlust war unbedeutend und von Oberoffizieren nur der Kapitän Wrangel geblieben. Auf feindlicher Seite waren hauptsächlich die Bauern das Opfer geworden, ihrer sollen an 6000 niedergemacht worden seyn.

Mit dem Schlosse Hohenbregenz hatte Wrangel den Pass gegen den Bodensee, nach Bündten, Tyrol, der Schweiz und Italien sich geöffnet, was im Laufe dieses Krieges noch nie geschehen; und man erwartete nicht anders, als daß sofort Lindau, Konstanz und der ganze See in seine Gewalt gerathen werde. Die Eidgenossen legten eilig 7000 Mann an den Rhein, um ihre Pässe zu wahren. Aber ihre Abgesandten, Salomo Hirzel, Bürgermeister von Zürich, und Rudolph von Salis aus dem Gotteshausbund, wurden von Wrangel zu Bregenz gastlich bewirtheet und völlig beruhigt. Ja selbst die Königin Christina erließ ein sehr gnädiges Schreiben an sie.

Wirklich wandte sich auch Wrangel nicht nach Süden, sondern er brach am 3. Januar 1647 auf und zog gegen N. O. 1647. Lindau. Längst hatte der Volksglaube über dieser Stadt am Himmel ein feuriges Schwert erblickt, und die Lindauer hatten Weiber und Kinder in die Schweiz geflüchtet. Der kaiserliche Kommandant, Graf Max Willibald von Wolfegg-Waldsee, Hofkriegsrath, Generalwachtmeister und Oberster, ein Mann von viel Verstand und Einsicht, der an die Stelle des im Jahr 1640 verstorbenen Obersten Vizthumb gekommen war, ließ eiligst am 4. Januar die Schiffe von Jussach retten, und rüstete sich, vom Rathe der Stadt unterstützt, zur Gegenwehr. Die Garnison war mit dem Trosse 2000 Mann stark. Am 8. Januar erschien Wrangel persönlich beim Kapuzinerkloster unweit der Brücke, um zu rekonosciren; er errichtete hier Schanzen und eine Batterie, und ein ununterbrochenes Feuer auf die Stadt begann. Wolfegg erhielt vom Generalleutenant Gallas, anstatt des gehofften Succurses, nur einen sehr geschickten Obristen vom Genie, den Baron Crivelli, der am 23. Januar anlangte und unverzüglich alle Posten besichtigte. Inzwischen besetzte Wrangel das sehr feste Schloß Langenargen; der kaiserliche Kommandant hatte es feige verlassen und wurde später dafür zu Lindau enthauptet. Zu Bregenz ließ Wrangel Kriegsschiffe ausrüsten und erschien damit vor Lindau. Die Lindauer fuhrn ihnen entgegen und siegten in einem kleinen Seetreffen, nur der gute Segelzug und der günstige Wind rettete die Schweden. Am folgenden Tag erschienen sie wieder mit fünf Schiffen; es wurden aber nur Schüsse gewechselt. Vor der abgeworfenen Brücke hatte Wolfegg eine kleine Schanze errichten lassen, welche den Aus- und Eingang der Soldaten schützte, und trotz des niedrigen Wasserstandes den Feind hinderte, sich den

Bastionen zu nähern. Gegen dieses Schänzlein richtete Wrangel vergebens Batterien, Faszinen und Minen; ein glücklicher Ausfall (5. Februar) trieb den Feind zurück, eine Contremine vereitelte die Wirkung der letztern (8. Februar), ein Sturm auf die Schanze mißlang (9. Februar); erst am 11. Februar zerris eine schwedische Mine ein Drittheil der Schanze; allein die Belagerten behaupteten sich in dem übrigen Theil. Indessen wurde die Stadt selbst seit vielen Wochen mit Granaten, steinernen und eisernen Kugeln unaufhörlich beschossen, und allein am 14. Januar fielen innerhalb drei Stunden 350 glühende Kugeln in dieselbe; besonders wurde, um Befahrung wie Bürger zur Uebergabe zu bestimmen, nach dem Hospital, der evangelischen Stadtkirche und dem katholischen Fräuleinstifte gezielt. Die Einwohner mußten in andere Kirchen flüchten; viele Häuser wurden zerschmettert: dennoch blieben sie standhaft, und wie durch ein Wunder kam keiner ums Leben und keine Brunst entstand; nur ein altes, fremdes Weib wurde von einer Granate zerschmettert.

Am 11. Februar fuhr eine große schwedische Ausrüstung, von Wrangel selbst, der die Belagerer durch eine schwache Kanonade beschäftigen ließ, befehligt, bestehend aus elf größern und zwei kleinern Fahrzeugen, die mit 1000 Musketieren und 4 Stücken besetzt waren, den See der Länge nach hinab, und erschien vor Maynau. Den Rand dieser Insel faßten damals, freilich verfallene, Schanzen rundherum ein. Die Gebäude waren von drei Seiten mit doppelten Mauern (die zum Theil noch stehen) eingefast und im Ganzen von vierzehn Thürmen umgeben; am südwestlichen und südöstlichen Ende waren zwei größere Schanzen. Die ersten verließen die Kaiserlichen sogleich bei der Annäherung der schwedischen Flottille. Aus der zweiten leisteten sie einigen Widerstand; dennoch landete Wrangel noch an demselben Tage; am andern bemächtigte er sich des Schlosses und am vierten Tage kapitulirte der Kommenthur des Deutschordens, Oberstlieutenant v. Hundpiss, und überließ den Schweden die Insel. Diese sollen dort nach einiger Zeit einen herrlichen Schatz, darunter Mefkleider mit Edelsteinen gestickt, große Pokale, Gold- und Silbergeschir, auch fünf halbe Karthaunen, alles zusammen fünf Millionen (Gulden?) an Werth aufgefunden haben.

In Lindau machten indessen die Kaiserlichen glückliche Ausfälle, am 14. Februar zu Schiffe nach Hard, wo sie einen Kapitänlieutenant aufhoben; am 19. Februar, bei einem tiefen Schnee, in

weißen Hemden, wo es ihnen gelang, die schwedischen Batterien zu vernageln. Dagegen ruinierte Wrangel jenes Schänzlein am Thore vollständig durch eine Mine, die am 15. Februar sprang.

Da jedoch der Schwede die hartnäckige Vertheidigung Lindau's und keine Hoffnung sah, bald Meister der Stadt zu werden, so schickte er sich am 5. März zum Abzuge an, führte am 6. das schwere Geschütz weg, sprengte am 7. Pfannenberg, am 8. die Klause und Neuschanze; zwei große Schiffe verbrannte er, und zog endlich mit seinem ganzen Heere, von Lindau aus, mit höhnennden Schüssen verfolgt, nach Tettnang und später nach Ravensburg. Die Schweden hatten in Ausfällen 700 Mann vor der Festung verloren. Der Verlust der Belagerten war höchst unbedeutend, aber Seuchen hatten 700 Einwohner weggerafft, und der Gesamtschaden der Stadt wurde auf 200,000 fl. geschätzt. Wrangel warf im Abziehen eine kleine Besatzung in das Schlößchen Gießen, beim Uebergang über die Argen, die sich hier gut verschanzte. Das ganze Ufer des Bodensees brandschöpfte er unbarmherzig. Das befreite Lindau sang am 10. März ein Te Deum und läutete mit allen Glocken. Aber auf Maynau, in Langenargen und im Schlosse Neuenburg auf dem rechten Rheinufer bei Götzis, herwärts Feldkirch, lagen noch schwedische Besatzungen. Im Rheinthal hatte sich Hohenems und Feldkirch durch Contributionen von der Gefahr der Schweden losgekauft. Die protestantische Stadt St. Gallen stand gut mit ihnen; sie kauften dort viel, und der schwedische Superintendent wurde von seinen Glaubensgenossen hoch geehrt.

Die französische Armee hatte bisher unter Turenne Ueberlingen besetzt gehalten; mit Wrangels Entfernung von Lindau zog auch diese ab und ins Herz von Württemberg. Von den Schweden wurde die Landkomthurei des deutschen Ordens Altshausen auf dem Abzuge rasirt und gesprengt.

Nach der Entfernung der beiden feindlichen Armeen ließ sich wieder eine kaiserliche Macht unter dem General Enkenfort am Bodensee blicken; Reiter und Fußvolf schifften sich in Konstanz und Radolpshzell ein, und fuhren den See hinauf nach Bregenz, wo sie die Klause und die andern Schanzen wieder besetzten. Andres Volk, das von Billingen nach Konstanz gekommen war (300 Mann), rüstete 17 Schiffe aus und wagte, von den Lindauern unterstützt, einen Angriff auf die Maynau; aber die schwedische Besatzung schlug den Sturm ab; ja die Schweden

machten sich das heimische Element bald so unterthan, daß der ganze Bodensee unsicher wurde und die von Konstanz, Lindau und Ueberlingen nicht mehr zusammenkommen konnten. Doch hätten sie sich nach Entfernung der großen Armee nicht mehr lange halten können und boten schon unter der Hand den Bregenzern ihre Schiffe um billigen Preis zum Verkauf an. Aber der Partikularstillstand, den die Kronen Schweden und Frankreich mit Baiern abschlossen, änderte die Gestalt der Dinge am Bodensee auf einmal. In Folge desselben verließen die Baiern Memmingen und Ueberlingen, und fünfzehn schwedische Fähnlein unter Douglas besetzten diese Städte. Sogleich erschienen die Schiffe der Konstanzer und Lindauer vor Ueberlingen. Aber von den Wällen empfing sie donnerndes Geschütz und von der Maynau aus fielen ihnen die schwedischen Schiffe in den Rücken, so daß sie zu einem schnellen Rückzuge genöthigt waren. Einen kurzen Waffenstillstand benützte der schwedische Kommandant zu Ueberlingen, um zwei große Kriegsschiffe jedes von 16 Kanonen zu bauen; mit diesen und vier andern kreuzte er auf dem See und nahm alles Korn weg, das nach Lindau bestimmt war. Zugleich rüstete sich Wiederhold auf Hohentwiel, und die Konstanzer, die schleunig an den Festungswerken ihrer Stadt reparirt hatten, schickten voll Bangigkeit nach Innsbruck um Hülfe.

Die kleine schwedische Besatzung des Schlosses Neuenburg, nicht weit von Hohenems, zuerst vom Grafen von Hohenems, dann vom General Enkenfort belagert, kapitulirte, nach tapferer Vertheidigung, um diese Zeit und erhielt, noch 60 Mann von 90 stark, ehrenvollen, freien Abzug nach Ueberlingen (23. Mai 1647); auch Ems war von den Kaiserlichen wieder besetzt worden. Die Völker des Generals von Enkenfort und des Obersten Kaspar ergossen sich jetzt unbeschäftigt über das Land, äscherten Fhn y ein, stürmten und plünderten die unbewehrte Stadt Wangen und zogen endlich von Lindau aus mit 2500 Mann vor das Schloßchen Gießen, das schon damals ein Spitalhof der Stadt Lindau war. Hier lagen 21 Mann Schweden unter 5 Offizieren, die sich heldenmüthig wehrten und erst am 17. August ergaben. Zugleich rückten die Kaiserlichen vor Ravensburg, in welcher Stadt der schwedische Major Nachtigall eine Besatzung kommandirte. Das Bergschloß an der Stadt wurde vom 13. bis 18. vergebens belagert und der Feind verließ die Gegend wieder; das Bergschloß verbrannte n die

Schweden  
waren  
liche Meist  
diesem Me  
am 31. A  
seinem R  
der schwed  
demächtigt  
den Franz  
der eine  
geschickte.  
Auf de  
machen; si  
aus. Von  
Rudrich, d  
Witten ve  
Die feindl  
wieder her  
Kanon  
besetzten P  
sanden un  
berg. D  
Nebel über  
Gräber de  
aufgehau  
Meister,  
schwedis  
wollte un  
auf dem  
erhöhen  
Bregenz  
Dafür n  
Korft  
6 Schiffe  
21. Augu  
Diese war  
schwedis  
legiere am  
uß das S  
die Schw

Schweden und zerstörten es von Grund aus; wenige Tage zuvor waren diese auch in Meersburg eingefallen und hatten die bischöfliche Residenz in Brand gesteckt. Allein die Subsistenzmittel scheinen diesem Nachtrabe von Wrangels Armee ausgegangen zu seyn, denn am 31. August sehen wir den kaiserlichen Obrist Kaspar mit seinem Regimente zu Ravensburg einrücken, und nachdem Baiern der schwedischen Krone den Waffenstillstand aufgekündigt (14. Sept.), bemächtigten sich die Kaiserlichen auch Memmingens wieder. Mit den Franzosen dauerte der Waffenstillstand fort, und Wiederhold, der eine französische Besatzung kommandirte, blieb daher unangefochten.

Auf dem Bodensee ließen sich indessen die Schweden nicht irre machen; sie beherrschten ihn von Ueberlingen und Langenargen aus. Von Hohentwiel herab tönten bald fröhliche Salven auf die Nachricht, daß Frankreich sich aufs Neue mit Schweden und seinen Allirten verbunden, um den bairischen Friedensbruch zu rächen. Die feindlichen Baiern rückten jetzt im Januar des Jahres 1648 wieder heran, um die Schweden in Ueberlingen und auf der Maynau in Schranken zu halten, und den Lech zu decken; sie besetzten Pfullendorf und Ravensburg; die Schweden dagegen sandten von Ueberlingen aus eine Besatzung auf den Heiligenberg. Dieses Schloß hatte schon früher Wiederhold einmal im Nebel überrumpelt; das Schloß wurde ganz ausgeräumt; selbst die Gräber der alten Grafen von Werdenberg und Fürstenberg wurden aufgehauen und ausgeplündert. Auf dem See spielten sie den Meister, ließen nichts aus Konstanz und Lindau heraus, und der schwedische Obrist Volkmar, Kommandant zu Ueberlingen, wollte nur gegen gewisse Zölle und das Visitationrecht den Verkehr auf dem See gestatten. Die Vortheile der Verbündeten in Baiern erhöhten die Kühnheit der Schweden, sie erschienen zu Schiffe vor Bregenz und verbrannten an der Klause eine schöne Mühle. Dafür nahmen die Bregenzer das Ueberlinger Marktschiff bei Nordschach weg; in Konstanz, Lindau und Bregenz wurden je 6 Schiffe gezimmert und eine Flottille von 7 Segeln lief am 24. August 1648 von Bregenz aus, von Obrist Kaspar geführt. Diese warf sich in der Nähe von Langenargen auf zwei kleine schwedische Schiffe, die der Kapitän Ulrich kommandirte; die letztere antwortete den Kaiserlichen so derb mit grobem Geschüße, daß das Schiff, auf welchem Kaspar fuhr, durchlöchert wurde, und die Schweden Zeit hatten, sich zurückzuziehen; fünf bis sechs

Maynauische Schiffe stießen zu ihnen. Jetzt griffen die Schweden die Bregenzer-Flotille an, zersprengten sie und nöthigten zwei Schiffe desselben, sich nach Lindau zu retten; die übrigen fünf flohen nach Bregenz zurück. Bald nachher brachte ein schwedisches Kriegsschiff ein Steinschiff aus Bregenz und drei Lindauer Güterschiffe mit 12 der besten Schiffsleute nach Ueberlingen auf. Eine andere Expedition gegen Lindau mißlang, indem die schwedische Flotille vor den Mauern der Stadt ein Sturm besiel, aus dem sich der schwedische Kommandant von Ueberlingen mit Mühe auf einem „Rennschifflein“ rettete; 12 seiner Begleiter ertranken.

Auf dem Lande waren die Baiern längst wieder abgezogen; Ravensburg war wieder in schwedischen Händen, und ein Sturm, den die Kaiserlichen von Bregenz und Lindau auf die Stadt unternahmen, mißlang.

Diesen Unternehmungen zu Wasser und zu Lande setzte der allgemeine Waffenstillstand, der dem westphälischen Frieden voranging und jetzt auch am Bodensee publizirt wurde, ein Ziel. Wie durch einen Zauberschlag war das Aussehen dieses Sees im Augenblicke verändert. Die Wasserstraße war offen und besucht, Handels- und Kauffschiffe flogen hin und her, die verchanzten Thore der Seefräde öffneten sich, die Kommandanten und Offiziere der verschiedenen Plätze machten Luftfahrten zu einander und zechten in Eintracht und Frieden.

Diese Eintracht sollte auch wirklich nicht mehr gestört werden, und der ersehnte Friede des Jahres 1648 besiegelte sie. Wiederhold ritt noch einmal von seinem Berge hinunter nach Ueberlingen, um seinen guten Bundesgenossen, den Schweden, Valet zu sagen und vierzehn Stücke Geschütz in Empfang zu nehmen, welche Schweden dem Herzoge von Württemberg verehrt hatte, und die jetzt ins Hegau transportirt werden sollten.

Am 30. September aber bezahlte zu Lindau Graf von Montfort den Soldaten den rückständigen Sold von dritthalb Monaten aus. Der schwedische Generallieutenant und Oberbefehlshaber Robert Douglas kam zu Schiffe nach eben dieser Stadt. Zwei halbe Karthaunen und zwei Feldschlangen gaben sofort die Losung zum Abzug; dasselbe Zeichen wurde in den übrigen Plätzen gegeben und in derselben Minute öffneten Lindau, Langenargen, Ueberlingen und Maynau ihre Thore, und sämtliche Besatzungen zogen mit klingendem Spiele aus. Die Schweden unter Volkmann gingen nach Usm. Die Kaiserlichen bezogen

Quartiere im Oberland; auch Ueberlingen wurde von ihnen wieder besetzt.

So endigte auch in unsrer Gegend jener schreckliche Krieg; aber die Spuren seiner Zerstörungen entstellten noch lange die sonst so gesegneten Ufer unsers Bodensees. Nicht der dritte Unterthan hatte ein Bett mehr. Vor dem Kloster Weingarten lagen noch im Jahr 1649 in der Winterkälte des Januars hundert verlassene, unschuldige Kinder und stehien um Brod und Obdach.\*

### 13. Rückblick auf Burgen und Geschlechter am Bodensee und im Rheinthal;

vom vierzehnten Jahrhundert an.

Auf jene dreißig Jahre des wüthendsten Krieges folgte ein hundert und fünfzigjähriger Friede,\*\* und arbeitete am Wohlstand und an der Blüthe dieser von der Natur so gesegneten Gegend, bis die französische Revolution und ihr Krieg alle Ereignisse und Schrecken des vorhergehenden Jahrhunderts auch am Bodensee wiederholte, und den Grund zu einer Verarmung und einem Elende legte, die, wie in unserm ganzen deutschen Vaterlande, so auch hier, wiewohl noch unter einer lachenden Hülle verborgen, zu Hause sind. Jener große Zwischenraum der Ruhe bietet keinen Stoff zu interessanter Erzählung. Werfen wir daher lieber einen Blick auf die Burgen und Geschlechter der Umgegend, deren Zerfall in die vier letzten Jahrhunderte zu setzen ist, und von welchen nur ganz wenige sich unverfehrt bis auf unsre Zeit durchgeschlagen haben.

Durchlaufen wir zuerst das Rheinthal, so finden wir schon mit dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts das Schloß Blatten zu einem Wirthshause herabgefunken, in welchem die Besizer

\* Weing. Archiv.

\*\* Der spanische Successionskrieg (1703) auf dem schwäbischen Ufer und die Händel des Stifts St. Gallen mit dem Toggenburg (1688—1712) verurachteten nur vorübergehende Bewegungen am See.



selbst, die einst so berühmten Edeln von Ramschwag, deren zwei sich noch kürzlich im Appenzeller-Krieg ausgezeichnet hatten, mit eigener Hand den Wein ausshenkten. Die Burg kam aus der dritten Hand in des Stifts St. Gallen Besitz unter Abt Ulrich VIII. Auch das Stammschloß Ramschwag wurde verkauft. Die Edeln von Altstädten starben aus, während die Appenzeller deren Stammsitz Hohenaltstädten zusammenrissen. Ein Theil der Güter kam an den letzten Mayer von Altstädten, Rudolph, dann an dessen Tochter Kunigunde, Hans Thumbs v. Neuenburg Gemahl. Nach ihrem Tode um 1475 fiel Neualtstädten an ihren Schwiegersohn, ihr Haus zu Altstädten, der Fraunhof genannt, an Rudolph von Rappenstein, und später an das Stift St. Gallen. Der zerfallene Burgstall Altaltstädten ging durch mehrere Hände und wurde endlich an die Bürger der Stadt Altstädten verkauft.

Das Schloß Flums und die Besse Grepplang erwarb die Familie Tschudi. Der letzte Werdenberg, Christoph, starb im Jahr 1538 in der Burg zu Sigmaringen. Sein Schwiegersohn Graf Friedrich v. Fürstenberg erbt Heiligenberg.

Das Schloß Grünenstein blieb eine ziemliche Zeit bei dem Geschlechte dieses Namens; seine Edle, die es vom Kloster St. Gallen zu Lehen trugen, thaten sich im Appenzeller-Krieg hervor und waren Räte des Abts von St. Gallen. Der Mannstamm starb mit dem Fürstb. Wolfgang von Rempten aus. Das Schloß kam erst an seine Richte, dann in mehrere Hände, darunter an die Zollikofer, die Salis und andre. Die letzten Ritter von Rosenberg-Bernang, Rudolph und Eglolf, fielen in der Schlacht am Stoß (1405); auch die Edeln von Behem, Held, Rickelshofen, Mogelsberg, Buchenlein starben frühe aus. Der letzte Zwingenstein starb in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, das Schloß kam an die Eidgenossen. Als Grimmenstein, das Schloß der Herrn von Enne, durch die Konstanzer während des Konzils geschleift worden, verließen diese die Schweiz und wanderten (um 1433) aus; sie blühen in Norddeutschland noch unter dem Namen der Herrn von Ende und mit demselben Wappen. In Untera erlosch das Geschlecht dieses Namens mit zwei Schwestern, die den Edelst. an einen Bürger verkauften. Auf dem rechten Rheinufer blühte das Haus des Grafen von Hohenems noch das ganze sechzehnte Jahrhundert durch; während des dreißigjährigen Krieges regierte Graf Kaspar, der Sohn Jakob Hannibals,

der im Jahr 1614 die Landvogtei Feldkirch und 1613 die Grafschaften Baduz und Schellenberg erworben hatte, so daß er von der Gränze Bündtens bis an den Bodensee herrschte. Im Laufe jenes Jahrhunderts theilte sich der Stamm in die Aeste Baduz und Hohenembs. Das Ländchen Baduz und Schellenberg wurde von den Grafen von Embs-Baduz, im Jahr 1708 an das fürstliche Haus Liechtenstein verkauft und im Jahr 1719 zu diesem Fürstenthum geschlagen; es bildet heutzutage den einzigen unmittelbaren Theil desselben. Beide Linien Embs starben im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in ihrem Mannstamm aus und die Grafschaft Hohenembs kam an Oestreich. Ein anderer Zweig dieses Hauses lebt in den Fürsten von Altamis in Italien fort.

Am Schweizerufer des Bodensees hielt sich die Familie Wartensee in ihrem dreifachen Schlosse aufrecht, in dem die Brüder Wilhelm und Bernhard mit den Appenzellern Landrecht stifteten. Nach Bernhards Tode fielen alle Besitzungen an Konrad von Steinach, der im Jahr 1423 die Burg Wartensee an Diethelm und Wilhelm Blarer von Wartensee verkaufte. Diethelm hatte zwei Söhne, Diethelm den Jüngern und Kaspar. Die Söhne dieses jüngern Diethelm erhielten Wartensee. Seiner Nachkommen wurden aber bald so viele, daß die Herrschaft sie nicht alle nähren konnte; daher suchten sie ihr Auskommen in Stiftern, Ritterorden und an Höfen. Zu Hause sonderten die Brüder Abt Diethelms von St. Gallen, Christoph, Jakob und Gaudenz, von den Wartenseischen Gütern den ob Stad gelegenen Theil für ihren Bruder Kaspar, Vogt von Arbon, ab, der dort um 1560 den Edelstiz Wartegg baute. Im Jahr 1728 verkaufte die Familie ihr Schloß Wartensee an den Baron Segeffer von Brunegg, und dessen Söhne im Jahr 1757 dasselbe an das Stift St. Gallen. Ein Zweig des Hauses kaufte Güter im Sundgau, schrieb sich aber immer von Wartensee.

Auch die Herren von Norschach retteten ihre Burg durch das Bündniß mit den Appenzellern und das Bürgerrecht in St. Gallen (1448). Aber bald waren ihrer zwölfte: so wurden ihre Güter zerstückelt und schnell verpfändet, und die Mordthat, die Rudolph der Älteste und Eglolf der Ältere an Marquard vom Embs verübten, verwickelte sie in einen Krieg mit diesem Nachbarhause und gab ihnen den letzten Stoß. Sie verkauften ihr Schloß im Jahr 1449 an St. Gallen und starben arm und kinderlos

aus. Nach ihrem Tode verlor das Schloß seinen Namen und wurde von der Patronin der Hauskapelle St. Annenschloß genannt.

Sulzberg starb bald nach dem Appenzeller-Kriege mit Hermann, einem Geistlichen, aus; das Schloß kam durch die zweite Hand an Rudolph Mötteli von St. Gallen, später an Kaspar den Ruggen von Tanegg (1584), endlich an den Feldmarschall Rudolph von Salis-Zizers. Jetzt ist es im Besitze der Linie Salis-Solis.

Aus dem Geschlechte Steinach lebte im Jahr 1419 Konrad, Heinrichs Sohn, und Wilhelm, Rudolphs Sohn. Jener besaß Steinach nebst Zubehör; nach seinem Tode kam es an fremde Erben und von Hand zu Hand, bis es wieder an St. Gallen fiel. Ein anderer Ast der Steinach, der von Rudolph dem Hofmann ausging, erlosch erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Burgen Falkenstein und Rappenstein stürzten unter den Streichen der Appenzeller zusammen. Alt- und Neu-Ramschwag hielt Stand; jenes kam an die Herren von Helmsdorf, später in andere Hände; dieses an die Stadt St. Gallen, die es zerfallen ließ. Alt- und Neu-Meldegg lag im Schutt. Die Ruine Alt-Meldegg besaßen die Edeln Reichle von Meldegg, die noch heutzutage in Oberschwaben auf dem rechten Ufer der Iller bei Memmingen blühen.

In St. Gallen der Stadt traten an die Stelle der alten Geschlechter neue, welche die Lehen und Gerichtsbarkeiten jener an sich brachten und daher Junker hießen, solche waren die Zollikofer, Fels, Schobinger, Gonzenbach, Zili. Eben solche patrizische Geschlechter erhuben ihr Haupt in Konstanz, Ueberlingen (die von Pflummern, die noch kürzlich dort blühten) und Lindau.

Zu Konstanz blühten bis zur Reformation die Blarer von Gyrspurg; nach dem Konstanzer Sturm aber ließen sie sich unter ihren Häuptern Thomas und Ambrosius Blarer zu Zürich nieder, und erzeugten dort eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Am westlichen Ende des Bodensees pflanzte sich in zwei Aesten und mit zweierlei Wappen der Adel der Bodmann rühmlich fort. Sie bauten auch dem Heiligenberge gegenüber die Besse Hochbodmann. Als das Stammschloß im Jahr 1307, durch den Blitz entzündet, von Grund aus abbrannte, wurde der damals einzige Sprößling des ganzen Geschlechtes, Johann von

Vodmann, fast durch ein Wunder gerettet; seine Eltern und Alles im Schlosse wurde ein Raub der Flammen, ihn aber packte die mütterlich gesinnte Säugamme in einen kupfernen Kessel und ließ ihn so den steilen Berg hinabrollen. Dieses schwache Reis trieb bald neue Zweige und das edle Geschlecht blüht noch in mehreren Linien. Die auf dem Stammschlosse wohnhafte nennt sich Vodmann-Vodmann.

Im Hegau fiel von den schwesterlichen Burgen, nachdem die Geschlechter der meisten längst abgegangen waren, eine um die andere in Trümmer. Das Geschlecht der Stoffeln erscheint seit dem Jahr 1563 nicht mehr, und im Jahr 1590 finden wir die Familie Reischach im Besitze dieses Reichslehens. Schloß und Hof Staufeu gehörte noch immer dem Kloster Petershausen; jenes aber haben wir im dreißigjährigen Krieg einen Raub der Flammen werden sehen.

Schloß und Herrschaft Hohenhöwen kam, noch während das Geschlecht fortdauerte, im Jahr 1404 an die von Luppen. Jörg, Freiherr von Höwen, war ein treuer Diener Herzogs Ulrich von Württemberg, der Einzige von der Befabung, der im Jahr 1518 gegen die Uebergabe von Hohentübingen an den schwäbischen Bund protestirte; er fiel im Feldzuge gegen die Türken an der Spitze eines württembergischen Fähnleins im Jahr 1542. Der Mannstamm der Herren von Luppen erlosch im Jahr 1582. Von ihnen kam Hohenhöwen in die Hände der von Pappenheim, und durch diese im Jahr 1639 an das Haus Fürstenberg.

Wer vom vierzehnten Jahrhunderte bis gegen die Mitte des sechzehnten im Besitze Hohenkrähens war, liegt im Dunkeln. Vorübergehend besaßen es die Züricherböcke ums Jahr 1540. So nannte sich, im Kriege der Eidgenossen wider Zürich, in der letzten Stadt eine Gesellschaft von anfangs sechzehn, endlich sechzig Männern von besonderer Kraft, welche nicht nur in Schlachten ihr Leben gering schätzten, sondern, von Heldennuth begeistert, alle großen kühnen Abenteuer zuerst bestehen wollten. Diese Böcke, die Vorfechter Zürichs, blieben, auch als der Krieg beendet war, unausgesöhnt. Als nun weder sie die Stadt verlassen, noch die Schweizer vergessen wollten, wie oft ihr muthiger Troß sie bitter beleidigt hatte, so traten sie vor die Obrigkeit, baten, daß man ihnen im Herzen wohlgesinnt bleiben möchte und ihnen, die dem Frieden nicht länger im Wege stehen wollten, gönnen, daß sie sich selbst helfen. Hiermit zogen sie aus, kauften sich auf unserm

Hohenträhen ein Schloßrecht und warteten dort in freiwilliger Verbannung, bis Mitleiden und Unwillen endlich selbst Schweizer zu ihren Fürsprechern machte. Ja, der Landammann Friesz von Uri ließ sich verlauten: „Man könnte diesen Böcken selbst neue Feindseligkeiten, man könnte ihnen die Gefangennehmung eines großen Eidgenossen nicht übelnehmen.“ Dieses hörten die Böcke und ließen es sich nicht zweimal sagen. Es begab sich nämlich, daß eben dieser Landammann in einem Marktschiffe den Züricher See herunterfuhr. Da ruderten plötzlich aus einer kleinen hinter Bäumen verborgenen Bucht zwei Rachen mit vielen Bewaffneten hervor: es waren die Böcke. „Ammann Friesz von Uri,“ riefen sie, „Ihr seyd unser Gefangener! Fürchtet nichts!“ Er, redlich und darum unerschrocken, doch erstaunt, sagte im Hinübersteigen: „Es ist euch gut rathen, liebe Gesellen; ich aber meinte nicht, daß der Rath mich treffen soll!“ Die Böcke führten ihren Gefangenen nach Hohenträhen, wo er gut und ehrenhaft gehalten und mit aller Gastfreundschaft bewirtheet wurde und an die Eidgenossen wegen seiner Auslösung schrieb. Diese mußten jetzt den Frieden, welchen sie nicht geben wollten, um dreihundert Gulden von den Böcken kaufen. Unmuthig zählte Izel Neding ihnen das Geld zu, ehre aber die Unbezwungenen; und sie gelobten Friedenstreue, so fest, wie der bisherige Muth. Ihre Gesellschaft blieb so lang, als die Schweiz.\*

Den Untergang der Burg erzählt unser topographischer Theil. Die Ueberbleibsel und der Berg wurden im Jahr 1534 vom römischen Könige Ferdinand mit Vorbehalt der Oeffnung als ein Mannlehen an Hans von Friedingen übergeben, ging durch die Hände der Homburg, Jigger, Bodmann und Anderer, kam dann an die Landgrafschaft Nellenburg, und wurde von dieser den Herrn von Reischach zu Lehen gegeben.

Die herrliche Feste Hohentwiel hatte der Kaiser Rudolph von Habsburg, oder sein Sohn Albrecht, als ein von dem Hause Stausen dem Reiche heimgefallenes Schwabenlehen dem Hause seines Kanzlers Heinrich von Klingenberg gegeben. Ein späterer Heinrich von Klingenberg bewilligte im Jahr 1515 dem Herzog Ulrich das Oeffnungsrecht und überließ dem vertriebenen Fürsten den freien Gebrauch der Feste. Dieser benützte sie besonders bei der Werbung seines Schweizervolkes (1519), mit welchem er sein

\* Z. v. Müller IV.; 1 und 5.

Land wieder zu erwerben gedachte (s. oben). Endlich verkaufte Johann Kaspar von Klingenberg im Jahr 1538 die Bese ganz an Herzog Ulrich, und seit dieser Zeit ist sie immer in Württembergs Händen geblieben. Wie im dreißigjährigen Kriege, so bewahrte sie auch im spanischen Erbfolgekrieg ihre Ehre, wo sie im Jahr 1703 zu verschiedenen Malen, von den Franzosen angegriffen, immer siegreichen Widerstand leistete. — Der Mägdeberg gehörte früher dem Kloster Reichenau, wurde 1347 an Werner von Dettingen verpfändet und im Jahr 1359 an die Grafen v. Württemberg verkauft. Im Jahr 1370 eroberten es die Reichsstädte, und Württemberg verkaufte das Schloß sammt dem Dorfe Mühlhausen an Oestreich, das in der Folge, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, Titel Eß von Reischach damit belehnte; seitdem wechselte es öfter seine Besitzer. Das Schloß Friedingen kam von den Edeln dieses Namens, an die Bodmann, und diese verkauften es der Stadt Nadolphszell.

Der Adel des Schlosses Homburg, dessen Ruine über Stahringen schwebt, scheint frühe ausgestorben zu seyn. Später erwarb es die Familie Bodmann, dann das Stifft St. Gallen, zuletzt das Bisthum Konstanz.

Das Schloß Nellenburg, jetzt abgebrochen, stand auf einem nicht unberächtlichen Berge bei Stockach. Das mächtige Geschlecht der Landgrafen von Nellenburg war ein Zweig der Grafen von Böhringen; deren letzter, Eberhard, sprach zu Konstanz im Namen des Kaisers das Todesurtheil über Hieronymus von Prag. Seine Tochter Anna Sophia brachte ihrem Gemahl, dem Grafen Eberhard von Thengen, die Landgrafschaft. Sein Sohn verkaufte sie im Jahr 1456 an Oestreich.

Weiter aufwärts am See, nicht ferne von seinem schwäbischen Ufer, war das Schloß Heiligenberg im sechzehnten Jahrhunderte vom Grafen Joachim von Fürstenberg neu und stattlich erbaut worden. Ausführliche Nachrichten über dieses Schloß, von einem edeln Beförderer unsrer Arbeit mitgetheilt, haben wir dem topographischen Theile einverleibt.

In diesen Raum gehören auch die Burgen und Geschlechter von Kargegg, auf der Landzunge, Ueberlingen gegenüber, dann unterhalb dieser Burg der Sitz der Edeln von Dettingen, jetzt ein Bauernhof; Neuhohewels, das die Gremlichen, die Erben derer von Zungingen, der Erben des ausgestorbenen Geschlechtes Hohewels, auf einem sonnigen Hügel, wo zwei enge Thäler

Schwa b, Bodensee.

zusammenlaufen, unweit Stodach erbaut, und deren Thürme und Zinnen dem Wanderer noch entgegenragen; Spechtshard ob Ueberlingen, das seine eignen Edeln hatte, Burgberg vor den Thoren von Ueberlingen; Kirchberg, bei Sanguau am See (die von Kiliberg kommen schon im dreizehnten Jahrhundert in Urkunden vor); Herberg oder Hefberg bei Zinnenstad mit einem gleichnamigen Geschlechte; die Burg kam im siebzehnten Jahrhundert an das Kloster Ochsenhausen; die von Ittendorf, Schenken des Hochstiftes Konstanz, welches Amt nach ihnen die von Helmsdorf erhielten, deren Burg noch steht und die dieselbe bis ins sechzehnte Jahrhundert besaßen. Das Geschlecht starb wahrscheinlich mit Anna von Helmsdorf, einer Klosterfrau zu St. Katharina bei Diessenhofen, im sechzehnten Jahrhundert aus. Von Naderach, einer Burg im Dorfe gleichen Namens unweit Fischbach, schrieben sich die Marschallen von Konstanz, ein frühe ausgeforbenes Geschlecht.

In Tett nang vegetirte die letzte Linie der einst so großen Grafen von Montfort, von Hugo, dem Sohne Rudolphi, gestiftet. Nach dem Aussterben der beiden andern Linien, Feldkirch und Bregenz, theilte sich die Linie Tett nang wieder in die Nebenlinien Bregenz und Tett nang. Die letztere starb im Jahr 1574 aus; Kaiser Maximilian I. zog die Herrschaft als heimgefallen ein, und übergab sie im Jahr 1575 dem Erzherzoge Ferdinand von Oestreich.

Die Bregenzische Linie kaufte aber Tett nang wieder an sich, und residirte im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in dieser Stadt. Ein zerrütteter Haushalt brachte jedoch die Familie ganz herunter; sie verpfändeten und verkauften Hab' und Gut an Oestreich, und Graf Ernest, der letzte, kinderlose Sproßling dieses Geschlechtes, das einst Jahrhunderte lang nicht nur die Geschicke der ganzen Seegegend gelenkt, sondern in die Waagschale der größten Weltbegebenheiten kein unbedeutendes Gewicht zu legen gewohnt war, starb im Jahr 1787 als Bettler in dem Pfarrhause des Tett nangischen Dorfes Marienbrunn, wo er ein Kämmerlein mit der Aussicht auf den Gottesacker bewohnt hatte.

Zwei Meilen von Tett nang blickte die Waldburg, der Sitz eines fröhlich fortblühenden Geschlechtes, mit hohen Zinnen von ihrem dicht mit Tannen bewachsenen Hügel herab. Obgleich sie dem Bezirke, den wir uns ausgeheckt haben, nur noch durch ihre herrliche Aussicht auf die Seegegend angehört, so haben wir doch

ihrem erlauchten Geschlecht im topographischen Theil einen Ueberblick gewidmet, auf den wir hier verweisen.

Bei Lindau saß das edle Geschlecht der Herrn von Raitenau; sie kamen in späterer Zeit zu hohen Ehren, wurden östreichische Grafen, und starben erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus, von den Grafen von Welsperg beerbt.

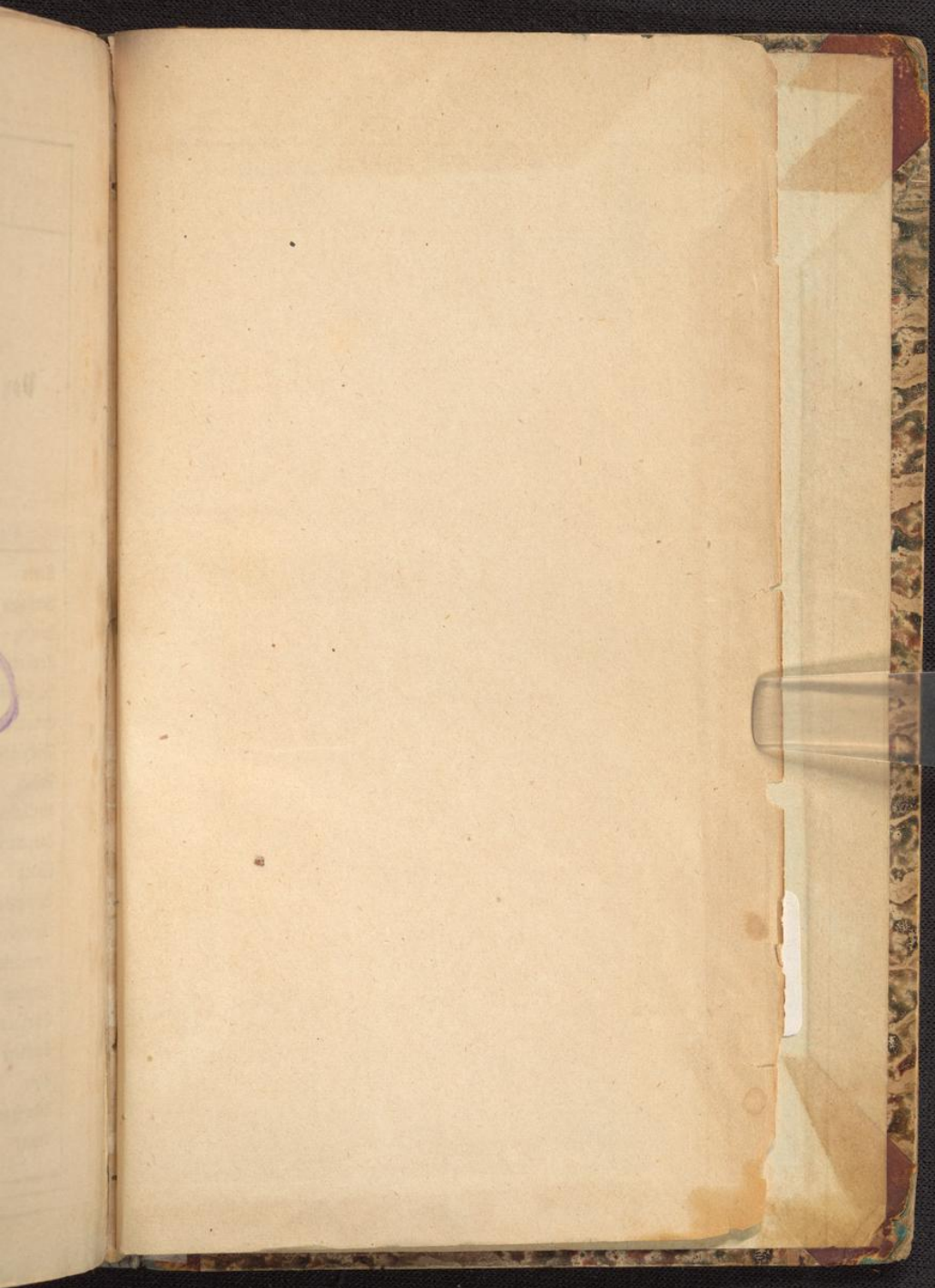
Nachdem wir so die Kunde um den See gemacht, und die alte Zeit in ihrem Schwinden noch einmal besichtigt, schließen wir den geschichtlichen Theil unseres Versuches und überlassen das achtzehnte Jahrhundert, in dessen Laufe das Alte vollends vermoderte, und an dessen Schlusse aus gährendem Leben das Neue sich gestaltet hat, einem späteren, unbefangeneren Beobachter, der da Leser finden wird, für welche die Einzelheiten, die den Geist der Zeitgenossen noch nicht angenehm beschäftigen, weil das Auge selbst zu viel Antheil daran genommen hat, — wieder den Reiz des Alterthums an sich tragen. Was jedoch als besonders merkwürdig auch aus der neuesten Zeit nicht verschwiegen werden darf, sey, jedes an seinem Orte, dem topographischen Theile vorbehalten.

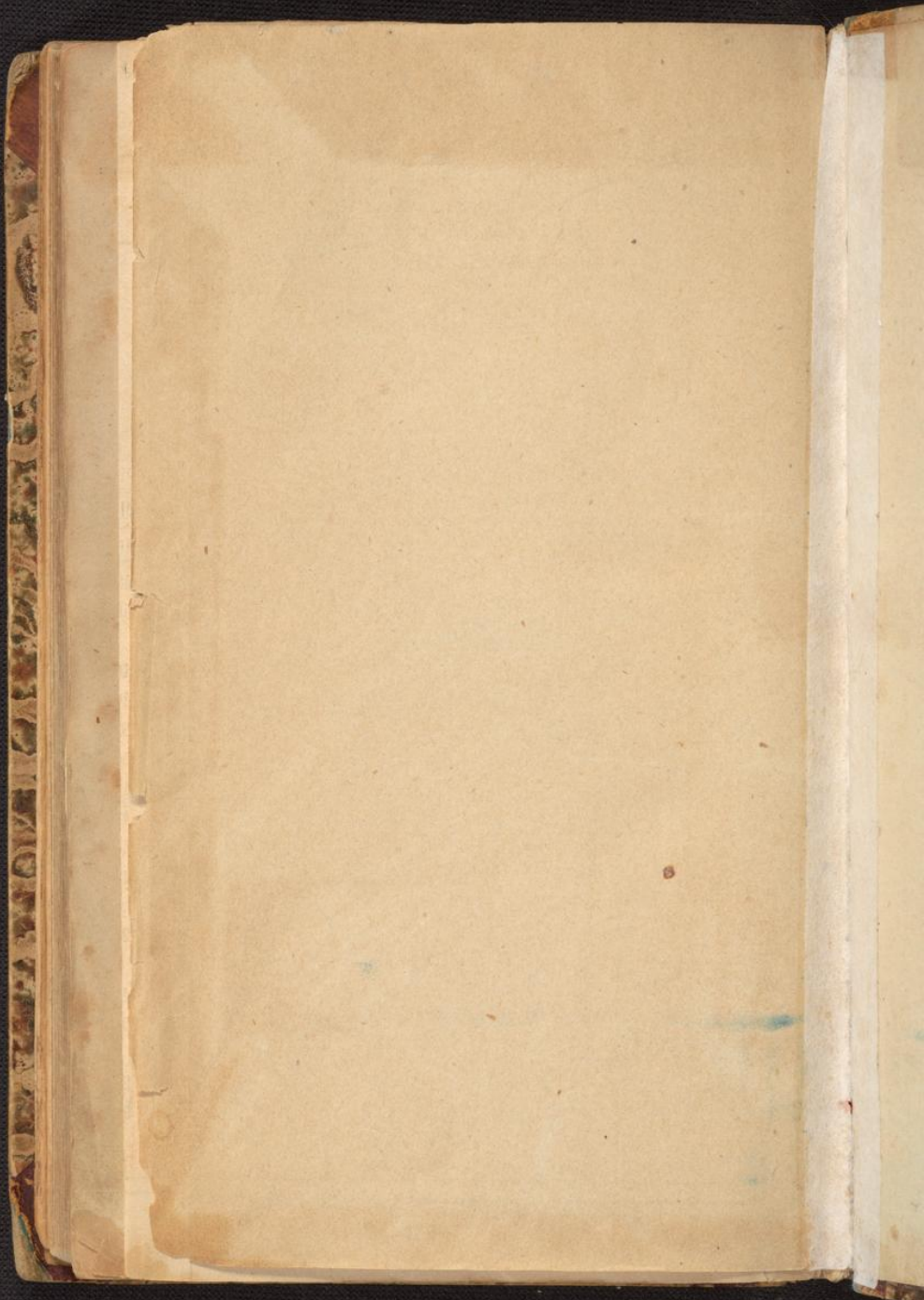


## Druckfehler und Berichtigungen.

### Erste Abtheilung.

- Seite 48 Zeile 8 von unten statt Wolfurth lies Wolfurt.  
 „ 72 Not. 1 von unten statt Nierum l. Nierum.  
 „ 74 „ 1 von unten statt confonde l. confunde.  
 „ 88 Zeile 11 von unten statt Korschach l. Korschach.  
 „ 115 „ 8 von oben statt Engelhard l. Engelbert.  
 „ 159 „ 15 von unten statt Altschhausen l. Altschhausen.  
 „ 179 „ 14 von oben statt Grimmslein l. Grimmslein.  
 „ 215 „ 22 von oben statt Im Thurgau l. Im Thurgau.  
 „ 240 „ 16 von oben statt Ambrosius l. Ambrosius.





25 07212 7 031

